

enfurt

175

Joseph Buttinger · Bibliothek



Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

J III (Jnden) A

25. 11

I 515875

Der

Verzweiflungskampf

der

arischen Völker mit dem Judentum

Von

Hermann Ahlwardt

Rektor in Berlin.

Greif niemals in ein Wespennest,
Doch wenn Du greiffst, so greife fest.

16-220.63.60 [64]

Ref IV

UB KLAGENFURT



+L62581401

Berlin 1890.

Verlag von F. Grobhäuser.



212632



Einleitung.

Nach Schopenhauer ist die Geschichte zwar keine Wissenschaft, weil ihr die notwendigsten Vorbedingungen dazu fehlen, aber sie ist viel mehr, nämlich für das ganze Menschengeschlecht dasselbe, was die Vernunft für den Einzelnen ist. Ihr Wert ist daher für die Menschheit unermesslich, sofern es dieser gelingt, in ihre Lehren, die aus einer Fülle von Einzelheiten geschöpft sein wollen, einzudringen und dieselben dann auch zu beherzigen.

Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß unsere gegenwärtigen Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosophen bei ihren Forschungen größtenteils von falschen Voraussetzungen ausgehen, daher auch zu falschen Schlüssen kommen.

Die späte Nachwelt wird die gegenwärtige Geschichtsperiode als die Zeit des Kampfes zwischen den indogermanischen Urbewohnern Europas und den semitischen Eindringlingen, oder, falls sie diesem Kampfe Prinzipien zu Grunde legen sollte, als den Kampf des indogermanischen Idealismus mit dem semitischen Realismus bezeichnen.

Allerdings wickelt sich dieser Kampf, soweit es vom Willen der eingedrungenen Semiten abhängt, seit vielen Jahrhunderten in aller Stille ab. Aber an Grausamkeit kommt diesem Kampfe kein einziger gleich. Die von den semitischen Siegern zu Tode getroffenen Germanen sinken nach schwerem Todeskampfe ruhmlos in ein stilles, oft heißersehntes Grab. Kein Dichter schildert ihre Leiden, kein Geschichtsschreiber zollt ihrer Standhaftigkeit Anerkennung, und doch haben viele von ihnen wackerer gekämpft, als die Helden, von denen die moderne Kriegsgeschichte zu sagen weiß.

Diejenigen geschichtlichen Thatsachen, welche augenblicklich als die Kardinalpunkte in den Vordergrund gestellt werden, z. B. die tausendjährigen Kämpfe der Westfranken und Ostfranken um das Lotharische Erbe mit ihren Schlachten bei Rosbach, Jena, Leipzig, Sedan wird eine spätere Geschichtsschreibung nur als interessante Zwischenstücke ansehen, die das Auge von dem eigentlichen, viel stiller sich entwickelnden Drama abgewendet haben. Die Raubzüge von 1848, die Verfassungskämpfe in Preußen von 1861 bis 1866, der sogenannte Kulturkampf von 1871—1878 werden gar nur als Spektakelstücke angesehen werden. Dagegen werden geschichtliche

Vorgänge, die jetzt erst in zweiter oder dritter Linie stehen, z. B. die Erhebung der Jüdin Esther zur königlichen Geliebten durch den König Kasimir von Polen, die es den Juden ermöglichte, viele Jahrhunderte in Polen frei zu praktizieren, ferner die Teilung Polens durch die drei angrenzenden Mächte, als dieses Land durch das Judentum für den Untergang reif gemacht war, und die in Zukunft die Teilung Preußens, Oesterreichs und Rußlands durch die polnischen Juden heißen wird, die Herrschaft Cremieux und Gambettas in Frankreich, der Berliner Congreß mit seiner Auslieferung Rumäniens an seine jüdischen Bedränger, die Judenemanzipation von 1848, der Abfall Lasfers von der Fortschrittspartei im Jahre 1866 und sein Uebergang ins Lager der Regierung, um von dieser den deutschen Handwerkerstand seinem Volk einschlagen zu lassen, für den späteren Geschichtsforscher eine höhere Bedeutung erhalten.

Der Kampf ist so alt, wie die Geschichte überhaupt.

Früher, bei den Kämpfen um das Mittelländische Meer und die Küstenländer desselben wurde häufig die Entscheidung der Waffen angerufen, die schließlich für die Semiten ungünstig ausfiel. Seitdem hat derjenige Zweig der semitischen Völker, der bei seinen eigenen Stammesgenossen verachtet und verabscheut wird, den man als Hebräer, Israeliten oder Juden bezeichnet, den Kampf in durchaus geräuschloser, heimtückischer Weise wieder aufgenommen. Er hat sich bei allen arischen Völkern eingeismuggelt, fast überall Einfluß auf die Gesetzgebung gewonnen, saugt die Völker aus und macht sie dann zu willenlosen Sklaven. Zu einem solchen Kampfe ist der jüdische Volksstamm mit den herrlichsten Gaben, einem bedeutenden Verstande, uner müdlicher Thatkraft und hohem Gemeinfinn ausgerüstet und hat hierdurch sein Ziel, die volle Unterjochung der Völker, die ihm in unseliger Verbblendung Gastfreundschaft gewährten, fast erreicht. Bringt nicht die letzte Stunde noch Rettung, so ist die semitische Herrschaft eine unbedingte geworden.

Wie es möglich geworden ist, daß ein zahlreicher, kriegerischer und arbeitsamer, dabei freiheitsliebender und stolzer Volksstamm einem andern, weit weniger zahlreichen, un kriegerischen und unproduktiven Stamme hat erliegen können, will ich in Nachfolgendem untersuchen.

Daß ich hierbei meine eigenen Erlebnisse mit in den Vordergrund stelle, bedarf einiger erläuternden Bemerkungen. An und für sich sind dieselben für die Gesamtheit so gleichgültig, wie es die Erlebnisse einer untergeordneten Person nur sein können. Auch entbehren dieselben, zumal manche unerquicklichen Verhältnisse darin vorkommen, alles Interessanten. Gleichwohl schreibe ich diesen Erlebnissen einen hohen Wert zu, weil sie typisch sind für das, was Tausenden schon begegnet ist, und Tausenden noch begegnen wird. Meine Schwäche, einem bedrängten Freund über meine Kräfte hinaus beizustehen, ist in unserm Volk leider eine allgemeine, die auch bei unserm Nachkommen nicht ausgerottet sein wird. Ebenso allgemein ist die schlaue Benutzung dieser Schwäche durch die Hebräer. Gleiche Ursache, gleiche Wirkung! Daher ist meine Lebensgeschichte durchaus nicht so unbedeutend, wie sie erscheint. Daß meine Person bei

dieser Darstellung nicht gewinnen kann, ist selbstverständlich, aber bei dem Ziel, das ich mir gesteckt habe, auch absolut gleichgültig.

Nur für die Allgemeinheit sind meine Darstellungen berechnet, und wenn diese dazu beitragen sollten, denselben die Augen zu öffnen und zum einmütigen und rücksichtslosen Kampf mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die semitischen Bedrücker zu veranlassen, so ist das höchste Ziel meines Lebens erreicht.

Die beiden ersten Kapitel, welche von dem deutschen und semitischen Volkscharakter handeln, sind keineswegs bestimmt, eine erschöpfende Darstellung zu geben. Sie sollen nur die Grundlage bilden, auf der sich das Nachfolgende aufbauen kann.

Erst die Schlußkapitel fassen das Endergebnis zusammen.

Das Endergebnis kann, dem Wesen der Geschichte entsprechend, nur ein Produkt vieler Einzelheiten sein.

Ich kann es daher nicht umgehen, vielfach Handlungen noch lebender, bestimmt bezeichneter Personen anzuführen, die diesen, wenigstens in den Augen meines eigenen Volksstammes, unmöglich zur Ehre gereichen können. Ich bin aber weit davon entfernt, diese namhaft gemachten Personen als besondere Bösewichter zu bezeichnen und sie durch Nennung ihrer Namen besonders zu bestrafen. Mir kommt es lediglich darauf an, aus einer Fülle von Thatfachen leitende Grundsätze zu gewinnen, die dem deutschen Volke für spätere Entschlüsse als Richtschnur seines Handelns dienen können. Jede Bestrafung einzelner Personen liegt meiner Seele fern.

Und nun gehe hinaus, mein Buch, erfreue meine Mitkämpfer, begeistere die Laien und zeige allen deutschen Männern, die jetzt in unheiliger Verblendung für die semitischen Unterdrücker kämpfen, welches Erbteil sie ihren eigenen Kindern hinterlassen!

Der Verfasser.

Der deutsche Volkscharakter.

Das deutsche Volk gehört dem großen arischen oder indogermanischen Volksstamme an. Derselbe hat seine Heimat wahrscheinlich in dem Hochlande von Iran und hat sich von dort einerseits über Vorderindien, andererseits fast über ganz Europa verbreitet. Allerdings giebt es auch hervorragende Gelehrte, die seine Heimat in nordischen Ländern suchen, also eine Verbreitung von Norden nach Süden annehmen. Die Griechen, Römer, Gallier, Germanen und Slaven sind Zweige der großen arischen Völkerfamilie. Das Wort „Arier“ hängt zusammen mit dem griechischen Wort *ἀριστοι*, „die Besten“. In der That steht dieser Stamm in Folge seiner körperlichen und geistigen Beschaffenheit an der Spitze des Menschengeschlechts. Unterscheiden sich die einzelnen Völker dieses Stammes auch mannigfach, so haben sie ihre Haupteigenschaften doch gemeinsam. Wir wenden uns, dem Zweck dieses Aufsatzes entsprechend, dem deutschen Volkscharakter zu. Um denselben zu verstehen, müssen wir uns die Drilichkeit vergegenwärtigen, in der das deutsche Volk seine Jugendzeit verlebt hat. Es ist der Urwald mit all seinen Gefahren. Nirgends mehr, als hier, konnte sich ein starkes und trotziges Geschlecht entwickeln. Die ewige Nähe der Gefahr und die stete Bereitschaft zum Kampfe auf Leben und Tod erweckte kühnen und mutigen Sinn, und diesen haben die Vorfahren auf ihre Nachkommen vererbt. Furcht vor äußeren Gefahren ist dem deutschen Volkscharakter zu allen Zeiten fremd gewesen. Ein geflügeltes Wort der neuesten Zeit bezeichnet daher eine Thatsache, die seit Jahrtausenden in dauernder Gültigkeit gewesen ist. Die feierliche Waldesstille verleitet den Deutschen zu metaphysischen Träumereien, in denen er sich gar gern den täglichen kleinen Sorgen enttrückte und daran gewöhnte, das materielle Dasein nicht als das Wesentlichste anzusehen. Der Wirklichkeit wurde daher nicht immer die nötige Aufmerksamkeit zugewendet. Welche Grobhartigkeit, welche Gemütsiefe leuchtet uns aus der germanischen Götterlehre entgegen, die in den finsternen Wäldern exträumt worden war! Die Götter aller Völker spiegeln ja den innersten Volkscharakter am besten wieder. Wie einer ist, so ist sein Gott!

Kriegerische Ehre, Treue, sowohl Freundes-, als Mannes- und Gattentreue galt ihnen höher als das Leben. An den einmal gegebenen Einrichtungen hielten sie fest mit eiserner Energie. Auch

an dem „roten“ Golde fanden die Deutschen später Wohlgefallen und strebten darnach, es zu besitzen, nicht aus Geiz, sondern aus Freude an dem blanken Schimmer. Im Kreise seiner Freunde gab sich der Deutsche gar gern dem süßen, ungetrübten Lebensgenuß hin, wobei allerdings fast regelmäßig dem Trunk übermäßig gehuldigt wurde. Die frische Lust am gefährlichen Wagen verleitete ihn nur zu oft zu den bedenklichsten Glücksspielen, in denen oft Haus und Hof, Weib und Kind und die über alles geschätzte Freiheit verloren ging. Ihr Recht war den Volksgewohnheiten entsprossen. Gelehrter Richter bedurften sie daher nicht. An ihrer Meinung hielten sie fest bis zur Aufopferung des Lebens. Die Frau nahm bei ihnen eine so hohe Stellung ein, wie bei keinem Volke der alten Welt. Ihre Rathschläge waren gar oft ausschlaggebend. Die Ehe war heilig. In geschlechtlichen Dingen herrschte die größte Schamhaftigkeit.

In Wäldern ist aber der Horizont ein sehr begrenzter, desto genauer zu beobachten ist das Naheliegende. Wer freilich die Spitze eines Baumes erklettert, hat dann einen um so größeren Gesichtskreis, aber die unteren Zweige verdecken ihm jetzt fast ganz die Erde, der er entflohen ist. Jahrtausende sind seitdem vergangen, und welche Ereignisse haben sich in dieser Zeit abgespielt! Die Deutschen stiegen auf den höchsten Gipfel des Ruhms, Weltreiche sanken vor ihnen in den Staub, und viele deutsche Stämme gingen unter in ihren eigenen Eroberungen. Eine neue Religion wurde ihnen gebracht, die in ihrem Balderkultus einen so schönen Anknüpfungspunkt fand. Auf und ab stiegen sie im Laufe der Jahrhunderte, ein neues Recht verdrängte ihr altes Volksrecht. Die Kultur der alten Griechen und Römer ging ihnen auf und erfüllte sie mit neuen Ideen. Ihre Uneinigkeit machte sie zum Spielball der Völker, bis sie sich im siebenzehnten Jahrhundert gegenseitig fast ganz aufrieben.

Zwei Jahrhunderte waren nötig, um ihnen unter den übrigen, rasch aufblühenden Völkern wieder eine geachtete Stellung zu sichern. Durch die Erfahrung belehrt, streben sie jetzt wieder mächtig empor. Welcher Wandel im Laufe der Jahrtausende! Und doch! Sehen wir ab von den äußeren Veränderungen der Kultur, gehen wir ein auf ihr innerstes Wesen, so finden wir die alten Deutschen vollkommen wieder. Die Jahrtausende mit all ihrem Wechsel haben den Kern ihres Characters nach all seinen guten und schlechten Seiten hin wenig zu verändern vermocht. Seine Furchtlosigkeit vor äußeren Gefahren, seine Tapferkeit im Kriege, sogar ein gewisses Behagen, Leben, Gut und Blut im frischen, fröhlichen Wagen einzusetzen, ist bei dem Deutschen noch heute vorhanden. Auch sein Hang zu metaphysischen Träumereien ist ihm geblieben. Selbst die untergeordnetsten Naturen fühlen Neigung, über das wie und woher des menschlichen Daseins, über die letzten Gründe alles Seienden nachzudenken. Daher der furchtbare Ernst bei Behandlung aller religiösen Fragen. Auch der bedauerliche Hang zu gefährlichen Glücksspielen ist geblieben, ebenso die Neigung, in fröhlicher Gesellschaft sich frei zu machen von allen Erden Sorgen, wobei noch jetzt dem Trunk oft übermäßig gehuldigt wird.

Nur ein Deutscher konnte sprechen:

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Der Deutsche ist mehr, als irgend ein anderer, der Mensch des von allen Bedingungen des materiellen Daseins befreiten Augenblicks. Dies ist einerseits die Quelle seines höchsten Glückes, andererseits der Grund seiner schwersten Leiden.

Am klarsten hat dies Göthe erschaut, der als echter Meister diese Quelle des reinsten Glückes keineswegs verstopfen, aber die daran geknüpften spätern Leiden beseitigen wollte. Er rief seinem Volke zu:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen; Frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort.

Freilich, Mephistopheles hat seitdem ebenfalls große Fortschritte gemacht! Heimtückische Ränke gelten noch heute dem Deutschen als etwas Widerwärtiges. Seine Vertrauensseligkeit und seine Neigung, für seine Freunde die größten Opfer zu bringen, sind trotz der schlimmsten Erfahrungen nicht auszurotten. Er ist im Wechsel aller Zeiten Idealist geblieben. Was oben über den Gesichtskreis der alten Deutschen in praktischen Dingen gesagt ist, gilt noch heute. Sorgfältig achtet jeder auf die Vorgänge in seiner nächsten Nähe, und über diese hat auch der Niedrigststehende, wie das schon Stein bewundernd anerkannte, oft ein wunderbar gesundes Urtheil. Darüber hinaus fehlt es oft bis in die gebildesten Volkskreise hinein an ruhig prüfender Einsicht, und ein geschickter Agitator, der es versteht, über die Dinge der nächsten Umgebung vernünftig zu reden, kann die Deutschen mit Hilfe der Analogie über ferner liegende Dinge, z. B. über politische, zu den unglaublichsten Ansichten bringen. Die deutschen Gelehrten endlich, die, um auf das altdeutsche Waldleben zurückzukommen, die Spitze eines Baumes erklettert haben, besitzen dann zwar einen ungemein großen Ueberblick und gelten als Leuchten der Wissenschaft in der ganzen Welt, aber ihnen fehlt wieder der Blick auf den Boden, dem sie entstiegen sind. Nirgends in der Welt stehen die Gelehrten dem Volksleben ferner, als in Deutschland. Wer sich das bisher Gesagte vergegenwärtigt, der wird den deutschen Partikularismus vollständig begreifen, der bis in die kleinsten Verhältnisse hinein spielt und zu allen Zeiten so viele Deutsche in das Lager ihrer Feinde getrieben hat. In diesem Punkte hat das Ausland die Deutschen von jeher richtig beurtheilt und seine Maßnahmen danach getroffen.

Was der Deutsche als Politiker bedeutet, darüber hat uns Robert Hamerling in seinem tollen Scherzspiel „Teut“ ein erschreckend wahres Bild vor die Augen gehalten, und es wäre wohl zu wünschen, daß jeder deutsche Mann, der sich mit Politik beschäftigt, sich zunächst einmal hierin spiegeln würde. Geradezu einzig ist die Sitzung im Teutoburger Wald, welche sich mit der Frage der deutschen Reichs-

farben beschäftigt. Natürlich ist Einigkeit nicht zu erzielen, und die überstimmte Minorität verläßt jedes mal unter Protest die Versammlung, resp. wird unter Hohulachen hinausgeworfen, bis nur ein einziger, der endgültige Sieger, übrig bleibt, der aber über die letzte Frage mit sich selbst nicht einig werden kann.

Und diesen Zwiespalt trag ich länger nicht!
Ich bin ein Deutscher, und so lang ich lebe
Werd' ich den Fluch des Zwiespalts mit mir schleppen.
Denn dies Problem, ich lös es nicht, ob mein
Gedankenstreitroß ich auch blutig weitsche —

(er zieht einen kleinen Strich aus der Tasche.)

An jenem großen schönen Eichbaum dort
Auffnüpf' ich mich. Fahr' wohl, du gold'nes Licht!
Am innern Zwiespalt stirbt der letzte Deutsche!

(er erhängt sich an der nächsten Eiche.)

Doch fehlt der politische Verstand den Deutschen in keiner Weise. Das kostbare Päckchen, welches denselben enthielt, ist unserm Urvater Teut bei seiner Einwanderung vor etlichen tausend Jahren nur geraubt worden und gegenwärtig wieder aufgefunden. Vorläufig haben nur wenige Anteil an den Schatz, doch steht zu hoffen, daß er wieder Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werde. Dann wird jene Zeit kommen, von der es heißt:

Und es wird am deutschen Wesen
Noch einmal die Welt genesen!

Es entsteht die Frage: Wie ist es möglich, daß die Deutschen trotz ihres politischen Unverstandes doch nicht zu Grunde gegangen sind und in allen Jahrtausenden die Anschläge ihrer Gegner, welchen dieser Unverstand zur Unterlage ihrer Unternehmungen diente, schließlich zu nichte gemacht haben? Allerdings ist der Deutsche für alle weiterliegenden Sachen schwer zu erwärmen, und ist er erwärmt, so ist der Weg vom Gefühl zum Gedanken und vom Gedanken zur That sehr lang. Aber ist dieser Weg einmal zurückgelegt, so entsteht ein Feuer, das schwer wieder zu löschen ist. War der alte Deutsche einmal zum Todeskampf für sein Vaterland entschlossen, so verbrannte er, wenn es sein mußte Haus und Hof, im Nothfall auch seine Wälder, und um ihn wurde es licht und klar.

Der furor Teutonicus erwachte in seiner ganzen Furchtbarkeit, und nicht früher ruhte er, bis seine Feinde zerschmettert zu seinen Füßen lagen. Die furia Francese, sagt Carlyle, ist ein leicht zu entzündendes Feuer, und man kann sich schnell eine Tasse Kaffee dabei kochen; der furor Teutonicus aber ist wie Anthracit, sehr schwer in Brand zu setzen — dann aber kann man Eisen damit schmelzen.

Es fällt mir schwer, dies Kapitel mit so kurzen Andeutungen zu schließen, doch würden weitere Ausführungen mich von meinem eigentlichen Zweck abführen. Ich bitte den Leser aber dringend, Reminisc zu nehmen von der vierzehnten der Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation“ und dem, was Richard Wagner über „Deutsch“ und „Deutschen Geist“ gesagt hat.

Zusammengestellt findet man dies alles in den Materialien zu einem Katechismus der Socialreform, Berlin, Aktiengesellschaft „Pionier“, Bernburgerstr. 13.

Der semitische Volksscharakter.

Die semitischen Stämme haben ihre Heimat in Mesopotamien. Zu ihnen gehören die Assyrer, die Babylonier, die Phönicier, die Araber und als die untergeordnetsten von allen die Juden, welche letztere von ihren übrigen Stammesgenossen von jeher verabscheut waren. Unsere Charakterschilderung bezieht sich auf die letzteren allein. Während der deutsche Volksstamm in dunklen Wäldern seine Jugendzeit verträumte, wuchs der semitische in ganz anderer Umgebung auf. Baumlose Wüsten und endlose Grassteppen bildeten seine Heimat. Frei konnte sich der Blick nach allen Seiten richten, das Nahe und Ferne mit gleicher Schärfe erfassen. Das Hinauschauen in die Ferne war sogar das Notwendigere, um herannahende Feinde rechtzeitig zu entdecken, und diese Klarheit des Blickes haben sich die Juden bis heute bewahrt. Soweit es sich um den eigenen Vorteil handelt, sind sie dem Deutschen an weitem Blick zweifellos überlegen. Der Deutsche konnte jeden Augenblick in seinen Wäldern von einem wilden Tiere oder versteckten Feinden angefallen werden. Kühnheit, womöglichst kühner Angriff allein konnte ihn retten, mutig wurde sein Sinn. Der Hebräer erschaute seinen Feind in weiter Ferne und konnte auf Mittel sinnen, ihn zu überlisten oder ihm zu entfliehen. Verschlagenheit, Hinterlist und Abneigung gegen offenen ehrlichen Kampf sind die Grundzüge seines Characters geblieben. Sein Nomadenleben in der Wüste machte ihm die eigentliche Arbeit entbehrlich. Er hatte nicht nötig, den Acker zu bearbeiten und ihm im Schweisse seines Angesichtes Erträge abzugewinnen. Er hütete sein Vieh oder überließ auch diese Arbeit seinen Knechten und beschäftigte sich seinerseits vorwiegend mit dem Viehhandel, der einträglich genug gewesen sein muß, da Abraham seinem Knechte Elieser sonst nicht so viele goldene und silberne Geschenke für die Braut seines Sohnes hätte mitgeben können. Abscheu vor jeder productiven Arbeit ist charakteristische Eigenschaft der Juden geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Erzeugung von Werten überlassen sie anderen, aber diese Werte wissen sie mit bewunderungswürdiger Schlaueit in ihren Besitz zu bringen. In Verfolgung dieses Zieles ist ihnen große Regsamkeit und Unermüdllichkeit nicht abzusprechen. Sie verstehen die hohe Kunst, von den Produzenten möglichst billig einzukaufen, resp. seine Produkte ganz ohne Gegenleistung an sich zu bringen und dem Konsumenten möglichst teuer zu verkaufen. Der erstere erhält nicht den angemessenen Lohn seiner Arbeit und verarmt, der letztere giebt mehr für die Waare, als sie wert ist und verarmt ebenfalls. Jedes Volk, in dem die Juden zahlreicher vertreten sind, muß daher mit Naturnotwendigkeit zunächst in Armut, dann in jüdische Abhängigkeit, endlich in jüdische Knechtschaft ver-

fallen, worauf es bei den bekannten geschlechtlichen Neigungen des Judentums, nachdem es physisch entnervt ist, auch moralisch verdorben und dann eine leichte Beute seiner noch nicht, oder noch nicht so sehr verjudeten, Gegner wird. Das ist der Lauf der Geschichte von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Die Juden bilden, um mit ihrem größten Verteidiger Mommsen zu reden, ein Ferment der nationalen Dekomposition.

Wir sagten im vorigen Kapitel: Wie einer ist, so ist sein Gott. Um den semitischen Charakter voll zu würdigen, müssen wir seine Vorfahren betrachten, zunächst an und für sich, dann in dem Verhältnis zu ihrem Gott. Abraham stand zu seinem Gott in dem Verhältnis des Nehmens und Gebens, für gewöhnlich wird er für alle Beute, wie später Jakob, 10 Prozent gegeben haben. Letzterer versprach sie allerdings nur. Sein Vorteil stand Abraham stets obenan, und diesem ordnete er sogar seine Gatten- und Vaterliebe unter. In Egypten gab er seine Frau für seine Schwester aus und überließ sie dem Könige, um Nutzen davon zu ziehen. Wer weiß, wie lange dies Verhältnis gedauert hätte, wenn der König von Egypten nicht durch „geheime Plagen“ veranlaßt worden wäre, sie zurückzugeben. Ein zweites mal versuchte Abraham dieses hoch einträgliche Geschäft mit dem Philisterkönig Abimelech, doch schlug dieses Geschäft, das ebenfalls reichen Gewinn brachte, insofern ungünstig aus, als die hübschöne Sarah, die bisher geduldig alles über sich hatte ergehen lassen, trotz ihres Alters von hoher Liebe zu diesem Mann ergriffen wurde und sich nicht geneigt zeigte, dies Verhältnis auf Befehl abzubrechen. Die Verse 16, 17 und 18 im 20. Kapitel des 1. Buches Mose enthalten gar viel mehr, als der harmlose Leser ahnt. Sarah trennte sich schließlich ganz von Abraham und vertrauerte ihr Leben in Hebron, während Abraham im Hain Mamre, nachdem er genügend Reichthümer erworben hatte, fast zu einem Lebemann ausartete, wie Kapitel 25 beweist. Ueberhaupt giebt das alte Testament seinem Leser immer neue Rätsel auf. Am tiefsten in dieselben eingedrungen ist H. Haug, Stuttgart, der in seinem Buch „Das alte Testament“ erstaunliche Wahrheiten an den Tag fördert. Leider ist das Werk sofort nach dem Druck auf unbegreifliche Weise verschwunden, und nur ein einziges Exemplar, das der allgemeinen Vernichtung entgangen ist, hat der Zufall in meinen Besitz gespielt. Ich gedenke diese gelehrten und hochinteressanten Forschungen zu einer eigenen Arbeit zu benutzen. Doch kommen wir auf Abraham zurück. Mit seiner Magd Hagar, die allerdings nicht seinem Stamme angehörte, hatte er ein Kind gezeugt, und zwar mit Wissen und Willen seiner Frau. Leitend für diese war der Gedanke, daß bei ihrer Unfruchtbarkeit und ihrem höheren Lebensalter Abrahams ganzer Besitz dereinst in fremde Hände kommen würde; es sei daher besser, daß er Leibeserben erziele, auch wenn sie nicht die Mutter sei. Als sie aber wider Erwarten nach ihrem Aufenthalte im Philisterlande noch selbst Mutter wurde, ließ sich Abraham von ihr zu einer Handlung bestimmen, die in der ganzen Weltgeschichte nicht ihres Gleichen findet. Er verjagte den hübschen heranwachsenden Knaben, damit er mit Sarahs Sohn nicht

erbe, nebst seiner Mutter von Haus und Hof. Er, der so viele tausende von Kindern, Schafen und Kameelen, außerdem viele Knechte und Mägde hatte, gab diesem seinem Kinde, das er mit einer Frau eines anderen Stammes erzeugt hatte, nichts mit, als einige Lebensmittel und stieß ihn mit der Mutter hinaus in die Wüste, wo sie nach menschlicher Berechnung einem sicheren Hungertode verfallen mußten.

Es wird Gegenstand späterer Untersuchung sein, ob diese grauenvolle Charaktereigenschaft Abrahams auch jetzt noch bei seinen Nachkommen zu finden ist.

Jsaak machte es mit seiner geliebten Frau ähnlich wie sein Vater, doch war er, der ja mit Abraham keine Spur von Aehnlichkeit hatte, hieran wohl weniger Schuld, als die spekulative Rebecka.

Jakob, den wir mit Recht Abraham den Großen nennen können, kannte nur eins: möglichst schnell reich werden, und diesem Gesichtspunkte ordnete er alles unter. Schlau benutzte er die Gelegenheit, um seinem ermüdeten und hungrigen Bruder, den harmlosen und vertrauensseligen Esau, durch Gewährung eines kleinen, augenblicklichen Genusses um große, hochbedeutende Rechte zu bringen, ebenso betrog er später seinen Vater in eigenem Interesse. Seinen Onkel und späteren Schwiegervater, der ihn, den heimatlosen Flüchtling mitleidig in sein Haus aufnahm, übervorteilte er später so sehr, daß er reicher wurde, als dieser. Er hätte ihn vollständig arm gemacht, wenn er nicht Grund bekommen hätte, seinen Schwager zu fürchten. Nach seiner Rückkehr kaufte er bei Sichern ein Stück Land, wo er sich niederließ. Hier beging er mit seinen Söhnen an seinen harmlos vertrauenden Gastfreunden ein Verbrechen, das in so schenkslicher Weise auch den schlimmsten Räuberbanden noch nie in den Sinn gekommen ist. Das Kunststück Abrahams in Egypten und bei Abimelech konnte er nicht machen, weil Lea die dazu nöthigen Körperreize nicht besaß, Rahels augenblicklicher Zustand aber einen solchen Versuch unmöglich machte. Da ging denn Dina, seine Tochter, aus, um die Töchter (!) des Landes zu besuchen, was aller damaligen Sitte widersprach. Der harmlose Sichern, der Sohn des Königs, ließ sich fangen, und er beschloß sie. Um sein Unrecht gut zu machen, wollte er sie ehelichen und reiche Geschenke geben. Die Söhne Jakobs aber verlangten listiglich, daß er sich zuvor mit seinem ganzen Volk beschneiden lassen müsse. Die harmlosen, friedlichen Bewohner willigten in Alles, und die Söhne Jakobs führten die Beschneidung sehr gründlich aus. Als nun alle Männer krank und wehrlos waren, wurden sie sämmtlich von den Söhnen Jakobs ermordet. Lassen wir die Bibel weitersprechen.

1 Mose, Kap. 34, Vers 26.

Und erwürgten auch Hemor und seinen Sohn Sichern mit der Schärfe des Schwerts und nahmen ihre Schwester Dina aus dem Hause Sicherns, und gingen davon.

27. Da kamen die Söhne Jakobs über die Erschlagenen und plünderten die Stadt, darum, daß sie hatten ihre Schwester geschändet.

28. Und nahmen ihre Schafe, Rinder, Esel, und was in der Stadt und auf dem Felde war.

29. Und alle ihre Habe, alle Kinder und Weiber nahmen sie gefangen und plünderten alles, was in den Häusern war.

Rahel selbst war so entsetzt daß sie bei der Geburt ihres Kindes starb. Jakob aber hatte jetzt allen Grund, die Gegend schleunigst zu verlassen, und seinen neuen Namen Israel jetzt offiziell zu führen, um die Verfolger irre zu leiten.

Auf die Höhe seiner Entwicklung gelangte der jüdische Charakter in Joseph. Die wunderbare psychologische Wahrheit, die aus dem ganzen alten Testament hervorleuchtet und dieses Buch in Wirklichkeit zum Buch der Bücher macht, läßt sich an seiner Person mit am besten nachweisen.

Erzeugt wurde er von Jakob zu einer Zeit, als dieser all seiner List bedurfte, um sich der Besitztümer seines Schwiegervaters zu bemächtigen. Die geliebte Rahel, die Vertraute seiner Seele, war natürlich in alle Kniffe eingeweiht. Ihr Sohn Joseph war denn auch ein würdiges Produkt ihrer Verbindung. Auf seine Jugendgeschichte, auch auf sein Verhältnis zu der Frau Potiphar will ich nicht eingehen, zumal darüber zweierlei Aussagen vorhanden sind. Er gelangte in ein wichtiges Staatsamt, und in diesem allein erweckt er unser Interesse in höchstem Grade.

Er war es, der das jüdische Ausbeutungssystem, das bisher nur in privatem Kreise ausgeübt werden konnte, ins Staatsleben einführte. Was bisher nur de facto ausgeführt war, geschah jetzt von Rechtswegen. Er war also der würdige Vorläufer eines Süß, Laßter, Gambetta &c. Er wußte, daß nach einer Reihe von guten Jahren lange Teuerung hereinbrechen würde. Statt nun seine Pflicht als Staatsbeamter zu erfüllen, die einfach darin bestand, dem Volk von seiner Wissenschaft rechtzeitig Kenntnis zu geben, behielt er diese für sich, kaufte alle Getreidevorräte billig auf, und als die Hungersnot hereinbrach, hatte er alles Getreide in Händen und konnte die Preise bestimmen. Diese wurden denn auch so festgesetzt, daß die Ägypter, um nicht zu verhungern, ihr Hab und Gut, Weib und Kind, schließlich sich selbst hingeben mußten, um das Getreide zu erhalten, das sie selbst auf ihren Feldern früher gewonnen hatten. Ein Beispiel ähnlicher Art, daß ein ganzes freies Volk durch seine eigene Regierung mit Hülfe der Erzeugnisse seines eigenen Fleißes in vollkommene Sklaverei geführt wird, ist in der Geschichte schwerlich anzufinden. Seinen Verwandten dagegen, Ausländern, schenkte er Getreide. Daß er damit einen Diebstahl an ägyptischem Eigentum beging, war ihm Angesichts der Thatsache, daß er für seine Verwandtschaft sorgte, gleichgültig. Demnächst holte er dieselben nach Ägypten und gab ihnen den besten Teil des Landes zum Eigentum. Er konnte allerdings die bisherigen Einwohner vertreiben, da er sie schon rechtlos gemacht hatte. Also ein Jude wußte sich die Gunst eines Königs zu erwerben und benutzte diese dazu, seine Verwandten auf Kosten des Landes zu bereichern und ihnen eine bevorzugte Stellung zu verschaffen. Diese wußten die neue Stellung aufs beste auszunutzen, wobei ihnen eine passende

Gesetzgebung zu Hilfe gekommen sein wird. Sie studirten den Charakter der Egypter und fanden bald heraus, wo sie anzuknüpfen hatten. Aus dem Lande Gosen machten sie eine große Viehhörse und hatten bald nicht mehr nötig zu arbeiten. Um ihre Macht zu verstärken, verbanden sie sich mit allen unzufriedenen Elementen, die etwa unsern heutigen Fortschrittlern und Social-Demokraten entsprechen dürften, und bildeten bald einen Staat im Staate.

Die Egypter waren zweifellos indogermanischen Stammes, die von Osten her eingewandert waren. Ihre Religion, das Kastensystem und viele Einrichtungen deuten auf Vorderindien hin. Als solche bedurften sie längerer Zeit, ehe sie sich des unerträglichen Zustandes bewußt wurden und noch längerer, bevor sie handelten. Endlich aber war ihre Geduld zu Ende, und sie zwangen die Juden, wenigstens Steuer zu bezahlen, die vorwiegend in Ziegelsteinen bestand, welche die Könige zu ihren großen Bauten gebrauchten. Jetzt hieß es arbeiten. Ja, arbeiten! Nun war es Zeit, daß sie das Recht erzwingen, auszuwandern. Dem, egyptischen Volk wurde vorgeredet, daß es sich nur um eine kurze, aus gottesdienflichen Gründen notwendige Entfernung handle, und die Egypter waren gutwillig genug, ihnen zu ihren gottesdienflichen Zwecken ihre goldenen und silbernen Gefäße zu leihen, deren Anschaffung ihnen sauer genug geworden sein mag. Dieselben wurden den Egyptern jetzt gestohlen.

Bezeichnend für die Juden war der Tanz um das goldene Kalb, die Lust zu revolutionären Aufständen gegen den Führer, endlich die heisspiellos grausame Ausrottung eines ganzen Volkes, um deren Land in Besitz zu nehmen. Sie ließen nur so viele am Leben, als sie zur Bestellung des Ackers und zur Verrichtung aller sonstigen Arbeiten gebrauchten. Zur Beseitigung gefährlicher Gegner wurde in späterer Zeit mit Vorliebe der Meuchelmord gewählt. Männer und Frauen, die einen solchen begangen hatten, wurden als Nationalhelden und Heldinnen gefeiert.

David ließ die Unterthanen eines Königs, der ihn leicht beleidigt hatte, lebendig zersägen.

Nichts trägt zur Charakterisirung des jüdischen und deutschen Charakters mehr bei, als die Vergleichung der beiden Nationalhelden Simson und Siegfried.

Uebrigens war es auch schon damals mit dem Heldentum der Juden nicht weit her. Wo nicht Meuchelmord, Hinterlist oder Ueberfall im Spiele war, hat ihnen das Glück der Waffen selten geblüht. Das kleine Volk der Philister, nur wenige Quadratmeilen bewohnend, war während mehrerer Jahrhunderte ihr gefährlichster Gegner.

Der babylonische König, Nebukad Nezar kannte seine hebräischen Brüder am besten. Er führte sie aus ihrem Lande fort und siedelte sie in seiner Nähe an, um sie stets unter seinen Augen zu haben. Er gab ihnen gutes Land, auf dem sie sich ernähren konnten, schloß sie im übrigen aber von allen Völkern vollständig ab, damit sie fernerhin kein Unheil anrichten konnten. Sonst hat er sie, wie wir aus der Geschichte der Susanne und Daniel sehen, mehr als human behandelt.

Sie hatten ihre schönen Wohnhäuser mit schattigen Parks, sie hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, sogar das Recht über Leben und Tod.

Freilich sehen wir aus der Geschichte der Susanne auch, wozu jüdische Richter im Stande sind.

Als Susanne sich den beiden Richtern nicht wollte zu eigen geben, beschuldigten sie dieselbe des Ehebruchs und leisteten ohne Bedenken einen falschen Eid. Dem jüdischen Charakter gemäß, der nie und nirgends etwas anderes, als den eigenen Genuß zum Mittelpunkt seines Denkens machen kann, wäre etwas anderes auch unnatürlich.

Als der Indogermane Cyrus zur Weltherrschaft gelangte, hatten die Juden ihr Spiel gewonnen. Er kannte dieselben nicht und wurde so lange unschmeichelt, bis er sie von neuem auf die Menschheit losließ. Eine Anzahl von ihnen kehrte ja in das alte Vaterland zurück, die übrigen aber verteilten sich gleich Heuschreckenschwärmen über das ganze Land und begannen die Thätigkeit, die sie jetzt, nach über zwei Jahrtausenden, nahe ans Ziel geführt hat.

Ein anscheinend hochbedeutender Minister eines späteren persischen Königs, Haman, erkannte die Gefahr, der wir jetzt zu erliegen im Begriff stehen, rechtzeitig. Aber den Versuch, dieselbe zu beseitigen, bezahlte er mit dem Leben. Ein Jude Mardachai, der sich durch eine Denunciation von 2 höchst wahrscheinlich ganz unschuldigen Leuten bei Hofe sehr beliebt gemacht und seine Nichte dem König als Bühlerin zugeführt hatte, wußte im Verein mit seiner Nichte Hamans Sturz zu bewirken.

Ähnlich wie Joseph und Mardachai hatte sich auch Daniel an einem königlichen Hof eine hohe Stellung zu erringen gemußt. Er benutzte dieselbe, um die Volksreligion zu vernichten, ohne aber etwas Besseres an die Stelle derselben setzen zu können.

Werfen wir noch einen Blick auf das weibliche Geschlecht. Auch dort ist der reale Sinnengenuss das einzige, einer idealen Liebe ist dasselbe nicht fähig.

Die einzige idealisirte weibliche Person des alten Testaments, die Sulamith im Hohenliede, so hochpoetisch in ihren Reden, woran allein denkt sie? Lediglich an die Freuden des Geschlechtsgenusses und an die Körperkonstitution des Geliebten, die ihn zur Verschaffung dieses Genusses besonders befähigt.

Fassen wir die ersten zwei Jahrtausende der jüdischen Geschichte, bis zur Geburt Christi zusammen, so sehen wir daraus folgendes:

Trotz aller Wandlungen des Schicksals ist der jüdische Charakter von Anbeginn bis zu Ende vollständig sich gleichgeblieben. Seine Grundlage ist der optimistische Realismus. Der Jude will die Annehmlichkeiten des Lebens rücksichtslos genießen, denn ein Leben nach dem Tode ist ihm vollständig unbekannt. Er will die Güter dieses Lebens aber nicht selbst erarbeiten, sondern sie mit List oder Gewalt den andern Menschen abnehmen. Er ist mit scharfem Verstand und großer Rührigkeit ausgerüstet und wohl geeignet, sein Ziel zu erreichen. Grausamkeit in einem Maße, die keinem andern

Volke bekannt ist, sowie zügellose Wollust zeigen sich zu allen Zeiten als charakteristische Eigentümlichkeiten. Seine Religion ist ein Bündniß mit seinem Prinatgott, das gegen alle übrigen Menschen geschlossen wurde. Diese letzteren hatten sie sich mit allem, was dieselben besaßen, als Sklaven schenken lassen. Sie allein waren das auserwählte Volk Gottes, der ihnen Wohlleben und Reichthum gab und nur dann zürnte, wenn sie von ihm abfielen.

Ihren Gott dachten sie sich so egoistisch, wie sie selbst waren. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß zeitweise Männer auftraten, die die Nichtigkeit des jüdischen egoistischen Treibens und die Sehnsucht nach etwas Höherem empfanden. Aber vergeblich predigten sie ihrem Volk. Sobald dasselbe ihren eigentlichen Zweck erkannte, suchte es sie zu töten. Da versenkten sich dieselben in die Zukunft, und ihr gottbegnadigtes Auge erschaute in ferner Zukunft den Erlöser, der die Banden des schrankenlosen Egoismus brechen und die Bruderliebe an die Stelle desselben setzen werde.

Von solchen gottbegnadigten Männern sind die Bücher des alten Testaments geschrieben, daher für uns von dauerndem Werte. Falsch ist es nur, die darin gekennzeichneten Männer als nachahmungswürdige Beispiele anzusehen. Der unbekanntes Verfasser des Pentateuch hatte ohne Frage die Absicht, den künftigen Geschlechtern die Juden als das zu zeigen, was sie sind, um die Welt vor ihnen zu schützen. Seine Bücher wären aber der Vernichtung, er selbst dem Tode verfallen, hätte er dies unverblümt thun wollen. Er mußte daher die Form der Verherrlichung derjenigen Männer wählen, die er der Welt denunciren wollte. Daher spart er mit der Verherrlichung da am wenigsten, wo er die schändlichsten Thaten verzeichnet. In versteckter Weise giebt er aber doch vielfach seine Absicht kund. Die genaue Darlegung erfordert aber ein eigenes Buch. Unter allen antisemitischen Schriften steht das alte Testament in erster Linie.

Haben wir gefunden, daß der jüdische Charakter in den Jahrtausenden bis zur Geburt Christi sich nicht verändert hat, so entsteht die Frage, ob die Juden nach dem Auftreten des Heilandes, der ihnen Selbstverleugnung und Bruderliebe predigte und seine Liebe zu der Menschheit mit dem Tode besiegelte, ihren Charakter verändert haben. Es ist das nicht der Fall. Als die Jünger des Heilandes eine christliche Gemeinde in Jerusalem gründeten und sich anschickten, ein Leben nach christlichen Grundsätzen zu führen, wurden sie getöret oder verjagt, und das Christentum wanderte jetzt zu den arischen Völkern, die es begeistert aufnahmen. Ueberall suchte es hier den Egoismus zu bändigen, die Sklavenketten zu brechen und die Menschen zur Bruderliebe und Verleugnung des eigenen Selbst zu erziehen. Der Römer und Grieche verließ seine Götter, die ihm ebenfalls nur Genuß versprochen, der Deutsche lernte den starren Nacken beugen vor dem Mann am Kreuze. Der Jude allein blieb sich selbst getreu und demnach auch fernerhin eine Geißel für die Menschheit. Wie weit er in seiner Selbstsucht ging, beweist am besten der Talmud, das jüdische Religionsbuch, das in den ersten Jahrhunderten nach Christo aufgezeichnet wurde und noch heut die Richtschnur für das Judentum bildet.

Soweit sich derselbe auf religiöse Vorschriften erstreckt, geht er uns nichts an, desto mehr interessieren uns aber die Vorschriften, welche den Verkehr der Juden mit den andern Völkern regeln, denn unter diesen haben wir selbst zu leiden.

Der Talmud stellt zunächst fest, daß die mosaischen Vorschriften, wie sie in den zehn Geboten enthalten sind, nur dem Juden gegenüber bindend sind, denn nur im Juden hat jeder Jude seinen „Nächsten“ zu erblicken, nicht aber in den Angehörigen anderer Völkerstämme. Da bezüglich dieser nichts verboten ist, so ist Alles erlaubt.

Die Nichtjuden werden Gojim, auch Esel, Schweine, Hunde genannt.

Folgende Sätze, die ich theilweise dem antisemitischen Katechismus von Frey, Leipzig bei Fritzsche, entnehme, den ich bei dieser Gelegenheit als ein vorzügliches Buch empfehle, mögen hier eine Stelle finden:

„Eine einzige israelitische Seele für sich ist in den Augen Gottes mehr wert, als alle Seelen eines ganzen Volkes.
(Schefa tal. praef.)“

„Die Sonne bescheint die Erde, der Regen befruchtet sie, nur weil die IsraELITen darauf wohnen.
(Tr. Jebam, f. 63. 1 Jalk Schim. f. 124. 2.)“

„Die nichtjüdischen Völker sind wie Körbe, in die man Stroh und Dünger thut.

„Sie haben nicht die Seele, die dem Vieh gegeben ist.
(Jalh, Chad. f. 154. 2.)“

„Ein Nichtjude, der den Talmud studiert, oder ein Jude, der einen Nichtjuden im Talmud unterrichtet, soll mit dem Tode bestraft werden.

(Sanh. 59a und Chagiga 13a.)“

Zu den Worten des Bibeltextes: Du sollst den Tagelöhner der Not leidet und arm ist, von Deinen Brüdern nicht drücken, fügt der Talmud hinzu:

„Die Andern werden ausgenommen.

(Tr. Bav. mez. f. III.)“

„An Deinem Bruder sollst Du nicht wuchern, an Deinem Bruder ist es verboten, aber an den übrigen Leuten der Welt ist es erlaubt.
(Jad. chas. f. 172, I.)“

Rabbi Levi ben Gerson bemerkt hierzu:

„Diese Worte sind ein befehlendes Gebot. An den Fremden sollst Du wuchern.“

„Es ist den Gerechten erlaubt, betrüglisch zu handeln, gleichwie Jakob gethan hat. (Jalk. Rub. f. 20, 2.)“

Da der Talmud allmählich so angewachsen war, daß man ihn nicht mehr übersehen konnte, so wurde im Jahre 1565, also erst vor 300 Jahren, ein Auszug gemacht, der Schulchan aruch heißt.

„Gedeckter Tisch.“

Darin finden sich folgende Vorschriften:

„Dem Juden ist es verboten, für einen Akum (d. h. Nichtjuden) zu Ungunsten eines andern Zeugniß abzulegen. (Ch. ha—misch. 26. 1.)“

„Das Geld der Akum ist wie herrenloses Gut. (Ch. ha—misch. 156. 5.)“

„Wenn ein Jude mit einem Akum ein Geschäft macht, und ein anderer Jude hilft dabei den Akum übervorteilen und betrügen, so müssen beide den Gewinn teilen. (Ch. ha—misch. 183. 7.)“

„Hat ein Jude einem andern etwas verkauft, was einem Akum gestohlen ist, und der Akum fordert seine Sache zurück, so braucht der Verkäufer dem Käufer das Geld nicht wiederzugeben. (Ch. ha—misch. 225. 2.)“

„Dem Akum gegenüber giebt es keinen Betrug. (Ch. ha—misch. 227, 26.)“

„Einem Akum soll man keine Geburtshilfe leisten am Sabbat. (Orach chajim 330. 2.)“

„Wer einen gefundenen Gegenstand einem Akum zurückgiebt, begeht eine große Sünde. Wenn er es jedoch thut, um die Juden in gutem Ruf zu bringen, so ist es erlaubt. (Ch. mish. 259.)“

„Wenn ein Jude andere Juden denunciert hat oder denunciieren will, so ist er dem Tode verfallen, und wer ihn umbringt, hat ein Verdienst. (Ch. ha—misch. 388. 10.)“

Das Col-nidre-Gebet, das jeder Jude alljährlich am Veröhnungstage spricht, lautet:

„Alle Gelübde und Verbindlichkeiten und Verschwörungen und Eide, welche wir von diesem Veröhnungstage an bis auf den nächsten geloben, schwören und zusagen werden, die reuen uns alle und sollen aufgelöst, erlassen, aufgehoben, vernichtet, unkräftig und ungültig sein; unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre sollen keine Schwüre sein. (Schulchan aruch I. § 619.)“

Die Juden bestreiten, daß die Lehren des Talmud noch befolgt werden.

Wäre dies aber doch der Fall, ließe sich dies an einzelnen, selbsterlebten Beispielen nachweisen, ließe sich auch nur nachweisen, daß die Vorschriften des verhältnismäßig jungen Schulchan aruch allgemeine Gültigkeit haben, dann bildeten die Juden eine organisierte Verbrechergesellschaft deren gänzliche Beseitigung der Staat mit allen Mitteln anzustreben hätte.

Die Juden scheinen das auch selbst einzusehen, denn ein Lemberger hebräisches Journal schreibt: „Eine Uebersetzung des Schulchan aruch zu fördern ist eine Niederträchtigkeit und Gottvergeßlichkeit im höchsten Grade. Denn diese Uebersetzung wird, wenn sie zu Stande käme, was Gott verhüten wolle, das Elend unserer

Brüder vor 300 Jahren in Spanien notwendigerweise auch über uns heraufbeschwören.“

Wir können dieses Kapitel schließen, zumal in den folgenden Kapiteln sich die Einzelheiten des jüdischen Charakters noch klarer darstellen werden.

Eins aber können wir schon jetzt feststellen:

In all den Jahrtausenden ist der Charakter sich gleich geblieben. Keine Zeit, keine Kulturveränderung, keine Not, kein Glück hat daran zu ändern vermocht. Die Formen haben gewechselt, die Rache ist geblieben. Der Kampf gegen die arischen Völker ist seit ihrer Loslassung durch Cyrus ein ununterbrochener und wird nicht früher enden, bis sie diese ganz unterjocht haben oder dieselben sich ihrer Peiniger ganz entledigen. Im Jahre 1848 sind sie auch in Deutschland, das sie schon in früheren Jahrhunderten wiederholt schwer heimgesucht hatten, vollständig entfesselt worden. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß sie sich des großen Vertrauens, das hierin lag, würdig erweisen, so zu sagen aus ihrer Haut hinausfahren würden.

Außerlich ist das vielfach auch geschehen, und selbst Männer, wie Eduard von Hartmann glauben, daß in 2 oder 3 Menschenaltern auch eine innere Wandlung vollzogen sein wird.

Ja wohl, eine Wandlung hat stattgefunden und wird sich auch weiterhin vollziehen, aber was für eine.

Im Besitz aller Kulturmittel sind die Juden trotz Taufe und nichtköscherer Speisen, unter sich einiger denn je, ein gefährlicherer Feind geworden, wie jemals, und wird der letzte Augenblick der Erlösung verpaßt, dann können wir uns nur geduldig in unsere Skavenrolle fügen.

Die nachfolgenden Kapitel sind dazu bestimmt, die Korumpirung resp. Vernichtung aller Stände durch das Judenthum im einzelnen nachzuweisen.

Jude und Bauer.

Wir führen zunächst ein Bruchstück aus einer Rede an, die der Reichskanzler Fürst Bismarck im Jahre 1847 im vereinigten Landtage hielt:

„Ich will ein Beispiel geben, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstück. Von dem Bett bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden. Das Vieh in der Stalle gehört dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete, das Korn auf dem Felde und in den Scheunen gehört dem Juden, und der Jude verkauft dem Bauer das Brot-, Saat- und Futtermittel mehrenweise. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis nie gehört!“ Soweit Fürst Bismarck.

Im Allgemeinen versteht man unter Bauer einen Grundbesitzer, der mit Hülfe von wenigen Personen seinen Acker selbst zu bearbeiten im Stande ist und ein, höchstens zwei Gespann Pferde hat. Leute mit geringerem Grundbesitz, besonders solche, die ohne fremde Hülfe ihren Acker bestellen können, werden auf dem Lande selbst nicht als Bauern angesehen. Man nennt sie Halbbauern, Kleinbauern, Kossäten, Büdner u. s. w. Für unsere Zwecke ist es aber nicht nötig, diesen Unterschied zu machen. Wir verstehen unter Bauer daher schlechthin jeden Grundbesitzer, der allein, oder doch ohne Hülfe vieler Personen sein Grundstück bewirtschaften kann.

Der Bauer war nicht immer freier Herr seines Besitztums; er hatte dasselbe von dem Edelmann, vom Staat oder einer größeren Korporation zum Lehen. Genommen konnte ihm sein Hof nicht werden, es sei denn, daß er ohne berechtigte Erben starb. Aber ohne Einwilligung des Lehnsherrn durfte er denselben weder verkaufen, noch mit Schulden belasten. An den Lehnsherrn hatte er bestimmte, je nach Zeit und Umständen verschiedene Pflichten zu leisten. In manchen Ländern wuchsen diese Pflichten allmählich zu einer schweren Last an, besonders in Frankreich, und diese Lasten sind es, die der französischen Revolution ihre furchtbare Ausdehnung gegeben haben. In manchen deutschen Ländern sind diese Lasten ebenfalls schwer gewesen, wenngleich sie mit Hinblick auf die entsetzliche Abhängigkeit, in welcher heutzutage ein großer Theil der Bauern zum Juden steht, als verschwindend angesehen werden müssen. Der furchtbare Bauernkrieg im 16. Jahrhundert mit all seinen entsetzlichen Folgen brach bekanntlich in Schwaben darum aus, weil ein Gutsherr seine Bauern zwang, für ihn im Walde Beeren zu suchen. Wir liegen Geschichten der Dörfer Friedrichsfelde und Lichtenberg vor, in denen die Lasten der einzelnen Höfe genau aufgezählt sind.

Der eine Hof hatte jährlich einen Hahn zu leisten, der andere einige Scheffel Getreide, ein dritter alljährlich einen Stiefel für den Herrn Pfarrer u. s. w. Am unangenehmsten waren sicherlich die Hand- und Spanndienste, die viele Bauern gerade in der Zeit zu leisten hatten, wo sie selbst mit Arbeit überhäuft waren. Sie stellten dann in der Regel einen sogenannten Hofgänger. In Preußen ist der Bauernstand, der damals den untersten Stand bildete, der ganzen socialen Richtung seines Herrscherhauses entsprechend, gegen zu großen Druck stets geschützt worden. Die Pflichten wurden schon sehr frühzeitig streng abgegrenzt. Friedrich Wilhelm I. verordnete: „Ich will nicht, daß meine Herrn Beamten mit den Pferden meiner Bauern spazieren fahren.“ Friedrich der Große konnte sich über nichts mehr freuen, als wenn er bei seinen Reisen durch das Land erfuhr, daß Bauern größere Summen auf der Bank angelegt hätten. Es kam vor, daß manche dort bis zu 60000 Thalern zu stehen hatten. Doch auch der arme Bauer war in seiner Existenz insofern gesichert, als er auf seinen Hof keine Schulden machen, dieser ihm also nicht genommen werden konnte. Durch die Stein'sche Gesetzgebung wurde der Bauer freier Eigentümer, wogegen sich seltsamerweise viele Bauern sträubten, was mehrere Geschichts-

schreiber als einen Beweis für die grenzenlose Verkommenheit des Bauernstandes ansehen wollten. In den dreißiger Jahren kam die Separation hinzu. Bis dahin lagen die Acker der Bauern nach altheutscher Weise vielfach durcheinander. Jeder hatte ein Stück des besseren, mittleren und schlechteren Ackers. Eine bedeutende Fläche war Gemeindeweide, und jeder, auch der ärmste Bewohner des Dries hatte das Recht, auf dieser Weide eine Kuh, häufig auch ein Schwein, ein Schaf oder eine Anzahl Gänse zu halten, die von den Gemeindegirten gehütet wurden. Bei der Separation wurden die einzelnen Ackerflächen verständigerweise zusammengelegt, so daß derjenige, der guten Acker erhielt, eine geringere Morgenzahl bekam. Leider wurden auch die Gemeindeweiden mit aufgeteilt, und hierdurch wurde das ländliche Proletariat geschaffen, da den Nichtbauern die Möglichkeit genommen wurde, Haustiere, insbesondere eine Kuh zu halten. Aus diesem Grunde steht die Separation bei den kleinen Leuten in sehr üblem Andenken. Von jetzt ab war der Bauer ein freier Herr gleich dem Edelmann. Er konnte sein Grundstück nach Belieben verkaufen, mit Hypotheken belasten, unter seine Kinder teilen u. s. w. In manchen Gegenden sind die Höfe denn auch so vielfach geteilt worden, daß sich die Besitzer auf ihrem Boden nur noch sehr nothdürftig nähren können. Andere haben ihren Hof zwar ungeteilt einem Kinde übergeben, zu Gunsten der übrigen Kinder aber denselben dermaßen mit Hypotheken belastet, daß er sich nur noch schwer erhalten kann. Noch andere haben die übrigen Kinder mit dem ersparten Gelde abgefunden. Wo dies der Fall war, da ist noch jetzt ein leistungsfähiger Bauernstand vorhanden. Im Allgemeinen aber sollte der Bauer seiner neuen Freiheit nicht lange froh werden, denn es fand sich ein neuer Gebieter, der es vorzüglich verstand, sich den Lohn seines Fleißes anzueignen. Es war der Gebräuer, dem in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit vom Staate die vollen Bürgerrechte gewährt worden waren. Gewisse Charaktereigenschaften des Bauern waren es, die der Jude, der in allen Sätteln gerecht ist und durch jedes Loch schlüpfen kann, dazu benutzte, den Bauernstand, einen der Grundpfeiler des Vaterlandes, bis ins innerste Mark zu verderben. Hierher gehört zunächst die unbedingte Verschlossenheit des Bauern seinen nächsten Bekannten gegenüber. Sein Stolz erlaubt es nicht, diese um eine Gefälligkeit in Geldangelegenheiten zu bitten. Beim Juden hat er das nicht nötig, denn dieser bringt ihm mit der größten Liebenswürdigkeit das Geld ins Haus.

Zweitens gehört dahin die Prozeßsucht mancher Bauern.

Der Jude, welcher jeden Hof genau kennt, sich in jedes Geheimnis einzudrängen und jede kranke Stelle zu entdecken versteht, findet hier, besonders als Agent einer bestimmten Klasse von Rechtsanwältin, ein reiches Feld seiner Thätigkeit. Drittens haben wir hierher zu rechnen die Leichtgläubigkeit vieler Bauern, sobald ihm reichere Vorteile in Aussicht gestellt werden, oder er dem Genuß geistiger Getränke etwas übermäßig gehuldigt hat.

In solchen Zuständen sind tausende von Bauern zur Unterzeichnung von Schriftstücken gebracht worden, deren Bedeutung ihnen erst später in furchtbarer Weise klar geworden ist.

Von all den Beispielen will ich hier nur 2 anführen, von denen das letzte den Vorzug hat, den allerletzten Wochen anzugehören.

Schweinfurt. Ein Bild schöner Gewinnucht, verknüpft mit einer geradezu empörenden Gewissenlosigkeit, hat die am verflossenen Donnerstag von der Ferienkammer des königl. Landgerichts dahier gepflogene Verhandlung gegen die Handelschleute Salomon und Sophia Reiz von Oberwaldbehrungen entrollt. Ein Bauer aus der Gegend von Mellrichstadt, der sich in den günstigsten Vermögensverhältnissen befunden hatte, war aus irgend einem Grunde genötigt, ein kleines Darlehn aufzunehmen. Statt sich an einen vermögenden Nachbarn, der ihm wohl bei vollständig hypothekensfreiem Anwesen die begehrte Hülfe bereitwilligst gewährt hätte, zu wenden, richtete der Bauer seine Schritt zu Salomon Reiz. Nach gepflogener Abrechnung wurde eine Urkunde über den Empfang von 340 M. ausgestellt und dem Bauer vorgelesen. Vor der Unterzeichnung dieses Schuldscheines wurde jedoch die Aufmerksamkeit des Bauern von dieser Urkunde abgelenkt und in der Zwischenzeit ein von der Sophia Reiz vorher schon geschriebener Schuldschein von 3400 M. an die Stelle jenes geschoben und auch von dem Bauer ohne nochmalige Prüfung unterschrieben. Ein halbes Jahr darnach war derselbe wiederum genötigt, eine Schuld von 250 M. aufzunehmen. Was lag näher, als daß er sich an Salomon Reiz, der ihm ja schon den ersten Betrag gegen eine Zinsentschädigung von nur 4 pCt. vorgeschossen hatte, zu wenden. Hier fand er dasselbe freundliche Entgegenkommen, wie das erste mal. Aber auch hier wurde dieselbe Manipulation, wie bei der ersten Schuldburkunde, ins Werk gesetzt. Als es nämlich bis zum Unterschreiben der Schuldburkunde über 250 M. gekommen war, wandte sich der Bauer, von der Sophia Reiz am Rockärmel gezupft, um, besprach mit derselben einige gleichgiltige Dinge, wobei er natürlich nicht bemerkte, daß an Stelle der früheren Urkunde über 250 M. eine solche über 6554 M. auf den Tisch gelegt worden war, die er dann ohne nochmaliges Durchlesen unterschrieb. Der Bauer, dankerfüllten Herzens über die Noblesse des Salomon Reiz, der ihm, obwohl er ihn kaum kannte, zwei Darlehen zu 4 pCt. gegeben hatte, wanderte getrostens Mutes heimwärts mit der festen Ueberzeugung, daß Treue und Glauben, eine der Cardinaltugenden des deutschen Volkes, doch noch nicht so ganz, wie oft behauptet, aus der Welt verschwunden seien. Aber welch jähes Ende mußte dieser Wahn erfahren, als dem Bauer eines Tages eine gerichtliche Klage zugestellt wurde, worin er auf Zahlung von 6554 M. baar erhaltene Darlehen belangt wurde. Sofort wurde ihm klar, daß er das Opfer eines schändlichen Betruges geworden, allein bei der den Bauern ja leider eigentümlichen Eche, irgend Jemandem von seiner Bedrängnis auch nur das Geringste mitzuteilen, hatte er es unterlassen, bei Unterschreibung seiner beiden Schuldburkunden Instrumentenzeugen beizuziehen, während sich andererseits im Dienste des Salomon Reiz stehende Personen leicht fanden, welche die Richtigkeit der Schuldburkunden und den wirklichen Geldempfang Seitens des Bauern unterschriftlich bezeugten. Die Folge war

natürlich, daß der Bauer, der die Wichtigkeit seiner Unterschrift ja nicht in Abrede stellen konnte, in zwei Instanzen zur Zahlung des eingeklagtes Betrages von 6554 Mk., sowie zur Tragung der sehr bedeutenden Prozeßkosten verurteilt wurde. So war der Mann, der bisher in einer nicht ungünstigen Vermögenslage sich befunden hatte, mit einem Schlage mit seiner zahlreichen Familie an den Rand des gänzlichen Vermögensruines gebracht worden, aus keinem anderen Grunde, als weil unerfättliche Habgier die häuerliche Leichtgläubigkeit, und wir dürfen wohl auch sagen Dummheit auszunützen verstand. Doch es sollte die Sache noch nicht zur Ruhe kommen. Trotz der beiden den Bauern zur Zahlung verurteilenden civilrechtlichen Erkenntnisse, welche die von dem Bauer geltend gemachte Einrede des Betrages mangels Beweises selbstverständlich nicht berücksichtigen konnte, ist es endlich doch der eingeleiteten strafrechtlichen Untersuchung gelungen, so viel Beweismaterial zu schaffen, um die verbrecherische, gewissenlose Handlungsweise der Reisschen Eheleute vor das Forum des Strafrichters ziehen zu können. Die Verhandlung vom vorigen Donnerstag hat nun in ihrem Verlaufe ein eben so grelles als leider auch wahres Bild von der Geschäftsführung gewisser Leute uns vor Augen geführt, daß wir uns nun keineswegs mehr über die überaus ungünstige Lage, in welcher sich unsere Landbevölkerung befindet, wundern können. Wenn sich z. B. Salomon Reiss nicht scheuen darf, einzugestehen, daß er in 2 Fällen für Darlehen im Betrage von je 1800 Mk. sich eine Provision von je 1100 Mk., also mehr als 60 pCt., hat versprechen lassen und es auch Leute giebt, die sich zu einem solchen Versprechen herbeilassen, so kann wohl mit Recht behauptet werden, daß unsere gegenwärtigen sozialen Verhältnisse bis zu einem so hohen Grade ungesund und verderbt sind, daß eine Reaktion zum Bessern ein dringendes Gebot der Notwendigkeit ist. Dieses Ziel kann aber nur dadurch erreicht werden, wenn einmütig einerseits das Thun und Treiben der Geschäftsleute gewisser Art schonungslos an den Tag gelegt wird, andererseits aber der Bauer in seinen Geldnöten, in die ja Jeder irgend einmal verwickelt werden kann, sich nicht mehr scheut, sich, sei es an seinen vermögenden Nachbarn, sei es an Hilfskassen irgend welcher Gattung, zu wenden und so dem erbarmungslosen Wucher jeder Boden für seine Thätigkeit entzogen wird. Reiss hat sich aber auch nicht entblödet, zur Realisirung seiner habgierigen Manipulationen sich noch eines anderen Mittels zu bedienen, dessen moralische Verwerflichkeit schon um deswillen eine so hohe ist, weil dadurch das Rechtsbewußtsein des Volkes eben so sehr geschädigt werden muß, als es den Richter nicht in die Lage setzt, ein materiell richtiges Urteil zu sprechen. Reiss suchte nämlich seine Dienstmagd in einem Bagatellprozesse zur Abgabe einer falschen Aussage, somit zur wesentlich falschen Versicherung an Eidesstatt zu verleiten. Salomon Reiss hat in seiner Ehefrau Sophia eine würdige Gehilfin gefunden, die es verstanden hat, ihren Ehegatten bei allen seinen wucherischen und betrügerischen Manipulationen kräftig zu unterstützen. Die Verteidiger suchten die Unschuld ihrer Klienten an der Hand eines mißglückten Entlastungsbeweises darzuthun und beantragten für beide Angeklagte

Freisprechung, während die Anklage durch den Staatsanwalt ihrem ganzen Umfange nach — Salomon Reiss war außer der vorerwähnten Reate auch noch eines Diebstahls bezichtigt — aufrecht erhalten wurde. Das schließlich verkündete Urtheil dürfte einerseits vielen Persönlichkeiten, deren Geschäftsthätigkeit sich nicht durchweg als eine reelle bezeichnen läßt, zur Warnung dienen, um sich vor einer unangenehmen Kollision mit dem Strafgesetze zu hüten, andererseits ist es aber auch geeignet, dem Unwillen, welche das schamlose, betrügerische Gebahren dieser Leute erregt, einigermaßen Satisfaction zu geben. Salomon Reiss wurde zweier Vergehen des Betruges und eines Vergehens des Versuches zur Verleitung zur Abgabe eines falschen Handgelübdes schuldig erkannt und hierwegen in eine Gefängnisstrafe von drei Jahren, sowie in eine Geldstrafe von 1200 M. verurtheilt: zugleich wurden demselben die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Das Urtheil gegen Maria Reiss lautete wegen zwei Vergehen des Betruges auf sechs Monate Gefängnis. Den beiden Verurtheilten fallen auch die sämmtlichen Kosten zur Last. (Mannh. Tagebl.)

Das zweite Beispiel dieser Art spielte sich vor einigen Wochen in Berlin ab. Der Großbauer Springer zu Karow bei Blankenburg in der Nähe von Berlin, in regulären Verhältnissen lebend, überschreitet beim Trinken häufig die Grenzen der Mäßigkeit und ist dann nicht immer voll zurechnungsfähig. So saß er vor wenigen Wochen in einem Lokal in Berlin, und zwei vorhandene jüdische Studenten erkannten seinen Zustand. Schnell war noch ein dritter Jude herbeigeholt, der als Käufer auftrat. Der Bauer sah sich bald bei einem Notar, die Studenten waren Zeugen, und ehe der Bauer noch so recht wußte, was mit ihm geschehen, war der Hof, der 72000 Mk. wert ist, für 36000 Mk. verkauft. Das über die Hypotheken hinaus an den Bauern Springer zu zahlende Geld ist erst nach Jahren fällig. Frau und Kinder sind vom Hofe vertrieben, ein Gebot der Verwandten von 9000 Mk., um den Kindern den Hof zu erhalten, ist abgelehnt worden. Ich glaube, daß leicht 500 Strafgefangene mit zusammen 2000 Jahren Zuchthaus gefunden werden könnten, die insgesammt, wahrscheinlich von der Noth gedrängt, an Geld und Gut nicht soviel Schaden angerichtet haben, wie diese Herren, die aber ganz gesetzlich gehandelt haben. Zu solchen Zuständen sind wir unter Herrschaft des römischen Rechts gekommen.

Auf so plumpe Weise läßt sich natürlich nicht jeder Bauer fangen. Doch der Jude umschleicht ihn, wie der Fuchs den Hühnerhof und sucht die günstigste Angriffsstelle zu erpähnen. Ist dem Bauern vor der Ernte das Geld knapp, so kauft er ihm das Getreide auf dem Halm, die Wolle auf den Schafen und das Kalb im Mutterleibe ab, zahlt gleich bar, aber nur ein Spottgeld. Ist dem Bauern ein Stück Vieh gefallen, so leiht er ihm neues. Welche Fesseln dem Bauern durch die berüchtigten Viehleihkontrakte angelegt werden, hat Niemand so wahrheitsgetreu dargestellt, wie Dr. Böckel zu Marburg in seinem Reichsherold. Unvergleichlich ist der Jude in der Kunst, dem Bauern als Hausierer Dinge zu verkaufen, die derselbe nicht

gebraucht und auch gar nicht haben will. Ihm entgeht keine Schwäche, kein sich bildendes Liebesverhältnis.

Ist der Bauer weit genug zurückgekommen, so erwägt der Jude, in welcher Weise er ihm am besten vollends den Garaus macht, um dabei möglichst viel zu gewinnen. Er treibt es je nach Umständen entweder zum Zwangsverkauf oder zur Parzellierung, je nachdem er mehr Aussicht hat, den erworbenen Hof entweder im ganzen, oder in Stücke zerschlagen, gewinnbringender zu verkaufen. Nehmen wir an, daß die Parzellierung vorgezogen wird. Der Bauer ist bereits in schwieriger Lage, doch wird ihm dieselbe vom Juden als ganz hoffnungslos dargestellt. Alle Gläubiger fangen plötzlich an zu drängen, er weiß nicht warum. In der ganzen Gegend wird seine schwierige Lage bekannt und in den schwärzesten Farben dargestellt, er weiß nicht woher. Ja, lieber Freund, veranlaßt hat das alles der dich umschleichende Hebräer, aber nachweisen kannst du es ihm nicht. Er findet eben den Augenblick günstig, dich um Haus und Hof zu bringen. Der Jude bespricht jetzt häufig in Gegenwart der ganzen Familie die verzweifelte Lage und rückt plötzlich mit seinem menschenfreundlichen Rettungsplan hervor, der Hof muß parzelliert werden. Die Schulden werden zusammengezählt, und der Jude übernimmt die Garantie, beim Verkauf des Hofes je nach Lage der Sache einige hundert oder auch einige tausend Thaler mehr heraus zu bekommen. Hiermit läßt sich ja in einer größeren Stadt, fern von den hämisch blickenden Nachbarn, ein einträgliches Geschäft aufmachen, oder es läßt sich in Amerika, wo der Acker noch nicht urbaren Landes mit fünf Dollar zu kaufen ist, wo kein Landrat schuriegeln kann, die Steuern niedrig sind und der Sohn nicht Soldat werden braucht, ein neues Heim gründen. Es wird ein Kaufkontrakt abgeschlossen zu einem Preise, der sich zusammensetzt aus den vorhandenen Schulden und dem verabredeten Ueberschuß des Bauern. Jetzt ist der Jude Eigentümer, ohne natürlich auch nur einen Pfennig Angeld bezahlt zu haben. Für den, der vom Vertrage zurücktritt, wird eine hohe Conventionalstrafe von 3000 Mk. bis 6000 Mk. festgesetzt. Jetzt wird der Acker in Parzellen zerlegt, wobei darauf gesehen wird, daß an der Erwerbung jeder Parzelle stets mehrere Nachbarn ein Interesse haben. Die Versteigerung findet zu einer Zeit statt, wo das Getreide noch auf dem Felde steht, möglichst kurz vor der Ernte. Das schöne Getreide lockt natürlich besonders an. Bei der Versteigerung giebt es frei Bier und Schnaps, auch Cigarren, und hierdurch werden gar viele angelockt, die ursprünglich gar nicht daran denken, Acker zu kaufen. Durch die reichlich gespendeten Getränke wird aber mit der Zeit ein recht frisches Leben erweckt. Hier ist der Jude in seinem Element. Für jeden hat er ein freundliches Wort. Er macht darauf aufmerksam, daß hier die Gelegenheit sei, durch günstigen Kauf für Frau und Kind zu sorgen, und daß dies doch die allererste Pflicht eines ordentlichen Familienvaters sei, verspricht günstige Zahlungsbedingungen, stellt als uneigennütziger Freund gute Hypotheken in Aussicht, macht auf die gute Ernte aufmerksam, hat von einem Angestellten des großen Hauses Jzig oder Meyer gehört, daß die Kornpreise in nächster Zeit bedeutend steigen werden,

drückt hier heimlich die Hand, tritt dort auf den Fuß, zwinkert Jenem mit den Augen zu, fragt nebenbei, was Mutter macht, wie es Wilhelm beim Militär geht, und ob Bertha aus Gram um ihn nicht schon gestorben sei, ob die braune Kuh sich gut anlege, und ob Seemann es sich noch immer nicht abgewöhnt habe, beim Jagen der Kühe nach dem Euter zu schnappen u. s. w. Im Handumdrehen, unter fleißigem Zutrinken, ist der Kauf abgeschlossen.

Unverkäufliche Stücke bleiben vorläufig als Eigentum des Juden liegen. Er hat viele tausende verdient, der Bauer erhält seine paar Thaler Schmerzensgeld. Ja, erhält er sie? Da sind hier und dort noch kleine vergessene Schuldposten, hier und dort noch Kosten zu bezahlen, was schließlich übrig bleibt, wird ihm zu tragen nicht schwer. Will er nach Amerika, so entpuppt sich der Jude als Auswanderungsagent, besorgt die Fahrkarten und weist die Familie an Agenten in Amerika. Was das für Leute sind, schildert uns Kapitän Carl Jenzen in seiner Illa von der Rednitz (Merseburg) in geradezu unübertrefflicher Weise. Auch der jüngste Auswandererproceß in Oesterreich, bei dem sich ein organisirter Sklavenhandel enthüllte, giebt hierüber Klarheit. In der Regel wird er noch von Glück sagen können, wenn es ihm schließlich gelingt, sich bei einem Farmer als Arbeiter zu verdingen. Oft wird er zum Tramp, der in irgend einem Winkel endet.

Kommt er aber dazu, wirklich eine kleine Farm zu erwerben, so ist ihm oft wenig geholfen. Man weiß ja, wie es drüben vielfach steht. Leerstehende Farmen, deren Eigentümer davon gelaufen sind, finden sich dort in großer Zahl. Ein Stück Land nach dem andern wird wegen rückständiger Steuern verkauft, von den Häusern verschwinden Thüren, Fenster, Bretter, die die Nachbarn als gute Beute ansehen. Geht der Bauer nicht nach Amerika, sondern will in einer Stadt ein Geschäft anfangen oder einen kleineren Hof kaufen, so ist ihm auch dabei der Jude behülflich. Aber fragt mich nur nicht, wie! Das Ende ist selbstverständlich! Entweder geht er als Trunkenbold zu Grunde, oder er findet als Arbeitsmann in einer Stadt Beschäftigung. Die bestehende Ordnung hat an ihm einen Todfeind, die Socialdemokratie, von deren Zielen er allerdings nichts versteht, einen glühenden Anhänger gewonnen. Den Staatsgesetzen schiebt er sein Unglück zu. Weiß Gott! sollte er in diesem Fall gar recht haben?!

Auch reiche Bauern werden durch Vorspiegelung des herrlichen Lebens als Rentier in einer Stadt häufig bewogen, ihren Hof zu parzellieren und nach der Stadt zu ziehen. Dort überläßt er es dann seinen vornehmeren Stammesgenossen, die als Barone, Geh. Kommerzienräte, Kommerzienräte, Generalkonsuln, Vorsteher aller möglichen Wohlthätigkeitsanstalten dort in hohem Ansehen stehen und hochachtbare, sich eines Weltrufes erfreuende Bankhäuser haben, ihm so ganz allmählig mit Consols, Ostpreussischer Südbahn, Marienburg-Mlawka, Baubank, Bodentredit u. seine schönen Thaler abzuknöpfen.

Lieber Bauer oder Rentier, willst du wissen, wo sie geblieben sind, so mache einen Spaziergang durch Berlin, Westen, und bist du

dort mit irgend einem Portier befreundet, so suche einen Blick zu thun in die Prachtträume jener Häuser, gegen die die Prachtzimmer der kaiserlichen Schlösser verschwinden. Für Dich und Deine Nachkommen wird von all dem Golde, das hier begraben liegt, nichts wieder zum Vorschein kommen, es sei denn, daß Verhältnisse in Deiner Familie auftreten, die in Kapitel 12 bei Kunst oder 20 bei Entlichkeit näher beleuchtet sind.

In Berlin existirt eine Firma Simon Böhm.

Dieselbe arbeitet gegenwärtig mit Millionen, erfreut sich eines Weltrufes und hat einen großen Teil des Spiritus- und Kornhandels in ihre Hände gebracht. Tausende und abertausende von Produzenten sind von derselben abhängig.

Der Gründer der Firma machte früher in Ostpreußen in Bauernhöfen, und die verarmten Bauern wissen ein Lied davon zu singen. Ein total verarmter Bauer war plötzlich, wahrscheinlich durch Selbstmord, gestorben. Die Frau lud die Leiche auf einen Wagen, fuhr bei Herrn Böhm vor und brachte ihm denselben mit den Worten: „Du hast ihm das Fell über die Ohren gezogen, hier hast du ihn ganz!“ Geschadet hat Herrn Böhm das allerdings nicht weiter, am wenigsten wohl in seiner Gemüthsfreundigkeit.

Kommerzienrat ist er gegenwärtig noch nicht, doch hat er mit Herrn Aron Meyer, auf den ich später zurückkomme, dementprechende Verhandlungen schon früher gepflogen.

Wohlthätende Männer, unter denen der Freiherr von Schorlemer-Altst, der auch in anderer Hinsicht das Ideal eines deutschen Mannes ist, die erste Stelle einnimmt, haben in den letzten Jahren Bauernvereine gegründet, die einen großartigen Aufschwung nehmen. Der Westfälische Bauernverein zählt gegenwärtig 23 000 Mitglieder beiderlei Confession. Hoffentlich wird durch diese Vereine dem entsetzlichen Treiben des Judenthums unter den Landleuten ein Riegel vorgeschoben werden, zumal wenn der Staat durch die Gesetzgebung zu Hülfe kommt.

Jude und Handwerker.

Der Handwerkerstand ist aus dem Banernstand hervorgegangen. Als Heinrich der Bogelsteller die Notwendigkeit einsah, zu den wenigen vorhandenen festen Städten eine große Anzahl neuer zu gründen, um dem Landmann im Kriegsfalle einen Zufluchtsort zu schaffen, hatte er große Not, die Städte zu bevölkern. Die Deutschen, ächte Naturkinder, gewohnt, möglichst einzeln auf ihren Feldern oder doch in weitläufig gebauten Dörfern zu wohnen, sträubten sich entschieden, in eine Stadt zu ziehen, die sie als einen Sarg für Lebendige ansahen. Nur Zwang und das Versprechen großer Vortheile, wozu besonders die Befreiung von jeder Hörigkeit zu zählen ist, vermochten es, jeden neunten Mann in die Stadt zu zwingen. Zunächst blieben sie dort Ackerbauer und sind es in den kleinen Städten noch bis auf den heutigen Tag. Bei dem engen Zusammen-

Leben waren die einzelnen aber mehr auf gegenseitige Hilfe angewiesen, und wer sich geschickt zeigte, irgend ein Bedürfnis in besonders guter Weise zu befriedigen, fand bald heraus, daß es für ihn besser sei, aus der Befriedigung dieses Bedürfnisses bei Andern ein Gewerbe zu machen. So fanden sich bald Leute, die sich weniger mehr damit befaßten, dem Boden die Erzeugnisse abzurufen, als diese Boden-erzeugnisse durch ihre Arbeit in einen für die Menschen brauchbareren Zustand zu verwandeln, d. h. es entstanden die ersten Handwerker. Mit der zunehmenden Arbeitsteilung verzweigte sich der Handwerkerstand mehr und mehr, und in Folge dessen brachten es die Einzelnen zu immer größerer Kunstfertigkeit. Zu gegenseitigem Schutz und Trutz traten diese Handwerker zu Innungen und Zünften zusammen. Diese sorgten dafür, daß keine Uebervorteilungen vorfielen, daß die Lehrlinge regelrecht ausgebildet wurden, daß Zucht und gute Sitte aufrecht erhalten blieben, nur regelrecht Ausgebildete das Handwerk betreiben durften u. s. w. Der Handwerkerstand trieb herrliche Künste, seine Erzeugnisse erregen noch heute die Bewunderung eines jeden Kenners. Da auch die Geistlichkeit ihre Bildungsanstalten nach den Städten verlegte, so fanden sie auch Gelegenheit zu geistiger Ausbildung. Sie haben auch in allgemeinen Dingen, besonders in der Politik, eine große Rolle gespielt. Als die Poesie unter dem Adel erlosch, nahm sie der Handwerker auf. Die Nürnberger Dichterschule mit ihrem Michael Behaim und Hans Sachs ist heute noch allbekannt. Auch einen Philosophen, Jacob Böhm, hat uns der Handwerkerstand geschenkt. Fast jedes Handwerk wurde allmählich zum Kunsthandwerk, und der Notgießer Peter Bischer in Nürnberg hat uns Kunstwerke hinterlassen, die noch jetzt unsern größten Künstlern zum Studium dienen. Der Handwerkerstand wurde eine der größten Stützen des Reiches, ohne die sich viele Kaiser nicht hätten halten können. Der dreißigjährige Krieg, der überall in Deutschland so grenzenloses Elend hervorbrachte, hat auch den Handwerkerstand tief erschüttert. Viele Kunstfertigkeiten gingen ganz verloren, und nur sehr allmählig fing er unter dem Schutze wohlwollender Fürsten, die nach dem Kriege alle Gemalt in ihrer Hand vereinigten, wieder an, sich zu erholen. Die Hohenzollern haben dem Handwerkerstand stets die peinlichste Sorgfalt gewidmet. Duldeten doch zwei der bedeutendsten Fürsten keine fremden Erzeugnisse im Lande, deren Herstellung auch eingeborenen Handwerkern möglich war. Die in Berlin eingewanderten französischen Reformirten brachten manche Kunstfertigkeit wieder mit, die in dem entsetzlichen Kriege verloren gegangen war. Als in diesem Jahrhundert die Verkehrswege sich immermehr verbesserten, die Beweglichkeit der Bevölkerung immer größer wurde, und die Dampfkraft veränderte Verhältnisse schuf, da wurde es notwendig, die starren Schranken, mit denen sich jedes einzelne Gewerbe umgeben hatte, etwas zu lockern, um einwandernden Handwerkern es überall möglich zu machen, sich ihr Brot zu suchen. Eine Reformation des Kunstwesens wurde notwendig. Diesen Moment benutzten die Juden, um durch die Gesetzgebung alle Ordnung im Handwerkerstande aufzulösen. Es ist bekannt, daß die Juden in der Conflictzeit von 1861/66 eine

große Rolle spielten. Als sich unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 die unter jüdischer Führung stehende nationalliberale Partei bildete, welche sich mit der Regierung vertrug, erreichten es die Juden, daß ihnen in erster Linie für ihr Entgegenkommen der Handwerkerstand eingeschachtet wurde. Das Jahr 1869 brachte demgemäß volle Gewerbefreiheit. Es klang gar wunderschön, wenn man damals sagte, es müsse Jedem erlaubt sein, sich sein Brot in jeder beliebigen ehrlichen Weise zu suchen. Leider wurden mit der gesammten Auflösung aller Ordnungen des Handwerkerstandes die Verhältnisse dermaßen verschlechtert, daß es bald heißen konnte: Jedem Handwerker steht es frei, zu verhungern, wo es ihm gefällt. Dieses kraße Untergehen eines der ältesten Stände empfand aber doch der deutsche Michel gar zu deutlich und streckte sich umbehaglich hin und her. Da er fand man denn das Märchen, der immermehr zunehmende Ersatz der Menschenhände durch Maschinenkraft, die sogenannte Einführung der hunderttausend eisernen Sklaven, habe den Handwerkerstand zu Gunsten der Großindustrie d. h. der jüdischen Aktiengesellschaften vernichtet, während doch gerade die Einführung der Maschinenkraft, besonders nach Erfindung der Gasmotoren, dem Handwerker zum größten Segen gereichte, wenn man seine Organisation nicht vollständig lahm gelegt hätte. Davon wollen wir unten noch des Genaueren reden, zunächst aber untersuchen, wie es dem Judentum möglich wurde, diesen herrlichen Stand, der allen Stürmen der Jahrhunderte mutig getrogt und seine Rechte unentwegt verteidigt hatte, in weniger als zwanzig Jahren vollständig zu zerstören. Es war für den Handwerkerstand ein geradezu unberechenbares Unglück, daß seine feste Organisation hauptsächlich auf Betreiben des Juden Lasfer gerade in dem Augenblick zerfallen wurde, als dieselbe bei den veränderten Produktions- und Absatzverhältnissen am aller notwendigsten gewesen wäre, um das Heft in Händen zu behalten. So aber zerfiel die starke Armee in einen Haufen von Einzelkämpfern, von denen jeder handelte, wie es ihm gut deuchte. Nunmehr hatten die Juden freie Bahn. Sie handelten stets einmütig, und was Einem an Betriebskapital fehlte, das gab der Andere, und durch ihre Aktienunternehmungen wußten sie die tausende von kleinen Kapitalisten in ihre Dienste zu zwingen. Dem gegenüber stand der Handwerker ratlos da. Was ihm der wohlmeinende Schulze-Delitzsch mit seinen Genossenschaftsbanken bot, konnte nicht im entferntesten das ersetzen, was er sich mit seiner alten Organisation selbst hätte schaffen können. Was soll dem Handwerker ein moderner Wechsel nützen, der in kurzer Frist bezahlt werden muß?

Jeder Wechsel ist für ihn ein Instrument, an dem er sich höchstens die Finger zerschneiden kann. Seine Außenstände laufen selten nach Berechnung ein, während Unpünktlichkeit beim Wechseleinlösen bekanntlich von den verhängnisvollsten Folgen begleitet ist. Die erste Unterschrift eines Wechsels ist für den Handwerker der erste Schritt in den Abgrund. Auch in seinem inneren Werte mußte der Handwerker schnell sinken. Wenn es dem Lehrling gefiel, lief er seinem Meister vor Beendigung der Lehrzeit fort und arbeitete

anderwärts als Geselle. Seine Kenntnisse und Fertigkeiten konnten nur stümperhaft sein. Es entstand ein Handwerkerproletariat, und mit diesem fing der Jude an zu arbeiten.

Wir wollen auf die einzelnen Berufszweige eingehen und den schnellen Verfall beobachten. Früher gab es eine den Verhältnissen entsprechende große Zahl von selbstständigen Schneidermeistern. Niemand durfte das Gewerbe betreiben, der nicht die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten nachgewiesen hatte. Er beschäftigte eine größere oder kleinere Zahl von Gesellen, welche in den verschiedensten Werkstätten des Inlandes und oft auch des Auslandes ihre Tüchtigkeit zu erhöhen suchten, um dann auch einmal selbstständig zu werden. Nach dem Inzulebentreten der Gewerbefreiheit tauchten jüdische Unternehmer auf, die selbstverständlich vom Schneidergewerbe nichts verstanden, denn wie hätten sie sich vier Jahre lang vom Morgen bis zum Abend mit der Nadel in der Hand auf den Tisch setzen sollen! Aber der Unternehmer hatte Geld und bei den jüdischen Tuchhändlern reichen Credit. Er mietete einen schönen Laden und fand in dem Schneiderproletariat, das eben anfang, sich zu bilden, Arbeitskräfte genug, die, um nicht zu verhungern, für unbegreiflich billiges Geld arbeiteten. Er gab ihnen möglichst bald Vorschüsse, um sie dann immer in der Hand zu haben. Die aus England hierher verpflanzte Fabrikation der Shoddy Wollstoffe kam ihm trefflich zu statten. Diese Stoffe werden aus wollenen Lumpen hergestellt und sind kaum von dem Renner, geschweige denn von dem Laien von guten Wollstoffen zu unterscheiden. Sie sind um 50 bis 75 pCt. billiger, doch ist ihre Haltbarkeit außerordentlich gering. Der reelle Handwerker kann diese Stoffe nicht führen. Da der Jude somit sehr billige Rohstoffe und sehr billige Arbeitskräfte hatte, konnte er ungemein billige Preise stellen und doch dabei tüchtig verdienen. Die Waare ist in seinem Schaufenster höchst geschmackvoll und verlockend ausgestellt, häufige Zeitungsannoncen machen darauf aufmerksam, und wer erst im Laden ist, wird so leicht nicht wieder herausgelassen. Daß die Nähte des gekauften Anzuges schon nach einigen Tagen aufplatzen, der Stoff in einigen Wochen schadhast wird, ist ja unangenehm, wird aber Angesichts des billigen Preises leicht vergessen. Die Handwerksmeister büßten allmählig ihre Kunden ein, besonders diejenigen aus dem Arbeiterstande. Dem Meister verblieben hauptsächlich diejenigen Kunden, welche erst nach Jahren oder garnicht zahlten. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls Arbeiter in einem Judengeschäft zu werden. Es entstand Konkurrenz selbst um dessen Hungerlöhne. Man suchte sich einzurichten, die Frau mußte fleißig mithelfen, die Nächte wurden zu Hülfe genommen, und während die organisierten Fabrikarbeiter dauernd ihre Arbeitszeit herabsetzten, mußte er die seine verlängern. Wie oft finden wir den Handwerker nebst Frau noch lange nach Mitternacht emsig bei der Arbeit. Schließlich wurden junge Mädchen oder verwitwete Frauen angenommen, die natürlich erst recht mit Hungerlöhnen zufrieden sein mußten. Folgende Tabelle mag die Preise veranschaulichen, die ein Handwerksmeister und ein Jude zahlte

Handwerksmeister Schneider Möller, Krausen-Str.,		Jude
Neberzieher	Mk. 13,00—15,00	Mehrere der feinsten Firmen in der Leipziger Str.
Schwarzer Rock	„ 13,00—15,00	3,50—4,00
Hose	„ 3,50—4,00	3,50—4,00
Weste	„ 3,00—4,00	1,00—1,50
		1,00—1,50

Ganz ähnlich geht es zu bei der Herstellung der weiblichen Bekleidung (Konfektion), nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht eine feste Organisation zu zerstören war. Die Schneiderinnen gingen entweder für eine durchschnittliche Bezahlung von zwei Mark zu ihren Kundinnen in die Wohnung, erhielten hier gutes Essen und Trinken, arbeiteten im geheizten Raum und hatten eine gute Behandlung, oder sie verfertigten die Kleidung in ihrer Behausung gegen einen vorher festgesetzten Preis, wobei sie sich in der Regel noch besser standen. Sie ersparten bei solidem Lebenswandel ein schönes Geld und brachten bei späterer Verheirathung eine selbstarbeitete Aussteuer und oft auch noch einen hübschen Groschen ihrem Gatten in die Ehe mit. Heute sehen die Verhältnisse anders aus. Die meisten dieser selbstständigen Schneiderinnen sind zu Arbeiterinnen für den Juden herabgesunken. Die Hungerlöhne machen es ihnen unmöglich, ihrem Körper die rechte Pflege angedeihen zu lassen. Die lange Arbeitszeit ruiniert den Körper vollends. Außer der notwendigen Kleidung nennen sie gewöhnlich nichts ihr eigen. Tritt Arbeitslosigkeit ein, so haben sie die Wahl zwischen Hunger und Schande. Sollten sie in eine Ehe eintreten, so geschieht es gleich mit Schulden. Ihr entkräfteter Körper kann nur schwächliche Kinder zur Welt bringen, denen sie die Mutterbrust nicht reichen kann. Die große Kindersterblichkeit ist hiervon die Folge. Bleiben dieselben am Leben, so können daraus nur schwache Arbeiter und schlechte Soldaten entstehen. Wird Schande gewählt, so geht es im besten Falle durch ein kurzes Leben voller Glanz in den Abgrund.

Das Schicksal dieser Mädchen schilderte vor Jahren ein Artikel des Deutschen Tageblatts in ergreifender Weise. Wir lassen denselben hier unverkürzt folgen, soweit er mir im Gedächtnis haftet:

Nähen, nähen, nähen in dunkler Dezembernacht,
Nähen, nähen und nähen, wenn sonnig der Frühling lacht,
Wenn um den Giebel im Hof die lustige Schwalbe schwebt,
Als wollt sie recht zu meiner Dual mir zeigen, wie frei sie lebt!

Mit diesen ergreifenden Versen besang bekanntlich Thom s Good das Glend der Londoner Wäschenäherinnen, und nach seinem Tode wußte man ihn nicht besser zu ehren, als auf seinem Grabstein die Inschrift zu setzen: „Er sang das Lied vom Hemde!“

Wenn doch heut Jemand erstände, der das Lied von den Mänteln singen wollte, jenes veritable, mitten aus der Wirklichkeit herausgerissene Bild, in dem ein Stück unseres sozialen Lebens in seinem ganzen Jammer aufgedeckt wird. Der Dank von zwanzigtausend weiblichen Seelen wäre ihm sicher. Vielleicht weilt der Dichter schon unter uns und weht einstweilen nur die Waffen. Freilich könnte er nicht tiefere Töne anschlagen, als der englische

Dichter hier anschlug, dafür fände er aber ein um so reicheres Feld für seine Thätigkeit, für seine Tendenz, und könnte bereinigtigen Kulturhistorikern vortreffliches Material zu einem Werke: „Jüdische Konfektionäre als Förderer der Prostitution in der Mitte des 19. Jahrhunderts“ hinterlassen. Die Armen der Nation, die armen beklagenswerten Juden wollen es bekanntlich nie gewesen sein, sie leben keusch und züchtig mit ihren Frauen, ausgenommen mit den christlichen, bauen sich goldene Berge, natürlich im Schweiße der Germanen, der Armen und Elenden. Da ist leicht zu sparen bei den Nachkommen von Jüdor und Nebekka, die vor fünf Jahren in der Rosenthaler Straße alte Kleider aufkauften, dieselben zurechtstutzten und mit 100 bis 200 pSt. wieder an den Mann brachten und jetzt eins der größten Damenmäntel-Geschäfte in der Leipziger Straße ihr eigen nennen. Aber die Rehrseite der Medaille muß man sich immer nur betrachten, schon um der Gerechtigkeit willen. Wem wäre nicht beim Anblick der von Tag zu Tag überhand nehmenden prunkenden Konfektionsgeschäfte das Loos der Legionen von Mäntelnäherinnen eingefallen?

Da steht im Schaufenster ein Mantel mit 80—100 Mk. ausgepriesen, an dem der Schweiß der christlichen Sklavin klebt, natürlich unsichtbar, denn fleckig darf derselbe nicht abgeliefert werden, sonst giebt es einen Abzug am Nadelgeld. Nadelgeld, bittere Ironie, für dreitägige ununterbrochene Arbeit drei Mark, (jetzt nur noch 2 Mark). Judenlohn wird wohl mit Judaslohn identisch sein. Für Regenmäntel beträgt der Preis 1 Mk. bis 1,25 Mk. Zwirn, Seide und Nadeln müssen von dieser 1,25 Mk. auch noch bezahlt werden. Ja, die Juden bezahlen so schlecht! ist die ständige Parole dieser meist noch jungen und blühenden Mäntelnäherinnen, die ihnen dereinst zum Fluch wird. Eines Tages gefällt dem jüdischen Konfektionär oder seinem saubern Geschäftsführer das Mädchen besser, als die Ware.

Jetzt hat aller Geiz ein Ende, und Jerusalem zeigt sich in seiner ganzen Keuschheit und Frivolität. Man genießt auch gern einmal ein warmes Abendessen statt der ewigen Kost von Kaffee und Brot. Und in einer Nacht begegnen uns auf der Straße gepuzte Frauenzimmer, die seit kurzem die Schaar öffentlicher Dirnen vermehrt. Einst besaßen sie Scham, jetzt nicht mehr. Fragt man eins, zwei, drei: Was waren Sie früher? Mäntelnäherin! Und haben Sie sich nicht anständig erhalten können? Die Juden bezahlen so schlecht! ist die letzte Antwort.

Ja, die jüdischen Konfektionsgeschäfte vergrößern sich, Not, Elend und Schande ebenfalls.

Der englische Dichter sang nicht umsonst weiter:

„Nähen, nähen und nähen, wenn Morgens die Hähne krähn,
Nähen, nähen und nähen, wenn die Sterne am Himmel stehn!
Was soll das Elend sein, das des Sklaven Werk zerfrißt,
Wenn die Mühjal hier, die uns verschlingt, eine Christenarbeit ist!

Ganz ähnlich, wie im Schneibergewerbe, ging es bei den Schuhmachern zu. Die jüdischen Bazare nahmen auch hier den

Handwerkern das Brot. Befanden sich am Ort nicht billige Arbeitskräfte, so verlegte man die Fabrikation in Gegenden mit billigen Wohnungs- und Lebensmittelpreisen. Wie die Juden bei der Schneiderei die Shoddymwaren einführten, so verwandten sie hier imitiertes Leder, das aus Lederabfällen und Stoffen aller Art hergestellt wurde. Die noch vorhandenen Meister nähren sich vorwiegend von Flickarbeit. Wollen sie neue Stiefel machen, müssen sie zum jüdischen Lederhändler gehen, da deutsche kaum noch vorhanden sind. Der Jude beherrscht den Lederhandel so vollständig, daß er auch den Loh- und Weißgerbern die Preise macht, bei welchen diese massenhaft verarmen. Handschuhmachern und Sattlern geht es nicht besser. Kommt der kleine Schuhmacher, der meist nicht einmal baar bezahlen kann, zum Lederhändler, so werden ihm Preise berechnet, bei denen er für die Dauer nicht bestehen kann, da die jüdischen Bazare bedeutend niedrigere Preise haben. Wären Flickarbeiten in den Familien herzustellen, so dürfte ein selbstständiger Schuhmachermeister zu den Seltenheiten gehören.

In der Tischlerei und Holzbildhauerei giebt es wohl kaum noch selbstständige Meister, die ihre Erzeugnisse direkt ans Publikum verkaufen, wenigstens in Berlin nicht. Wäre die Innung nicht gerade in der entscheidenden Zeit zerfallen worden, hätte dies anders sein können.

Die kleinen Meister, oder wie sie sich teilweise nennen, die selbstständigen Arbeiter, sitzen mit ihren Gesellen in den Werkstätten, die in den Hintergebäuden der Vorstädte zu finden sind, und fabrizieren dort all die herrlichen Möbel, die Berlins Stolz sind. Am Freitag oder Sonnabend früh fahren sie mit den fertigen Sachen zu den jüdischen Ausstattungsgeschäften, welche in den Hauptstraßen der Stadt liegen. Die Meister zittern, denn der an und für sich niedrige Preis wird auf eine lächerliche Summe herabgedrückt, falls sich der kleinste Fehler entdecken läßt. Den spätern Käufern gegenüber sind diese Fehler, die er mit seinen Laien Augen überhaupt nicht entdeckt, vollständig belanglos. Gefällt dem Meister der gebotene Preis nicht, kann er die Sachen ja wieder mitnehmen. Ja, mitnehmen! Wenn nur die Gesellen am Sonnabend Abend nicht auf ihren Lohn warteten! Es würde einen schönen Auftritt geben, wenn hier nicht die größte Pünktlichkeit walten würde. Gar häufig wird die Ware zwar übernommen, aber mit einem Wechsel bezahlt, der nicht immer sofort zu diskontieren ist. Gilt am Sonnabend ein einfach gekleideter, in Schweiß gebadeter Mann in den Straßen Berlins mit auffälliger Hast an uns vorüber, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das so ein Handwerksmeister ist, der irgendwo die Löhnung für seine Gesellen aufzutreiben sucht.

Wieviel der Meister für seine Erzeugnisse erhält, und wie hoch dieselben von dem Publikum schließlich bezahlt werden, mag folgende Tabelle zeigen.

Ich bemerke dabei, daß ich die Verkaufspreise in einem ganz reellen Ausstattungsgeschäft erforscht habe und dann zu dem mir bekannten Meister (Tischler oder Holzbildhauer) hingegangen bin,

der mir aus seinen Büchern die Lieferungspreise nachgewiesen hat. In beiden Tabellen handelt es sich um dieselben Stücke.

	Lieferungspreis.	Ladenpreis.
Großes geschnitztes Büffet	185 Mk.	350 Mk.
Mittleres " "	135 "	260 "
Kleines " "	115 "	210 "
Großer geschnittener Spiegel mit Kristallglas	55 "	185 "
Kleiner Spiegel	37,50 "	60 "
Garnitur, bestehend aus Sopha, 2 großen, 4 kleinen Sesseln mit rotem, gepreßtem Blüschbezug	670 "	990 "
Antoniottentisch	27 "	51 "

Ich bemerke ausdrücklich, daß das betreffende Möbelgeschäft ein hochreelles ist, und der Meister glücklich war, hier seine Erzeugnisse absetzen zu können.

Des weiteren habe ich mich denn aus den Büchern des Meisters überzeugt, daß er an 2 großen Büffets (es werden stets 2 zugleich angefertigt) nach Abzug des Preises für Holz, Beschläge, des Lohnes für Tischler, Holzbildhauer, Polierer, einen Reingewinn von 22 Mk., sage zwei und zwanzig Mark, übrig behält, wobei die Kosten für Leim, Transport, das Nachpolieren an Ort und Stelle noch gar nicht mitberechnet sind. Nun kommt es häufig vor, daß das anscheinend gesunde Holz im Innern schadhast ist und nicht verwandt werden kann. Dann arbeitet er ohne allen Nutzen.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Möbelgeschäft, nachdem es den Meistern für ihre Ware längere Zeit Wechsel gegeben hat, falliert. Dann gehen in der Regel viele Meister zugleich zu Grunde, während die Frau des bisherigen Möbelhändlers ein feines Quartier in bester Stadtgegend bezieht und ihren Mann, dem absolut nichts zu nehmen ist, als Schlafburschen zu sich nimmt.

Die Bäckerei war früher recht einträglich. Jetzt, wo der gesammte Korn- und Mehlhandel in Juden Händen liegt, ist auch dies Gewerbe heruntergekommen.

Genau so ist es mit dem Schlächtergewerbe. Die jüdischen Viehhändler und Viehkommissionäre nehmen den Löwenanteil.

Die Bauhandwerker, als da sind Schlosser, Klempner, Glaser, Tapezierer, Töpfer, Zimmerleute, Maurer, Putzer, Stuckateure, Maler, werden in anderer Weise ruiniert, worüber wir uns eingehend aussprechen wollen.

Die Wohnung gehört zu den notwendigsten und teuersten Bedürfnissen. Wer Wohnungen herstellt, um sie an Andere zu vermieten, will dadurch einen Nutzen erzielen, der auch voll berechtigt ist. Als aber die Juden sich des Baugrundes, des Häuserbaues und des Hypothekenswesens bemächtigten, gerieten die Wohnungsverhältnisse, besonders in den Großstädten, in ganz ungesunde Bahnen, so daß die meisten Mieter für ihre Wohnung einen viel größeren Betrag aufwenden müssen, als wirtschaftlich berechtigt ist. Außerdem sinken die Mieter oft zu Sklaven des Wirtes herab, wie

die bekannten Berliner Mietkontrakte beweisen. „Mein Haus ist meine Burg,“ dies stolze englische Wort hat für den Berliner Mieter nur eine sehr bescheidene Bedeutung.

Jüdische Spekulanten haben seit lange einen großen Teil der Bauflächen in und um Berlin billig erworben, und derselbe ist in ihren Händen um das vielfache seines Wertes gestiegen. Die künstliche unerhörte Steigerung des Baugrundes ist die Hauptursache der Wohnungsnot.

Zweitens haben sie es verstanden, alte, baufällige oder unmoderne Häuser zahlreich in ihren Besitz zu bringen.

Möglich wurde das dadurch, daß sie eine höhere Hypothek an solchem Hause, nötigenfalls mit einigen Opfern, in ihren Besitz zu bringen suchten und dieselbe dann kündigten. Neue Hypotheken sind auf alte Häuser selbstverständlich nicht zu schaffen, und so kommt es denn, daß sich der vielleicht in ganz behaglichen Verhältnissen lebende Besitzer, der sich vom Juden ganz fern gehalten hat, plötzlich durch den Zwangsverkauf aus seinem Hause vertrieben sieht. Das Haus selbst wird dann auf Abbruch verkauft. Der Bauplatz oder das neu zu bebauende Grundstück wird dann mit Vorliebe an weniger kapitalkräftige Bauunternehmer verkauft in der Hoffnung, das fertig gebaute Haus wieder in die Hände zu bekommen. Sobald der Bauherr mit seinem Kapital zu Ende ist, giebt der Jude die Baugelder, die ratenweise, nach jeder Balkenlage, gezahlt und gut verzinst werden. Bis dahin ist die Sache vollständig in Ordnung, und ist der Jude der Ueberzeugung, daß der Bauherr sich im Notfall anderweitig helfen kann, oder, wie der technische Ausdruck lautet, steif im Kreuz ist, so treten auch keine weiteren Zwischenfälle ein. Doch gehört dieser regelmäßige Verlauf zu den Ausnahmen. In der Regel hat der Bauherr seine Kräfte etwas überschätzt, es tauchen ganz unerwartete Schwierigkeiten auf, die der Jude natürlich durch seine Agenten veranlaßt hat. Der Stein- oder Holzhändler z. B. will plötzlich ohne sofortige Barzahlung nicht weiter liefern, die Baugelder bleiben zurück, die Bauhandwerker werden ebenfalls besorgt und liefern nicht weiter. So kommt das Haus schon während des Baues zum Zwangsverkauf. Da jeder Mitbieter $\frac{1}{10}$ des Wertes, d. h. in Berlin nie unter 20,000 Mark Kaution zu stellen hat, so können die Handwerker nicht mitbieten. Allenfalls kommt der Steinhändler noch zu seinem Geld, da dieser in der Regel kapitalkräftig ist.

Der Jude als Inhaber der 1. Hypothek kauft das Haus, der Bauherr und die Bauhandwerker sind ihr Geld los, der Jude aber hat es verstanden, sich ohne wesentliche Kosten auf seinem Grundstück ein neues Haus bauen zu lassen. Häufig gelingt es dem Bauunternehmer, das Haus fertig zu stellen, aber außer Gefahr ist er damit noch nicht. Das Haus muß ein halbes Jahr leer stehen, die ersten Mieter sind oft nicht zahlungsfähig, denn es ist nicht Jedermanns Sache, in einem neugebauten Hause zu wohnen, die Zinsen werden fällig, und so stürzt er oft noch in demselben Augenblick, wo er sich am Ziel wähnen konnte.

Die Zahl der in Berlin auf ähnliche Weise verunglückten Bauunternehmer, die natürlich ihr Geld los geworden sind, ist Legion. Es befinden sich darunter Leute aus allen Ständen, die etwas Geld besaßen und vom Bauteufel erfaßt wurden. Ihre Zahl würde noch größer sein, wenn nicht die eigentümliche Sucht unter ihnen bestände, sich auf dem Grundstücke, um das sich einst ihre glänzendsten Hoffnungen bewegten, und das jetzt ihrem ärgsten Feinde gehört, aufzuhängen. Ob sie etwa glauben, dadurch den Besitzer in seiner Ruhe zu stören? das wäre zu bedauern, denn dann wären sie bei ihrem Sterben ebenso von falschen Voraussetzungen ausgegangen, wie bei Lebzeiten. Vor einigen Wochen erst erschloß sich ein keineswegs unbenannter Maurermeister Köpke, Melanchtonstr. 17, auf dem neugebauten Grundstück Swinemünderstr. 66, jetzt 60/61. Köpke hatte den Bauplatz von der Firma Halpert und Pinnert, Grenadierstr., erworben. Die ganze Nachbarschaft schilderte die Manipulationen dieser Baufirma, welche den Köpke in den Tod getrieben haben sollen, als unerhörte.

Es gelang mir, auf indirektem Wege Beziehungen anzuknüpfen, die mir über die Geschäftspraxis der Firma genaue Auskunft gaben. Einiges davon werde ich hier mitteilen.

Zur besseren Orientirung nehmen wir einen bestimmten Fall. Herr Müller erwirbt von derselben einen Bauplatz, auf welchen er 100,000 Mk. schuldig bleibt; darauf hat er besonders zu zahlen 1 pSt. Provision an die Firma, 1 pSt. an die Bank, das Kapital mit 5 pSt. zu verzinsen.

Die offerierten Baugelder, welche ratenweise, nach jeder Balkenlage, gezahlt werden, sind ebenfalls mit 5 pSt. zu verzinsen, außerdem werden dieselben gekürzt um 1 pSt. für die Firma, 1 pSt. für die Bank. Da nun die Baugelder so bemessen werden, daß sie nie ausreichen, so entstehen dem Bauherrn schnell genug Geldverlegenheiten. Er muß der Firma für weiteres Geld laufende Accepte geben, und berechnet dieselbe dann 6 pSt. Zinsen, 1 pSt. Provision. Bei Prolongationen wird abermals 1 pSt. Provision außer den Zinsen berechnet. Die Accepte werden bei der nächsten Baurate in Zahlung gegeben, bei welcher die üblichen 2 pSt. ebenfalls abgezogen werden. Jetzt entstehen natürlich bei Fortsetzung des Baues größere Geldverlegenheiten, und nun hat die Firma bald gewonnenes Spiel. Der Bau wird fertig, der Bauherr erschließt sich oder läuft davon, das Haus wird in der Zwangsversteigerung von der Firma erworben und dann mit großem Nutzen verkauft.

Von den ungeheuerlichen Manipulationen der Juden, um allmählich fast sämtliche Grundstücke Berlins direkt oder indirekt in ihren Besitz zu bringen, giebt Kunde eine hochinteressante Broschüre eines früheren Vicewirtes der Firma M. Ehrlich zu Berlin, Universitätsstraße. Das Titelblatt mit dem Namen des Verfassers ist mir leider in den letzten Tagen abhanden gekommen und so schnell nicht wieder zu beschaffen, aber der Name des Druckers: Göbdecke, vorm. Müller, Berlin N., Friedrichstr. 105a, dürfte es jedem

ermöglichen, diese hochinteressante, um nicht zu sagen unentbehrliche Broschüre zu beschaffen.

Der Jude Herr A. Ehrlich kam mit kleinem Vermögen nach Berlin, erwarb ein Haus, errichtete eine Holzhandlung en gros und mußte so zu arbeiten, daß seiner Firma jetzt 54 Häuser gehören, die sämtlich nach Straße und Nummer aufgeführt sind. Wehe dem Bauherrn, der auch nur einige Balken zu seinem neuen Hause von Herrn Ehrlich entnahm!

Diese Balken wirken genau so, wie die des Holländermichel in dem Hauffschen Märchen. Wehe überhaupt jedem, der mit Herrn A. Ehrlich in irgend welche Geschäftsverbindung trat! Dreimal wehe aber jedem Handwerker, der für Herrn Ehrlich in seinen Häusern Arbeiten übernahm!

Die Darstellungen des Verfassers sind geradezu grauenenerregend. Ohne Proceß hat Ehrlich wohl niemals bezahlt, und an diesen Prozessen gingen die Handwerker regelrecht zu Grunde. Den Kniffen des Herrn Ehrlich war kein Handwerker gewachsen.

Die Vicewirte und Mieter waren reine Objecte der Ausbeutung. So ist es recht, so mußte es kommen, damit endlich den Deutschen die Augen — noch lange nicht aufgehen.

Herr Ehrlich ist schließlich wegen Kuppellei zu harter Gefängnisstrafe verurteilt, aber begnadigt worden. Leider giebt der Verfasser nicht an, wer dabei seine Vermittlerhand im Spiel gehabt hat. Ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Einer zweiten Anklage wegen Wuchers, Erpressung und Betruges entzog sich Herr A. Ehrlich durch den Tod.

Jetzt ist Herr Moritz Ehrlich, der Sohn des Verstorbenen, der Besitzer der 54 Häuser, und der übertrifft nach der Broschüre noch seinen Vater. Auch Herr Bolle, jetzt größter Meiereibesitzer in Berlin, soll früher durch Herrn A. Ehrlich zu Fall gekommen sein, als er, mit großen Mitteln ausgestattet, in der Seydelstraße eine Anzahl von Häusern baute und dabei Herrn Ehrlich in die Hände fiel. Herr Bolle ist nicht verzweifelt, sondern hat sich an einer ehrlichen Geschäftsunternehmung wieder emporgearbeitet. Solche Spannkraft besitzen aber nur wenige. Auch von den Gebrüdern Burchardt, in Berlin unter dem Namen „Tapeten-Burchardt“ bekannt, erzählt man sich so mancherlei. Der Vater ist in Ketten im Zuchthause gestorben, die Söhne sind jetzt vielfache Millionäre, einer derselben ist königlicher Hoflieferant. Einer von diesen Brüdern soll ein eigenes Bureau nur für „Wechselsachen“ unterhalten, natürlich nur für hohe Herren. Der frühere Besitzer des Orpheum, Herr Vente, schuldete einem der Brüder eine unbedeutende Summe, die als Hypothek eingetragen war. Damit hatte er aber Appetit erweckt und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Herr Burchardt erwarb mit Opfern eine weitere Hypothek, die für eine Hamburger Bank auf dem Grundstück eingetragen war und brachte dann dasselbe trotz pünktlicher Zinszahlung zum Zwangsverkauf. Er soll bei dem Erwerb eine volle Million verdient haben.

Bei den bisher geschilderten Vorgängen ist es hauptsächlich auf den Bauunternehmer abgesehen, und die Bauhandwerker fallen nur so nebenher mit in's Verderben.

Bei den eigentlichen Schwindelbauten hat man es aber speziell auf diese gemünzt.

Es giebt in Berlin unzählige Personen, auch Baumeister, die, durch das Judentum vollständig zu Grunde gerichtet, sich diesem auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie das möglich ist? Busch, dessen meisterhafte humoristische Illustrationen uns deshalb so anheimeln und immer von neuem interessant sind, weil ihnen tiefe psychologische Beobachtungen zu Grunde liegen, führt uns den Affen Fips vor, der seine Feinde Gripps, den Kater, und Schnipps, den Hund, so grausam und schändlich behandelt, daß sie ihm gegenüber von der größten Hochachtung erfüllt werden und ihm mit dem größten Vergnügen dienstbar sind. Unter den zu Grunde gerichteten Baumeistern, wirklichen, examinirten Baumeistern, wird einer ausgewählt, mit dem folgender raffinierte Schwindel in's Werk gesetzt wird:

Ein Baugrundstück wird dem Baumeister aufgelassen. Die möglichst hoch bemessene Kaufsumme wird als 1. Hypothek eingetragen. Der Bau beginnt. Das absolut notwendige Geld wird von dem im Hintergrunde stehenden hebräischen Eigentümer zur Verfügung gestellt, aber sämtliche Bauhandwerker werden mit der Zahlung auf eine spätere Zeit, womöglich bis zur Beendigung des Baues vertröstet. Wer durchaus nicht warten will, erhält wohl eine Kleinigkeit. Wird endlich der Andrang der misstrauisch gewordenen Handwerker, die sämtlich ihre kleinen Kapitalien in dem Bau zu stecken haben, zu groß, so ist eines schönen Tages der Bauherr verschwunden. Wird er auch schließlich aufgefunden, so stellt sich heraus, daß er eine kleine Stube mit Tisch, Bett &c. bewohnt und absolut nichts besitzt. Er hat auf Kosten des Juden ein angenehmes Jahr verlebt.

Das Haus kommt zum Zwangsverkauf. Lassen die Handwerker auch ihre Forderung eintragen, was nützt es ihnen? Bei der hohen Kaution können sie doch nicht mitbieten. So erwirbt der Jude ein Haus, in dem ihm die Fußböden, Treppen, Fenster, Wasserleitungen, Öfen, Tapezier- und Malerarbeiten, Dächer, Abflußröhren &c. keinen Pfennig kosten und meistens sehr schön ausgeführt sind. Und die Handwerker? Ja, über deren Schicksal schreiben die Zeitungen nichts. Gehe aber nicht gleich mit Verachtung und edlem Selbstbewußtsein vorüber, wenn Du im Kinnstein einen total betrunkenen, zerlumpten Menschen liegen oder von der Polizei eine Schaar aufgegriffener Vagabunden vorüberführen siehst: Wer weiß, wodurch sie so tief gesunken sind!

Was Du jetzt bist, das war auch ich,

Was ich bin, kannst Du werden!

Siehst Du aber einen Herrn Kommerzienrat vorüberwandern, der irgend einer wohlthätigen Stiftung, meinetwegen einer solchen zur Besserung Gefallener, deren großmütiger Beschützer er ist, einen Besuch abstattet, so ziehe nicht gleich zu devot Deinen Hut: Wer weiß, wodurch er oder seine Vorfahren so hoch gestiegen sind!

Schade, schade, daß Leibnitz schon so lange tot ist. Ich hätte gar zu gern sein Gesicht gesehen, mit dem er Angesichts solcher Thatfachen unsere Welt für die beste aller denkbaren Welten erklärte! Ja, wenn die Juden nicht wären!

In diesen Tagen ist das Römerbad in der Zimmer-Straße zwangsweise verkauft worden. Etwa eine Million ist daran verloren gegangen. Gebaut wurde dasselbe von einem Juden, Hoffmann, der in Wien ein Café leitete. Nach Berlin kam er auf Veranlassung der jüdischen Firma Fedor Berg in der Bessel-Straße.

Im vorigen Jahre fallierte eine jüdische Firma mit 17 Neubauten. Ein jüdischer Freund des Firmeninhabers in der Bessel-Straße kaufte die Häuser bei der Zwangsversteigerung sämtlich. Wieviel Champagner mag von beiden an dem Abend vertilgt sein, als das letzte Haus erworben war!

Auf diese Leute könnte ja beinahe Joseph in Egypten eifersüchtig werden! Und doch sind auch dies nur Stümper gegen unsere heutigen Geld- und Kornjuden.

Ich kann das Kapitel Jude und Handwerker nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf das Lieferungswesen zu werfen. Es läßt sich dabei fast sämtlichen Behörden der furchtbare Vorwurf nicht ersparen, daß sie bei fast allen Lieferungen, bei denen es sich um Staatsgelder im Betrage von vielen Millionen handelt, die Juden, resp. deren Zwischenhändler bevorzugen. Zuweilen nimmt diese Bevorzugung einen geradezu unheimlichen Charakter an.

Ein mir befreundeter, sehr leistungsfähiger Schneidermeister in der Köpenicker Straße hatte bei einer Lieferung für die Post tatsächlich die niedrigste Forderung aufgestellt. Gleichwohl kam dieselbe in Judenhände.

Wie ist das möglich? Der Jude weiß eben Mittel und Wege, sich die Lieferungen zu verschaffen, die dem Deutschen verborgen sind, und wenn er dieselben auch wüßte, so würde er solche niemals ergreifen, weil es ihm seine Ehrenhaftigkeit nicht erlaubt. Thut er es doch einmal, so fällt er sicher hinein. Einige von diesen Mitteln und Wegen werden wir in dem Kapitel „Jude und Beamter“ kennen lernen. Durch ihre Lieferungen haben sich viele Juden zu mehrfachen Millionären emporgeschwungen. Wir nennen nur die Firmen Sachs & Co., Mohr & Speyer, Lachmann u. s. w. Wir wollen gar nicht behaupten, daß dies nicht reelle Firmen seien und gut lieferten, aber welchen Segen würde es bringen, wenn die Millionen, die den Lieferanten in die Hände fallen, teils dem Staate zu gute kämen, teils direkt in die Hände der Produzenten flössen. Anfertigen müssen die Handwerker die Waren ja so wie so, aber der Gewinn fließt in die Taschen der Lieferanten. Unser Handwerkerstand würde nicht auf eine so tiefe Stufe herabgesunken sein, wenn er die Staats- und Reichslieferungen erhalten hätte. Man wende nicht ein, daß die Behörden beim Verkehr mit den einzelnen Handwerkern viel mehr Arbeit hätten und mehr Beamte einstellen müssen. Die wenigen Beamten würden sich durch das Wohlergehen eines der wichtigsten Stände tausendfach bezahlt machen, und kein Parlament der Welt würde es wagen, die Einstellung solcher Beamten abzulehnen.

Außerdem braucht der Staat keinen einzigen Beamten mehr einzustellen, wenn er, statt mit den einzelnen Handwerkern zu unterhandeln, sich direkt mit den Innungen in Beziehungen setzen würde. Die Militärbehörde hat damit einen schwachen Anfang gemacht, indem sie eine Anzahl von Proviantwagen direkt bei der Stellmacher-Innung bestellt hat. Der Obermeister der Innung hat die Arbeit an seine Innungsgenossen verteilt, dieselben haben einen schönen Groschen Geld verdient, die Behörde ist preiswert und gut bedient worden, und die Beamten sind keinen Bestechungsversuchen ausgesetzt gewesen. Mögen es doch alle Behörden so machen, und der erste Schritt zur Widergeburt eines selbstständigen Handwerkerstandes wäre gethan. Bei Einkäufen von Erzeugnissen der Landwirtschaft hat man ja in den letzten Jahren ebenfalls angefangen, direkt mit den Produzenten zu verkehren. Bei Submissionen dürften nur Innungsmeister zugelassen werden. Auch dem Offizierstande wäre zu raten, seine Uniformen und sonstigen Ausrüstungsstücke direkt bei tüchtigen Handwerksmeistern zu bestellen. Warum kaufen die Offiziere, warum kaufen auch sämtliche Johanniter Rechts- und Ehrenritter, sowie ein großer Teil der Landräte, höheren Forst-Steuer- und Polizeibeamten ihre Uniformen zc. bei der Firma Mohr & Speyer, die doch wahrhaftig nicht billig ist? Warum kauft ein großer Teil der höheren Reichspostbeamten ihren Bedarf bei Sachs & Co.? Wieviel Handwerker, die sicher nicht schlechter, aber viel billiger liefern würden, könnten hiervon leben und als selbstständige Handwerksmeister eine geachtete Stellung einnehmen! Mein Schneidermeister Möller in der Krausen-Straße erklärte mir, daß er sowohl wie alle übrigen Meister diese Uniformen bei vorzüglichster Ausführung um 33 pCt. billiger liefern und doch dabei gut verdienen. Ich will nicht bitter werden, aber den Behörden und behördlichen Personen kann ich den Vorwurf nicht erparen, daß sie an dem Überwuchern des Judentums und dem Niedergange des Handwerks in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit mitarbeiten. Auch das hat mich, und auch gewiß tausend Andere, peinlich berührt, daß die Aussteuer der jetzigen Frau Kronprinzessin von Griechenland die Firma Gerson geliefert und dabei doch ungezählte Tausende verdient hat. Die Hände deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen haben die Kunstwerke hergestellt und auch die Zeichnungen dazu entworfen. Der Jude hat das Geld eingesteckt, und seine Leistungen werden gepriesen durch alle Zeitungen der Welt. Sollten die kunstsinigen Schöpfer all' der Herrlichkeiten nicht ohne Vermittelung eines jüdischen Kaufmannes aufzufinden gewesen sein? Hat man doch das kostbarste Stück, den Brautschleier, ohne solche Vermittelung anfertigen lassen. Sollten nicht wenigstens die deutschen Firmen Rudolf Herzog, Heese, Gebr. Busch u. s. w., von denen man weiß, daß ihre Arbeitskräfte hoch anständig bezahlt werden, mit der jüdischen Firma Gerson an Preiswürdigkeit und eleganter Ausführung konkurrieren können?

Wie man Armeelieferant wird, davon mag folgende kleine Begebenheit eine Illustration geben. Bei einem hiesigen Schuhmachermeister lernte ein junger Mann Namens Nolte das Schuh-

macherhandwerk, nebenbei lernte er auch noch das Zuschneiden. Darauf trat er als Zuschneider in die Lederhandlung von Jacobi, König-Straße ein, weil bekanntlich in den Ledergeschäften das Zuschneiden schon teilweise besorgt wird. Derselbe stellte hier Versuche mit Segeltuch an und verfertigte daraus Schuhe. Herr Jacobi fand bald, daß die Erfindung seines Zuschneiders praktisch zu verwerten sei. Er reichte die Segelschuhe der Armeeverwaltung ein und fand Beifall. Statt nun diesen Lederhändler nach den Bestimmungen, die seiner Zeit öffentlich bekannt gemacht wurden, für die Erfindung seines Zuschneiders zu belohnen, wurde derselbe zum Armeelieferanten für Segelschuhe und Tornister ernannt. Da jedoch die Vorschrift besteht, daß Armeelieferanten eine eigene Gerberei besitzen müssen, so kaufte er die Gerberei von Naumann.

Ein Kommentar hierzu ist überflüssig. Die Erfindungen werden von Deutschen gemacht, die Juden werden dadurch groß.

Zu diesem letzten Satz gebe ich gleich noch ein Beispiel als Extrazugabe.

Ein Klempnermeister in Schlesien hatte in seinen Mußestunden Ketten aus Zink und Kupfer angefertigt. Durch die Berührung beider Metalle wird bekanntlich Elektrizität erregt, allerdings nicht, wie er annahm, dauernd, da die blanken Flächen ja bald oxydieren. Born an die Ketten hatte er ein in Wachstuch eingeschlagenes Stückchen Schwefel gehängt. Es war eine harmlose Spielerei.

Das Recht, diese Ketten anzufertigen, erwarb von ihm ein jüdischer Schulmeister Goldberger, machte aus dem Vertrieb ein Weltgeschäft, alle Zeitungen hallten wieder von dem Lobe dieser Ketten, die den Rheumatismus beseitigen (!) sollten. Im Schwefel sollte sich derselbe jedenfalls ansammeln und konnte dann nach Belieben verschenkt werden. An diesen Rheumatismusketten, gegen die schließlich die Polizei warnen mußte, ist Herr Goldberger zu einem reichen Mann geworden, seine Söhne, Kommerzienrat Goldberger und Generalkonsul Goldberger, haben mit dem Gelde eine Bank gegründet, sind vielfache Millionäre, sind jetzt Direktoren der internationalen Bank und beherrschen in Gemeinschaft mit anderen ähnlichen Banken ganz Europa. Ohne ihren Willen kann in Europa Großes nicht unternommen werden.

Und das hat mit Zink-Kupferabfällen
Ein Klempner-Meister gethan!

Jude und Arbeiter.

Das Wort Arbeiter bezeichnet an und für sich keinen bestimmten Stand. Jeder, der positive, geistige oder materielle Werte hervorbringt, hat das Recht, die ehrenhafte Bezeichnung Arbeiter für sich in Anspruch zu nehmen. Da es im Wesentlichen nur die Juden sind, die sich von der Erzeugung materieller Werte fernhalten, so birgt der Begriff Arbeiter einen gewissen Gegensatz zum Judentum in sich. Man hat sich aber daran gewöhnt, unter Arbeiter eine

ganz bestimmte Volksklasse zu verstehen, die sich nicht selbstständig, sondern für Rechnung Anderer mit der Erzeugung positiver Werte oder mit der Verrichtung sonstiger körperlichen Arbeiten beschäftigt. Mit der zunehmenden Großindustrie hat sich auch der Arbeiterstand hauptsächlich auf Kosten des Handwerkerstandes vermehrt und vermehrt sich noch täglich durch Zuzügler von Handwerkern, Bauern, Kaufleuten und Beamten, die sämtlich ihre Selbstständigkeit verloren haben. Obwohl der Arbeiter alle staatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen hat, insbesondere die Pflicht, das Vaterland mit seinem Blute zu verteidigen, infolge dessen auch wenigstens in Deutschland alle Rechte des Staatsbürgers genießt, ist die Lage desselben vielfach doch eine recht bedauerliche. Die Konkurrenz auf dem Weltmarkte drückt den Preis der Erzeugnisse herab, und da der Fabrikant, noch mehr aber der Kaufmann einen großen Gewinn zu erzielen sucht, so werden die Löhne des Arbeiters möglichst herabgedrückt. Besonders in Zeiten größerer Geschäftsstockungen ist er den schlimmsten socialen Gefahren ausgesetzt. Auch Krankheit und Arbeitsunfähigkeit, sowie jeder Unfall führten bis vor Kurzem seinen Ruin herbei. Das Fürstenhaus der Hohenzollern, seiner socialistischen Richtung stets eingedenk, hat damit begonnen, den Arbeiter aus seiner drückenden Lage zu befreien. Die Gesetze über die Kranken-, Unfall- und Invaliditätskassen geben Zeugnis davon. Die volle Wirkung derselben wird erst die Zukunft zeigen. Gleichwohl ist die Lage der Arbeiter noch eine recht bedrückte. Wir wollen versuchen, dies rechnungsmäßig nachzuweisen. Denken wir uns eine Arbeiterfamilie, aus Mann, Frau und 2 Kindern bestehend, und nehmen wir an, daß der Mann den verhältnismäßig guten Verdienst von wöchentlich 18 Mark hat. Folgende wöchentlichen Ausgaben müssen von diesen 18 Mark unter allen Umständen bestritten werden.

a) Wohnungsmiete (Hofwohnung von Stube und Küche	Mark 4,00
b) Mietsteuer	" 0,25
c) Klassensteuer, 3. Steuerstufe 12,00 Mark	" 0,25
d) Mittagbrot täglich Mark 0,60	" 4,20
e) Brot	" 1,50
f) 1 Kilo Schmalz (Butter darf nicht gekauft werden)	" 1,60
g) Backwaare, täglich Mark 0,20	" 1,40
h) Heizung und Licht im Durchschnitt täglich Mark 0,20	" 1,40
i) Kaffee (Roggen und Cichorien)	" 0,35
k) Milch	" 0,35
l) Bier oder Schnaps täglich Mark 0,10	" 0,70
m) Beitrag zu den verschiedenen Kassen	" 0,40
	<hr/>
	Mark 16,40

folglich bleibt für Kleidung, Wäsche, Beschaffung der notwendigsten Handwerkszeuge und Wirtschaftsgegenstände ein Beitrag übrig von

	" 1,60
	<hr/>
	Mark 18,00

Woher sollen die Mittel zu irgend einer außergewöhnlichen Ausgabe kommen, z. B. für Milch täglich 25 Pfennige, falls das Kind noch Säugling ist und die Mutter bei ihrer kraftlosen Lebensweise die Brust nicht reichen kann, ferner bei Krankheits- oder Sterbefällen in der Familie, bei Entbindungen, Einsegnungen u. s. w.? Sollte ein Kind hohe Talente für eine Kunst oder Wissenschaft zeigen, so kann an Ausbildung derselben garnicht gedacht werden. Gerade diese unausgebildeten Talente finden wir, falls nicht ein gütiges Geschick sie auf die richtige Bahn bringt, später in den Zuchthäusern wieder. Der Arbeiter aber, der regelmäßig wöchentlich 18,00 Mark verdient, ist schon der Aristokrat unter Seinesgleichen. Die Reichspost zahlt ihren Hilfsbriefträgern und Hilfsarbeitern täglich Mark 2,00 und 2,25, ebensoviel zahlt die Eisenbahn ihren Arbeitern. Freilich gelangen die Hilfsbriefträger nach 10 bis 12 jähriger Dienstzeit zur festen Anstellung, und die Bahnarbeiter werden häufig als Hilfsbremser verwandt, wo sie an Kilometergeldern eine Nebeneinnahme erzielen, aber auf mehr als Mark 18,00 verdienen sie wöchentlich nicht kommen. Was soll man aber zu der Gartenverwaltung der Stadt Berlin sagen, die ihren Arbeitern für täglich 12 stündige Arbeitszeit wöchentlich Mark 12,00, sage Zwölf Mark zahlt. Im Winter werden dieselben teilweise ganz entlassen, dann freilich ab und an als Schneeschipper beschäftigt. Wer von den Lesern will das Kunststück unternehmen, rechnungsmäßig nachzuweisen, wie diese Leute sich am Leben erhalten? Es heißt, die Frau könne auch etwas verdienen, aber wie soll das möglich sein, wenn sie eine zahlreiche Kinderschaar hat, ein Kind auf dem Arm trägt und mit einem anderen in Hoffnung lebt! Wurde so ein Gartenarbeiter nach 15 bis 20 jähriger Dienstzeit arbeitsunfähig, so verfiel er der Armenpflege. Ich habe solchen Fall vor 2 Jahren selbst mit erlebt. Ein Arbeiter Reinicke war nach 15 jähriger treuer Arbeit in Folge Verschuldung seines nächsten Vorgesetzten vom Hitzschlage getroffen und arbeitsunfähig geworden. Man hat alles Mögliche versucht, sogar eine Petition an den Reichstag geschickt, um ihm eine Pension zu erwirken, jedoch alles vergeblich. Mit welchem Gefühl muß dieser Mann, früher ein angesehenener Bauer, die Armenunterstützung entgegennehmen, die ihm einen Theil seiner staatsbürgerlichen Rechte raubt und ihn zwingt, seine Hinterlassenschaft, wozu auch nicht ganz unwahrscheinlich Erbschaften gehören, der Stadt zu überlassen? Die neuen socialpolitischen Gesetze haben auch für solchen Fall Abhülfe geschaffen. Daß aber die Arbeiterverhältnisse einer gründlichen Wendung zum Besseren bedürfen, kann kein Verständiger leugnen. Vielfach entbehren aber die besser gestellten Stände der Einsicht in das eigentliche Loos des Arbeiters und bilden sich ihr Urtheil aus einzelnen krasz zu Tage tretenden Auswüchsen.

Die Lehre des Manchesterturns von dem freien Spiel der Kräfte und der Abweisung jeder Einmischung des Staates in die wirtschaftlichen Verhältnisse hat dem Arbeiterstande das größte Unglück gebracht. So wenig ein unbewaffneter Mann gegen einen schwer bewaffneten aufkommen kann, auch wenn Luft und Licht gleich

verteilt ist, so wenig kann der kapitallose Arbeiter gegen den kapitalkräftigen Arbeitgeber aufkommen, auch wenn er mit diesem gleichen politischen Rechte hat. Seine Sklaverei muß mit der Zeit ärger werden, als die aller Zeiten, weil früher der Sklavenhalter wenigstens ein materielles Interesse hatte, die Arbeitskraft seines Sklaven möglichst lange zu erhalten. Vertreter des Manchesterthums in Deutschland sind die Juden und die in dem Dienst derselben stehenden politischen Parteien. Als der Staat Miene machte, mit dem Manchesterthum zu brechen, stieß er auf den grimmigsten Widerstand der jüdischen Parteien. Der Kampf des Staates, der die wirtschaftlich schwachen Kräfte gegen die Auszugaug durch das Kapital, d. h. im Wesentlichen gegen die Juden, schützen will, mit denjenigen Parteien, die der kapitalistischen Ausbeutung auch fernerhin freie Bahn erhalten wollen, fällt die Geschichte der letzten zehn Jahre an. Der Staat durfte wohl hoffen, daß die Arbeiter sich organisieren und mit vereinter Macht auf seine Seite treten würden. Er durfte hoffen, daß die Arbeiter sich erreichbare Ziele stecken und nach diesen mit vereinter Kraft streben würden. Ohne Frage ging der Staat darauf aus, in dem befriedigten Arbeiterstande eine unerschütterliche Grundlage seiner Kraft zu suchen. Annehmen durfte er freilich, daß bei der Menschennatur, wie sie nun einmal ist, von dem so lange geplagten Stande hier und da Forderungen aufgestellt würden, die nicht zu befriedigen seien, aber er rechnete auf das gesunde Urteil der großen Volksmasse. „Hebt Deutschland nur in den Sattel“, sagte einst Bismarck „reiten wird es schon können“. Hier hat nun das Judentum, der erste Feind des Arbeiterstandes, ein Verbrechen begangen, das alle seine bisherigen Verbrechen übertrifft und nie mehr gefühnt werden kann. Es hat systematisch Mißtrauen gefaßt zwischen Staat und Arbeiterstand, die organisierten Volkskräfte durch die nichtsnutzigsten Machinationen gegen den Staat aufgewiegelt, den lebendigen Zusammenhang zerstört und den Staat, der sich eine so ideale Aufgabe gestellt hatte, wie noch niemals eine Staat zuvor, teilweise lahmgelegt. Das Judentum suchte den Faden einer gesunden Entwicklung zu durchschneiden, indem es die Arbeiter auf die Revolution hinwies. In dem Kapitel „der Jude und die Politik“ werden wir dies näher beleuchten.

Inzwischen zwingt der Jude den Arbeiter immer mehr in seine Dienste und beutet ihn aus in schmachvollster Weise, wobei er sich noch immer rühmt, der beste Freund desselben zu sein. Das in seinen Augen beste derselben will er allerdings, nämlich das Geld. Entsetzlicher Hohn auf das Menschengeschlecht! Jeder einzelne Arbeiter weiß, wo ihn der Schuh drückt, aber sind sie beisammen, so weiß Niemand etwas davon, weil sich einer vor dem andern schämt. In der Form von Abzahlungsgeschäften, Pfandleihen, durch Ausverkäufe schwindelhafter Waren, durch die Verteuerung der Arbeiterwohnungen in Folge schwindelhafter Grundstückspekulationen, künstlicher Verteuerung aller Lebensbedürfnisse zieht der Jude Millionen und aber Millionen aus dem Arbeiterstande heraus und erbaut sich dafür seine herrlichen Paläste. Fast in allen späteren Kapiteln werden wir auf dies entsetzliche Treiben zurückkommen.

Jude und Beamter.

Der Beamtenstand wird von Handwerkern und Arbeitern vielfach mit einem gewissen Neid betrachtet. Derselbe hat ein festbemessenes Einkommen, streng geregelte Arbeitszeit und Versorgung für das Alter. Das Ziel der Sozialdemokratie besteht ja im Wesentlichen darin, jeden Staatsbürger zum Staatsbeamten zu machen. Deshalb streben ja so viele Eltern darnach, ihre Söhne in eine Beamtenlaufbahn zu bringen, und jede Mutter freut sich, wenn ihr die Tochter einen Beamten als Schwiegersohn in das Haus bringt. Und doch verbirgt sich im Beamtenstande soviel Elend, daß demselben in dieser Beziehung die Krone gebührt. Mindestens 60 pCt. aller Beamten sind verschuldet und dem Judentum als willenlose Beute hingegeben. Früher war dies nicht der Fall. Preußen speziell hatte allen Grund, auf seinen Beamtenstand stolz zu sein. Die größten Fürsten aus dem Hause Hohenzollern konnten ihre sozialen Reformen nur durchführen bei absoluter Pflichttreue und Unanfechtbarkeit des Beamtenstandes. Eine Verschuldung wurde niemals geduldet und unbedingt mit Entlassung bestraft, Pflichtvergeßenheit aber mit den allerhärtesten Strafen belegt. Friedrich Wilhelm I. ließ einen der höchsten Verwaltungsbeamten in Königsberg, der Staatsgelder veruntreut hatte, ohne Weiteres aufhängen, obgleich er sich erbot, das fehlende Geld zu ersetzen. Der Preussische Beamtenstand erfreute sich unter ihm und unter der Regierung seines Sohnes eines Weltrufes. Die Besoldung der Beamten war damals, auch wenn man die veränderten Lebensmittelpreise in Betracht zieht, eine weit geringere, als jetzt. Der Staat war damals zu arm, um seinen Dienern ein behagliches Leben bereiten zu können. Seit jener Zeit hat sich das Einkommen der Beamten mehr und mehr erhöht, ist hier und da sogar ein reichliches geworden. Gleichwohl hat sich die Lage des Beamtenstandes dauernd verschlechtert und ist gegenwärtig eine ganz unerträgliche geworden. Der Nichteingeweihte kann dies unmöglich begreifen. Er muß sich als verständiger Mensch sagen: Der Beamte hat ein bestimmtes Einkommen, mit dem er sich einrichten muß. Schränkt er seine Bedürfnisse ein, wie es Pflicht jedes mittellosen Menschen ist, so kann er noch Ersparnisse machen, die einst seinen Kindern zu Gute kommen. Sind $\frac{1}{4}$ aller Beamten verschuldet, so verstehen sie eben nicht, sich wirtschaftlich einzurichten und erheben Ansprüche, die ihnen nicht zukommen. Ist dies aber der Fall, dann darf man mit Recht ausrufen: „Finis Germaniae“! Diese Verkommenheit des Beamtenstandes, der doch aus allen Bevölkerungsschichten hervorgeht, würde auf eine Verkommenheit des ganzen Volkes hindeuten, die einen schnellen Untergang herbeiführen müßte. Aber es liegt diesem unseligen Zustande, Gott sei Dank, kein inneres, sittliches Verderben, in den meisten Fällen auch nicht Leichtsinm oder eine zu kostspielige Lebensführung zu Grunde, sondern das Verderben ist von außen, durch das Judentum heraufbeschworen. Die Beamenschaft ist ebenso, wie die übrigen Stände, der raffinierten Schlaueit des Judentums nicht gewachsen gewesen. Dasselbe

hat zunächst einzelne gefangen und durch diese mit Hülfe der Bürgschaften, die ja ein Freund dem Freunde selten versagt, immer weitere Kreise in's Unglück gezogen. Erst nachdem der Beamtenstand bis oben hinauf vollständig geknebelt war, konnte das Judentum mit seinen eigentlichen Zielen hervortreten. Statt aller weiteren Erörterungen lasse ich die Lebensgeschichte des Rektors Bombe folgen, welche ich verfaßt und vor 4 Jahren in der Staatsbürgerzeitung veröffentlicht habe.

Opfer des Wuchers.

Von Zeit zu Zeit wird das Publikum durch Nachrichten erschreckt, in welchen die Mitteilung gemacht wird, daß ein Beamter Hand an sich gelegt habe, weil er, wie es gewöhnlich lakonisch weiter heißt, allzu hart von seinen Gläubigern bedrängt worden und das Leben dadurch unerträglich für ihn geworden sei. Solche Nachrichten sind nur die Symptome eines in den Kreisen des Beamtentums bestehenden Nebels, welches im Geheimen in erschreckender Weise hin sich greift und sich durch derartige Vorkommnisse nur nach außen hin bemerkbar macht. Dieses Nebel zehrt wie ein schleichendes Gift am Marke des Beamtentums und erheischt eine Zahl von Opfern, die noch weit größer ist, als dies zur allgemeinen Kenntnis gelangt. Gerade das Beamtentum mit seinem genau fixirten Einkommen, das sich nach ganz bestimmten Normen regelt, ist diesem Nebel ausgesetzt und verfällt demselben in weit höherem Maße, wie jeder andere Stand, nämlich dem schädlichsten aller Gewerbe: dem Wucher. Denn eben das feste und gesicherte Einkommen lockt jene dunklen Ehrenmänner, welche gegen unerschwingliche Prozentsätze in „Menschenfreundlichkeit“ arbeiten, an und reizt sie zu mühelosem Erwerbe. Andererseits aber ist gerade für das Beamtentum die Ausbeutung durch die Wucherer doppelt gefährlich; denn mit ihrem festen, meist auf den notwendigen Lebensunterhalt bemessenen Einkommen ist es ihnen nicht möglich, außerordentliche Ausgaben zu bestreiten. Sie sind gewöhnlich nicht in der Lage, eine größere Summe auf einmal entbehren zu können und sehen sich daher, wenn sie einmal die Hilfe eines solchen „Menschenfreundes“ in Anspruch genommen haben, nicht in der Lage, die geliehene Summe am Verfalltage zurückbezahlen zu können; so schreiten sie denn zur Prolongation, zu der sich der „Menschenfreund“ auch gern bereit finden läßt, natürlich gegen gehörige „Entschädigung“; unter den geschickten Händen des Wucherers wächst die anfangs verhältnismäßig geringe Summe mit erschreckender Schnelligkeit ins Riesengroße, und bald ist der Beamte sogar nicht mehr im Stande, die Zinsen für das angewachsene Kapital zu beschaffen, obwohl er fortwährend bezahlt und die ursprünglich geliehene Summe schon längst mit Zins und Zinseszinsen zurückgezahlt hat. So geht es einige Jahre, bis der Wucherer ein gutes Geschäft gemacht hat und nichts mehr verliert, wenn er auch keinen Pfennig weiter erhält. Ist es

so weit, dann wird die Maske der Menschenfreundlichkeit abgeworfen. Die Schlinge wird zugezogen, und das Opfer ist verloren.

Wie aber kommt es, daß der Beamte trotz seines festen Einkommens in die Lage gerät, die Hilfe von Wucherern in Anspruch zunehmen?

Bedenkt man, daß Staat und Gemeinde alles aufbieten, um ihren Beamten eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, ihnen ein standesgemäßes Einkommen zu gewähren, so darf man ob dieser Vorkommnisse wohl stutzig werden.

Der unbefangene Urteilende muß sich sagen: Der Beamte hat ein festes, ihm für die nächsten Jahre genau bekanntes Einkommen. Hiermit hat er sich einzurichten und auch Sorge zu tragen, daß für den Fall der Not ein Spargroschen vorhanden sei. Thut er dies nicht, so hat er sich alle Folgen selbst zuzuschreiben. In Schulden, besonders in Wucherschulden, kann er nicht ohne eigene Schuld kommen.

Ist nun die Beamtenerschaft so unwirtschaftlich, leichtsinnig oder verschwenderisch, daß sie trotz ihres teilweise recht reichlichen Einkommens so massenhaft dem Wucher anheimfällt?

In ihrer Allgemeinheit muß die Frage zweifellos verneint werden.

Wo ist denn aber die Ursache der Beamtenverschuldung zu suchen? Wir haben diese Frage seit Jahren studiert und glauben zu einem abschließenden Urteil gekommen zu sein. Um aber allgemeines Verständnis zu finden, bedurften wir eines konkreten Falles. Wir mußten einem abgeschlossenen Beamtenleben von Anfang bis zu Ende in all' seinen Einzelheiten folgen können, und daß dies nur in sehr vereinzeltten Fällen möglich ist, wird jedermann einsehen.

Als vor längerer Zeit der Selbstmord des Professors Klinkerfues bekannt wurde, welcher vor seinen drängenden Gläubigern Ruhe im Grabe suchte, und an dem das Vaterland eine Kraft ersten Ranges verlor, gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, genügendes Material zu sammeln, um an der Hand dieses Falles den Kampf gegen das Wuchertum zu eröffnen, aber vergeblich.

Auch der Fall Gabriel, den die Stadt Berlin mit weit über 100 000 Mk. hat bezahlen müssen, wäre hierzu wohl geeignet gewesen, aber es fehlten die genauen Einzelheiten. Vor einigen Wochen vergiftete sich nun in einer Droßke der Rektor Ernst Bombe, der als Schriftsteller und Lehrer der Handelswissenschaften in weiten Kreisen bekannt war. Die verschiedensten Umstände traten zusammen, um uns in die Verhältnisse dieses Mannes genau einzuweihen, und daher wählen wir diesen Fall, um an der Hand desselben den Kampf gegen eine der grauenhaftesten Nachtseiten unserer modernen Kultur, die Auswucherung des Beamtenstandes, zu beginnen.

Wir geben zunächst die nackten Thatfachen.

Am Montag, den 4. v. M., traf ein Bekannter den Rektor Bombe in einer Postanstalt am Potsdamer Thor, wo er eifrig mit Schreiben beschäftigt war. Er sah sehr bleich aus, antwortete aber auf einige Fragen in sehr ruhiger Weise.

Am Abend wurde durch einen Dienstmann in der Bombe'schen Wohnung ein Paket mit Schriftstücken abgegeben. Die älteste, vierzehnjährige Tochter öffnete dasselbe und fand zuoberst folgenden Brief:

„Berlin, den 4. Januar 1886,
nachmittags 4½ Uhr.

Liebe Johanna!

Ich nehme von Dir und meinen 6 lieben Kindern Abschied auf ewig! Meine Sorgen erdrücken mich — ich kann dieses Leben voller Seelenangst nicht mehr ertragen. Bedrängt und gehezt von allen Seiten weiß ich keine Rettung mehr. Lange habe ich mit mir gekämpft und gerungen — ach! ich hätte so gern mich noch meiner lieben Kinder erfreut, an denen mein ganzes Herz hängt. Um ihrer willen wird mir der Abschied vom Leben schwer.

Auf anliegenden Blättern findest Du meine letzten Dispositionen.

Ich danke Karl und Louise, Kunert und Busse und Siegert für alles Gute, das sie mir erwiesen. Möge Euch Lieben ein besseres Los beschieden sein, wenn ich nicht mehr bin.

Ich bitte meine lieben Kinder dringend, treu zu einander und zu Dir zu stehen.

Lebt wohl!

Vergeht
Eurem unglücklichen Vater.

Nachschrift.

Jetzt ist es 7 Uhr! Ich kämpfe noch mit mir. O, das ist mehr als hundertfacher Tod!

Es muß sein!

Lebt wohl!
Ernst.

Die anliegenden Zettel enthielten Bestimmungen bezüglich der Schule, der Beerdigung, der Verteilung eines Theiles der Sterbegelder an einzelne Gläubiger zc.

Frau Bombe irrte während der Nacht suchend in den Straßen Berlins umher und fand am andern Morgen ihren Gatten als Leiche in der Charité.

Am 9. v. M. wurde der Rektor Bombe auf dem Georgenkirchhofe beerdigt.

Außer seinem Vorgesetzten und vielen Kollegen folgten ungezählte Scharen früherer Schülerinnen dem Sarge, und die Thränen der letzteren zeigten wohl am besten, was der Rektor Bombe den ihm anvertrauten Schülkindern gewesen.

Ein herzergreifendes Gebet des Geistlichen, ein dumpfes Geräusch der auf den Sarg fallenden Erde, und Alles war vorüber.

Vorüber? nein! Wir denken, das Licht, das aus diesem Grabe hervorstrahlt, soll hineinfallen in die finstere Nacht, die sich still und unheimlich auf viele unserer Mitbürger, besonders auf den Beamten-

stand, herabgesenkt hat, soll zeigen die unerhörte Ausbeutung, der besonders dieser Stand anheimgefallen ist, und die ungezählte Männer vorzeitig in das Grab gelegt, ins Ausland, in die Gefängnisse, in die Irrenhäuser, in die Verzweiflung getrieben hat.

Das Leben des Direktors Bombe ist fast typisch für die Laufbahn unendlich vieler Beamten aller Kategorien.

Ernst Bombe, geboren 1836 zu Kottbus, kam im Jahre 1859 nach Berlin, um sich als Elementarlehrer eine Anstellung im Gemeinbedienst zu suchen.

Jeder Lehrer aber, der nach einer solchen strebte, mußte damals zunächst eine Reihe von Jahren an einer Berliner Privatschule arbeiten. Den Privatschulvorstehern mangelte es daher niemals an Bewerbern, und demgemäß bezahlten sie für eine Lehrkraft, die sie ganz und voll ausnutzten, eine äußerst geringe Summe, etwa 300 Thlr. jährlich. Bei längeren Krankheiten, Einberufungen zum Militär u. dgl. fiel auch dies Gehalt noch fort. Ausnahmen kamen vor, aber sehr selten. Daß besonders viele Gemeindelehrer in den hohen und höchsten Gehaltsstufen in außerordentlich zerrütteten Verhältnissen leben, hat in Vorstehendem seinen Grund. Dem jetzigen Stadtschulrath Dr. Vertram, der dieses Uebel beseitigt hat, soll dies von der Lehrerschaft unvergessen sein.

Ernst Bombe ging in Berlin mit seltener Energie an die Ausfüllung der Lücken seines Wissens und Könnens, so daß er nach Jahren mehrere Sprachen, besonders aber die Handelswissenschaften vollständig beherrschte.

Nach fünfjähriger Thätigkeit wurde er mit einem Gehalt von 300 Thlrn. als Gemeindelehrer angestellt.

Jetzt verheiratete er sich, auf seine Arbeitskraft vertrauend, im Alter von 28 Jahren.

Es kam nun so, wie es gar häufig in Ehen üblich ist, denen bei mäßigem Einkommen des Mannes jede weitere materielle Grundlage fehlt. Es wurden kurz hintereinander 2 Kinder geboren, die beide nach längerer Krankheit starben. Hierauf erkrankte die Frau, um nach zweijährigem sehr schmerzlichen Krankenlager ebenfalls zu sterben. Selbstverständlich reichten in diesen traurigen Jahren die vorhandenen Mittel bei weitem nicht aus zur Deckung der notwendigsten Ausgaben. Es entstand ein unabweisbares Creditbedürfnis. Zur Befriedigung eines solchen Creditbedürfnisses waren damals für den Beamten aber gar keine, und sind auch jetzt nur wenig ausreichende Veranstellungen getroffen. Verwandte und Bekannte, die um ein Darlehn angegangen wurden, lehnten solches ab.

Und jetzt kam der Moment, der schließlich in dem Leben der meisten jungen Beamten einmal eintritt, der der unbedingten Ratlosigkeit. In diesem unglücklichen Augenblick geriet er einem Herrn Max Cohn in die Hände. Dieser Herr lieb ihm bereitwilligst 50 Thaler auf 3 Monate gegen Hinterlegung seiner Vocation und eines Wechsels.

Da die Krankheit seiner Frau andauerte, konnten die 50 Thaler nicht zurückbezahlt werden, und jetzt wurde er unter Androhung der Klage und Anzeige bei der Behörde gezwungen, pro Thaler und

Monat 50 Pf. Zinsen zu bezahlen, d. h. 200 pCt. p. a. Unersparenheit, schreckliche Noth, falsche Scham, die Furcht vor der Behörde, die Hoffnung, demnächst doch noch ein leicht verzinsliches Darlehn zu erlangen, alles trug dazu bei, ihn in diese Netze zu führen, und genau so ist es, bei Tausenden von Beamten ergangen. Aus diesen Netzen giebt es kein Entrinnen.

Die Zinsen verzehrten das Gehalt zum großen Theil, und da die Krankheit der Frau nicht gehoben wurde, so mußte eine neue Creditquelle gesucht werden, die natürlich ähnliche Bedingungen stellte. Besonders that sich später eine Frau M. als Creditgeberin hervor. Sie verlangte nur 6 pCt. pro Monat, das heißt 72 pCt. p. a., stundete auch die Zinsen, die dann aber zum Kapital geschlagen und mit verzinst wurden. Eine Schuld von 300 Thlrn. fraß unter diesen Umständen schon das ganze Gehalt an Zinsen weg. Nun mag sich jedermann berechnen, wie seine Verhältnisse schon lagen, als seine Frau nach zweijährigem Krankenlager starb.

Diesen Kampf mit seinen Gläubern, deren Zahl schließlich auf 25 stieg, hat Ernst Bombe 21 Jahre lang gekämpft. Ewig abgehört, verflagt, ist seine Energie niemals erloschen.

Er hat gearbeitet mit unerhörter Kraft, immer hoffend, endlich irgendwo ein niedrig verzinsliches Darlehn zu erhalten, groß genug, um alle seine Schulden zu tilgen. In dieser Hoffnung hat er seine Schulden von Vierteljahr zu Vierteljahr weiter geschoben, immer die hohen Zinsen zahlend. Die zweite Frau brachte 600 Thlr. in die Ehe mit, aber es war ein Tropfen auf einen heißen Stein, zumal auch die Ausgaben wieder bedeutend stiegen; denn es wurden in kurzen Zwischenräumen 6 Kinder geboren, von denen einige lange krank waren.

Im Wesentlichen interessiert uns die Gestaltung seiner Lage nach Publicirung des Wuchergesetzes im Jahre 1881.

Bevor wir aber hierauf eingehen, müssen wir uns eine Frage beantworten, die sich jedem vernünftigen Menschen aufdrängt:

Warum stellte Ernst Bombe, nachdem er sich doch von der Unhaltbarkeit seiner Verhältnisse überzeugt hatte, nicht seine Zahlungen ein?

Die Rechtswohlthat des Concursets, durch welche ein Kaufmann sich einer unhaltbar gewordenen Lage entziehen kann, steht zwar dem Beamten nicht zur Seite, aber das Gehaltsabzugsverfahren ist ja ebenfalls eine Rechtswohlthat. Ihm wäre, da ihn seine Behörde wegen seiner hervorragenden Leistungen inzwischen zum Rector der 59. Gemeindeschule ernannt hatte, mit einem bedeutenden Gehalt von 3180 Mk. nebst freier Wohnung und Heizung, auch nach Eintritt des Gehaltsabzugsverfahrens eine mehr als ausreichende Summe übrig geblieben.

Die Behörde, welche in solchen Fällen zwar zuweilen auf dem Disciplinarwege vorwärts geht, würde ihn kaum aus dem Amte entfernt haben, da seine amtlichen Leistungen hervorragende waren und ihm ein verschwenderisches Leben in keiner Weise nachgewiesen werden konnte.

Um zu verstehen, weshalb dies nicht geschah und fast niemals geschieht, bis es zu spät ist, müssen wir daran denken, daß zunächst jeder Beamte seine Verschuldung so lange wie möglich verheimlicht. Hervorragend begabte Beamte, wie Rektor Bombe, sind außerdem seitens ihrer weniger bedeutenden Kollegen an und für sich allerlei Gehässigkeiten ausgesetzt. Es ist ja nach Schopenhauer ein unaus- tilgbarer Zug der Menschennatur, daß geistig untergeordnete Männer alles leichter bei anderen verzeihen, als hervorragende Begabung, wie das Weib an andern kein größeres Verbrechen kennt, als hervorrangende Schönheit. Die Verhältnisse unter den Beamten weichen natürlich von denen der übrigen Menschheit nicht ab.

Um so mehr wollte Bombe Niemandem die Genugthuung gönnen, etwas von seiner Verschuldung zu erfahren.

Ein durch den Gerichtsvollzieher bewirktes Abholen des Mobilars, wie es durch die Gläubiger vor Einleitung des Gehaltsabzugsverfahrens stets veranlaßt wird, zerstört vollends das Ansehen eines Beamten nicht nur unter den Bekannten, sondern in der ganzen Nachbarschaft. Hätte aber Bombe dies alles auch über sich ergehen lassen, so mußte er sich doch in dies unerhörte Ausbeutungssystem weiterhin fügen, der Bürgen wegen. Sobald die Geldverleiher ihr Opfer fest genug geschmürt zu haben glauben, verlangen sie bei Prolongationen die Bürgschaft eines oder mehrerer Beamten. Diese Bürgschaften werden in den meisten Fällen leider auch gewährt: den Rektor Bombe kannte man allgemein als einen soliden, fleißigen und außerordentlich bedürfnislosen Mann. Wie hätte da wohl ein Bekannter, der im Vertrauen um eine Bürgschaft angegangen wurde, dieselbe ablehnen sollen. Diese Bürgen zu schädigen, erlaubte sein ehrenhafter Charakter nicht, außerdem hat auch jeder von der Behörde das Schlimmste zu befürchten, der Kollegen in seinen finanziellen Ruin hineinzieht. Deshalb mußte die ungeheure Last weiter geschleppt werden.

Im Jahre 1881 wurde das Wuchergesetz publizirt. Dasselbe bestimmt im wesentlichen: „Wer den Leichtsin, die Unerfahrenheit, oder die Notlage eines Menschen benutzt, um sich höhere, als die landesüblichen Zinsen zahlen oder versprechen zu lassen, wird wegen Wuchers bestraft.“ Von Unerfahrenheit und Leichtsin kann bei älteren, fest angestellten Beamten nicht wohl die Rede sein. Ob die Notlage ausgebeutet ist, hat der Richter zu entscheiden. Wäre ein Maximalzinsfuß festgesetzt, über den hinaus eo ipso Wucher vorhanden wäre, so würde dies Gesetz segensreich wirken. Wir sehen, sehr wohl ein, daß bei unsundirten Darlehen ein Zinssatz von 10 bis 15 pCt. nicht zu hoch wäre. So aber entwickeln sich unter dem Wuchergesetz Zustände, die jeder Beschreibung spotten und das gesammte Vaterland, indem sie den Beamtenstand corrumpiren, mit schweren Gefahren bedrohen. Um dies zu verstehen, kehren wir zu dem Fall Bombe zurück.

Bei Publizirung des Wuchergesetzes verlangten sämtliche Gläubiger ihr Geld. Diejenigen Gläubiger, welche keine Bürgen hatten, gingen nunmehr rücksichtslos vor.

Die so lange mit ungeheuren Opfern verhütete Abholung und öffentliche Versteigerung des Mobiliars fand nun doch statt. Auch das Gehalt wurde in seinem pfändbaren Teil auf Jahre hinaus mit Beschlagnahme belegt. Die übrigen Gläubiger, welchen Bombe sichere Bürgen gestellt hatte, zogen sich von dem persönlichen Verkehr zurück, stellten aber Agenten an, welche nunmehr mit dem Rektor Bombe wie mit den unzähligen verschuldeten Beamten in Beziehungen traten.

Diese Agenten rückten also jetzt in den Vordergrund.

Das Institut der Agenten, alias Geldvermittler, für Wuchergeschäfte zählt in Berlin gegenwärtig gegen 50 Personen. Dieselben stehen mit einander in engsten Beziehungen, haben ihre Zusammenkünfte und sind über die sämtlichen Verhältnisse und Beziehungen ihrer Opfer genau unterrichtet. Ihre Thätigkeit besteht darin, Wechsel zu „kaufen“ und dieselben dann wieder an den Geldgeber zu verkaufen, um auf diese Weise den Wucher zu verschleiern. Beim Ueberbringen des Kaufgeldes an den Geldsuchenden wird natürlich ein Damno abgezogen, das sich zwischen 80 und 120 pCt. p. a. beweagt. Außerdem aber verlangen sie für ihre Beziehungen eine angemessene Entschädigung. Daß gelegentlich ein Agent die ganze Geldsumme unterschlägt, ist nichts außergewöhnliches und speziell dem Rektor dreimal begegnet, einmal mit der Summe von 1600 Mark. Der Geldgeber steht als unbekanntes Fatum im Hintergrund und lenkt an unsichtbaren Fäden die Schleichwege seiner Kreaturen.

Tritt ja ein Geldgeber mit dem Darlehnsucher in direkte Beziehungen, was immerhin noch als ein günstiger Fall anzusehen ist, so schützt er sich gegen das Wuchergesetz auf die einfachste Weise: Er gewährt ein Darlehn zu 6 pCt. Zinsen p. a., zahlt die Hälfte in bar, den Rest in Zigarren, Wein u. dgl. Daß der Preis dieser Ware (und was für welche!) ein „angemessener“ war, läßt er sich schriftlich bescheinigen. Meint er's gut, so kauft er diese Waren für ein geringes sofort wieder zurück. Andernfalls muß der hilflose Beamte diese mehr als wertlosen Dinge sogar noch in seine Wohnung bringen. Daß sich dieselben zum Genuß nicht eignen, wird sich jedermann selbst sagen. Welchen Eindruck macht es aber auf die Nachbarn, die ja meistens die bedrängte Lage eines verschuldeten Beamten kennen, wenn sie die Sendung schön etikettierten Weines ankommen sehen, während es den Kindern bis dahin vielleicht an Brot fehlte?! Ein Geldgeber in der Straßburgerstraße überschwenkte den Rektor Bombe auf diese Weise mit Zigarren, die sich noch heute als unverwendbar in den Händen der Hinterbliebenen befinden.

Seit der Publikation des Wuchergesetzes aber geht das Bestreben der Geldmänner und Agenten dahin, künstliche Kriminalfälle zu konstruieren, in welche der Geldsucher eventuell zu verwickeln wäre, um so ihrerseits gründlich dagegen gesichert zu sein, daß der Bewucherte in seiner Verzweiflung schließlich doch den Schutz des Gesetzes anrufe. Auf diese Weise schaffen sie sich bei Denunziationen von dritter Seite in dem letzteren sogar das beste Schutzmittel. Auch in diesem Punkte hat der Rektor Bombe hinreichende Er-

fahrungen gemacht. Die unter dem Buchstaben B. beim Amtsgericht I in Berlin einlaufenden Wechselklagen kommen auf dem Zimmer Nr. 26 zur Verhandlung. Der Amtsrichter Volkmann, der hier bis zu seiner Versetzung in eine andere Abteilung mehrere Jahre die Verhandlungen leitete, hatte einen tiefen Blick in das Beamtenelend gethan und übergab einlaufende Klagen, sobald er Wucher konstatiert hatte, ohne weiteres dem Staatsanwalt. Hierdurch gerieten natürlich die Geldgeber und Agenten Berlins in große Aufregung.

Bei der Voruntersuchung, die seitens der Staatsanwaltschaft in Folge der durch den Amtsrichter Volkmann eingereichten Denunziation erhoben wurde, geriet besonders ein großer Geldgeber in der Neuenburgerstraße in Gefahr. Dieser besaß aber vom Rektor Bombe einen Schein, auf den wir unten gleich näher kommen werden. Aufgrund dieses Scheines ließ er den Rektor Bombe von den verschiedensten Seiten bestürmen, drohte ihm seinerseits mit Denunziation bei Behörde und Staatsanwaltschaft, und Rektor Bombe richtete wirklich seine Aussagen so ein, daß die Untersuchung keinen Fortgang hatte. Er wäre sonst vielleicht, wie so mancher andere Beamte, den Händen der Wucherer entronnen.

In dieser Konstruierung künstlicher Kriminalfälle haben es Agenten und Geldmänner zu einer unerhörten Fertigkeit gebracht, und man muß schaudern, daran zu denken, was alles dadurch schon angerichtet ist.

Zunächst fordert jeder Geldmann folgende Bescheinigung; Hierdurch bescheinige ich, daß ich in geregelten Verhältnissen lebe und keine Wechselschulden habe. Mein Mobiliar ist mein unbeschränktes Eigentum. Das Geld gebrauche ich — zu einer Badereise, Ankauf von Goldsachen zc. Natürlich hat der Beamte Wechselschulden, sagt dies auch dem Geldgeber; Letzterer, resp. der Agent, erklärt aber, daß das ganze nur eine Formsache sei. Der Geldsucher unterschreibt in seiner Not und der erste Punkt, um denselben durch Drohung mit einer Denunziation wegen Betruges einzuschüchtern, ist geschaffen. — Das Mobiliar gehört nach brandenburgischem Eherecht, sofern es von der Ehefrau eingebracht ist, dieser allein. Hier ist also eine zweite Vorspiegelung falscher Thatfachen. Der dritte Passus soll gegen die später mögliche Einrede schützen, daß die Notlage ausgebeutet sei, eignet sich auch vorzüglich dazu, den Beamten gelegentlich in der allgemeinen Achtung herabzusetzen; denn daß sich derselbe in seiner traurigen Lage niemals einen solchen Luxus, wie in dem Scheine angegeben, gestattet hat, wissen ja nur die nächsten Bekannten.

Jeder wird natürlich trotz aller Erklärungen, daß das ganze absolut bedeutungslos sei, die größten Bedenken tragen, einen solchen Schein zu unterschreiben, aber die schreckliche Not, die Hoffnung, daß bald Rettung nahe, und wie heißt es doch in „Kabale und Liebe“: „Sie machten es listig!“ Diesem Vorspiele folgen dann gesetzlich nicht erlaubte Gehaltsverpfändungen und noch schlimmere Dinge.

Nun ist der Beamte gut zubereitet und wird geplündert, bis er entweder wie Bombe und tausend andere toimüde freiwillig aus dem Leben scheidet, oder wie einer von Bombes Bekannten, der Ministerialsekretär S., im Irrenhause endigt, oder endlich, wie z. B. der Begründer der „Pädagogischen Zeitung“ und des Deutschen Beamtenvereins, die beide jetzt floriieren, seines Amtes entsetzt wird. Letzteres ist noch kürzlich einem der tüchtigsten Lehrer und befähigtesten Musiklehrer Berlins begegnet. Meistens sind diese Leute innerlich so erschüttert, daß sie nicht einmal mehr einen systematischen Plan fassen und durchführen können. Der Verbrecher siegt eben, sein Opfer trägt die jenem zukommende Schande noch obenein.

Um dies ebenfalls an einem konkreten Beispiele zu zeigen, wollen wir nunmehr folgende Fragen zu beantworten suchen:

- 1) Welche Versuche hat Rektor Bombe gemacht, sich der Verstrickung zu entziehen?
- 2) Wo sind die Wucherer und Agenten zu suchen?
- 3) Welchen Umfang hat die Auswucherung des Beamtenstandes angenommen?
- 4) Wie ist Hilfe zu schaffen?

Bevor wir zur Beantwortung der ersten Frage schreiten, fragen wir uns: War in der Lebensführung des Rektors Bombe, resp. seiner Familie, irgend ein Punkt zu finden, der der so rapide zunehmenden Verschuldung Vorschub leistete? Nach den eingehendsten und zuverlässigsten Erkundigungen müssen wir diese Frage unbedingt verneinen. Wir können mit gutem Gewissen sämtliche Personen, die jemals in der Bombe'schen Familie verkehrt haben, zu Zeugen dafür aufrufen, daß selten in einer Familie in ähnlicher Stellung der Haushalt mit geringeren Mitteln geführt worden ist, als in dieser. Die von der Familie seit acht Jahren innegehabte Wohnung kostete jährlich 450 M. Mietho, während die Stadt an den Rektor Bombe eine Mietsentschädigung von 600 M. zahlte. Frau Bombe hat in den 17 Jahren ihrer Ehe niemals ein Theater besucht, ist nie zu einem geselligen Vergnügen gegangen, hat ihre sechs Kinder allein genährt und erzogen, hat nie die Hilfe eines Dienstmädchens inanspruchgenommen und die Kleidung der Knaben und Mädchen allein angefertigt.

Die Kinder galten in der ganzen Nachbarschaft und in den von ihnen besuchten Schulen für ein Muster von Wohlständigkeit und Sauberkeit. Der Rektor Bombe hat sich, abgesehen davon, daß er zuweilen nach dem Schluß des Unterrichts am letzten Tage vor den Ferien mit seinem Lehrerkollegium in ein öffentliches Lokal gegangen ist, niemals an Festlichkeiten beteiligt, noch längere Zeit in einem öffentlichen Lokal aufgehalten.

Er hat niemals Karten gespielt, noch irgendwie für seine Person erhebliche Bedürfnisse gehabt.

Zuweilen ist er allerdings in einer Conditorei beim Lesen von Journalen getroffen worden; aber da er in der oft kurzen Zeit zwischen zwei Privatstunden seine Wohnung nicht erreichen und bei schlechtem

Wetter auch nicht auf der Straße bleiben konnte, so mußte er doch irgendwo ein Unterkommen suchen.

Aus der Verstrickung durch die Wucherer suchte er sich seit 17 Jahren zu erlösen durch die angestrengteste, man darf wohl sagen unerhörteste Arbeit und durch die Bemühung, ein größeres, niedrig verzinssliches Darlehen zu erlangen. Er hat, was wir ohne die direktesten Beweise niemals glauben würden, als Rektor jahraus jahrein 63, früher als Lehrer sogar 70 Unterrichtsstunden wöchentlich erteilt.

Dabei hat er sein Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet und gerade in seinen Unterrichtsstunden, die begeistert auf die Kinder wirkten, Vergessen gefunden und sich neue Kraft gesammelt zu weiterem Arbeiten. Bereits vor Beginn des Schulunterrichts erteilte er Unterricht an junge Kaufleute, ebenso nach dem Schluß der Schule. Von 2—4 Uhr unterrichtete er in Familien, von 5—9 Uhr in der Handelsschule von Fir, von 9½—10½ abends erteilte er wiederum handelswissenschaftlichen Unterricht an Kaufleute, und dann erst konnte er sich eigenen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten widmen. Daß er dies mit Erfolg gethan hat, davon zeugen seine Gesetzsammlung, seine Gesetzkunde, bearbeitet für den Unterricht in Fortbildungsschulen, seine Kirchengeschichte und Zeichenhefte, die in vielen Berliner Gemeindefschulen eingeführt sind.

An Sonntagen unterrichtete er von 8—1 Uhr an Fortbildungsschulen, von 2—4 Uhr in seiner Wohnung. Um 5 Uhr begab er sich in ein kaufmännisches Geschäft, dessen Bücher er seit Jahren geführt hat.

Sein Gehalt belief sich in den letzten Jahren auf 3540 M. nebst 600 M. Mietsentschädigung und freier Heizung. Sein jährliches Nebeneinkommen hielt sich eine Reihe von Jahren hindurch auf 3600—4000 M., d. h. sein Gesamteinkommen war so groß, daß er, wäre es ihm gelungen, seine Verhältnisse durch ein ausreichendes, niedrig verzinssliches Darlehn zu regeln, seine Schulden schnell hätte tilgen und dann noch ein Vermögen ansammeln können.

Er läßt sich rechnungsmäßig nachweisen, daß er in den letzten 17 Jahren circa 70 000 M. zur Bereicherung der Wucherer hergegeben hat. Wahrscheinlich ist es noch weit mehr gewesen. Bedenkt man, daß dieses Geld von Anfang an wieder zu wucherischen Zinsen angelegt worden, und daß der Fall Bombe nur einer von tausenden ist, so wird man sich kaum noch darüber wundern, wie es so vielen, welche als armeligste Schnorrer hier einziehen, gelingt, in wenigen Jahren ein Vermögen aufzustapeln und sich herrliche Paläste in den feinsten Stadtgegenden zu bauen; und andererseits wird man das Ende so vieler Beamten in Irrenhäusern, Gefängnissen, als Tramps in Australien oder cowboys, Kellner oder Straßenkehrer in Amerika begreifen lernen. Die Grabhügel der Selbstmörder bilden einen notwendigen Gegensatz zu den herrlichen Palästen. Wohl den Kindern der armen Schlachtopfer, wenn sie als Dienstboten in den Palästen aufgenommen werden! Der Rat bei

den Plänen über die Zukunft der Bombeschen Kinder sich über die bescheidensten Grenzen nicht hinaus zu bewegen, ist Frau Bombe schon gegeben worden. Die Kinder der Bucherer setzen natürlich das Geschäft ihrer Väter nicht fort. Mehrere davon, einer z. B. als hochstehender Direktor, ein anderer als Kommerzienrat, der aber bereits von seinen Renten lebt, machen jetzt in — Volksbeglückung.

Der Rektor Bombe hat bei seinem Tode nahezu 30 000 Mark Schulden hinterlassen. Dies Geld büßen aber nur teilweise die Bucherer ein; denn das ist die bittere, wahrhaft teuflische Ironie dieses, wie so manches anderen Beamtenlebens, daß am Ende die redlichsten und humansten Leute, die ihr Geld hergegeben haben, um Rettung zu schaffen, die Benachteiligten sind. Um dies zu verstehen, müssen wir daran denken, daß Bombe seit 17 Jahren sich bemühte, seine hochverzinsliche Schuld in eine niedrig verzinsliche zu verwandeln. Daß ein Einzelner die ganze Summe nicht hergeben würde, war vorauszusehen. So lieb er denn hier und da, allerdings unter Verschweigung der vollen Wahrheit, größere oder kleinere Geldsummen gegen geringe, oder gar keine Zinsen auf allmähliche Abzahlung. Hätte er diese Geldsummen zu gleicher Zeit erlangt, so wäre ihm geholfen gewesen; so aber konnte er immer nur einen Teil seiner Schulden tilgen, und der Rest schwoll in kurzer Zeit wieder so an, daß die Hilfe vergeblich war. Die Sache wurde hierdurch noch viel schlimmer; denn dazu kam Rektor Bombe garnicht, diesen ehrenwerten Leuten auch nur eine wesentliche Teilzahlung zu leisten. Die Buchergläubiger, resp. deren Agenten, lauerten am Gehaltstage in und vor seiner Wohnung, vor der Schule, im Amtszimmer, vor den Wohnungen, in denen er Privatunterricht erteilte, vor und in der Stadthauptkasse auf ihn, während andere ihn zu den verschiedensten Tagesstunden in verschiedenen Lokalen der Stadt erwarteten.

Tomüde und gänzlich ausgeplündert kam er des Abends in seiner Wohnung an. Diese Gehaltstage waren wohl die schrecklichsten seines Lebens. Für die anständigen Gläubiger blieb nichts übrig, und wer will es diesen verdenken, die schließlich für ihren guten Willen noch ihr Kapital eingebüßt haben, wenn sie über den Rektor Bombe ein sehr herbes Urteil fällen. Den Zusammenhang in seiner Totalität können sie eben nicht begreifen, da es ihnen auf diesem Gebiet an jeder Erfahrung fehlt. Daß er gerade diese Leute geschädigt hat, wird die Furchtbarkeit seiner letzten Augenblicke noch erhöht haben. Dafür sprechen nicht nur seine wiederholten Klagen in seinen letzten Dispositionen, sondern auch die Bestimmung, daß die Beerdigungskosten auf das denkbar geringste Maß beschränkt, ein Teil des Sterbegeldes aber an die einzelnen Gläubiger verteilt werden solle. Das aber verdient vollste Anerkennung, daß er vor seinem Tode alle Kollegen, die für ihn gebürgt hatten, gerettet hat. Sind die Mittel auch solche, die man eben nur kurz vor dem Tode ergreifen kann, so tritt doch sichtlich zu Tage, daß sein Charakter edel blieb bis zum letzten Augenblick.

Mit welcher Zähigkeit aber die Wucherer ihr Opfer festzuhalten wissen, wie sie demselben jede Möglichkeit zu nehmen suchen, sich aus ihren Klauen zu befreien, lehrt folgender Vorgang:

Vor 2½ Jahren war Bombe nahe daran, vollständig gerettet zu werden. Ein evangelischer Geistlicher hatte eine Anzahl Kapitalisten gefunden, die bereit waren, eine genügend große Geldsumme zusammenzubringen, um ihn gänzlich auszulösen. Die Befreiung eines so wertvollen Opfers konnte aber natürlich nicht allen Wuchergläubigern angenehm sein, und es fehlte nicht an Versuchen, das Vorhaben zu hintertreiben.

Einem der Buchhalter des oben erwähnten Herrn in der Neuenburgerstraße gelang dies auch thatsächlich. Derselbe lauerte in der Nähe der Bombeschen Wohnung unthier, und begab sich an einem Sonntag, als die Familie eben zu Tisch gegangen war, unerwartet in dieselbe.

Diese, froher Hoffnung voll und noch dazu den Geburtstag eines Kindes feiernd, hatte zu ihrem größten Unglück einen Kalbsbraten, einen wirklichen, leibhaftigen Kalbsbraten auf dem Tisch. Jetzt natürlich Versammlung der Schlimmsten der Schlimmen!

Wie kam ein Mann, der so mit Schulden überhäuft ist, sich einen solchen Luxus erlauben! Man sprach da viel von einem andern Rektor, der sich in ähnlicher Lage befinde. Bei diesem könne man wohl eine Mehlsuppe, Kartoffelsuppe, Kartoffeln und Speck, des Sonntags auch wohl einmal frisches Fleisch, aber niemals eine solche Verschwendung finden!

Es wurde eine Deputation an den betreffenden Geistlichen, und, was noch schlimmer war, an die Hinterleute desselben, deren Namen man Bombe entlockt hatte, gesandt, um diesen Fall vorzutragen, und da einige der Herren wirklich zu dem Glauben gelangten, daß die Familie Bombe nicht sparsam genug sei, so zerstückte sich die Sache!

Bombe kämpfte weiter, jetzt total gebrochen. Seit dieser Zeit schon beschäftigten ihn Todesgedanken. Nur der Gedanke an meine Kinder, jagte er oft, verhütet es, daß ich nicht zusammenbreche. Der betreffende Herr in der Neuenburgerstraße zwang ihn jetzt, dessen Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten. Dadurch sank auch das Einkommen Bombes bedeutend.

Man stelle sich nun diesen hochbegabten und wissenschaftlich hochgebildeten Mann vor, wie er von seinen Gläubigern wie ein Schulknabe behandelt und ausgescholten wird und dabei noch immer freundlich und gelassen bleiben muß! Nun denke man sich tausende und abertausende von Beamten in dieser Lage und denke dann an die Folgen für die Gesamtheit!

Man ist völlig einig in der Beurteilung der Sklaverei des Altertums, der Hörigkeit des Mittelalters; aber unser fortgeschrittenes Zeitalter scheint kein Mittel zu besitzen, um die Beschlagnahme der Opfer an Leib und Seele durch die Wucherer zu hindern. Selbst die Peitsche eines Sklavenaufsehers würde einen Menschen zu so unerhörten und anhaltenden Kraftleistungen nicht veranlassen können, wie es die modernen Wucherer und ihre Agenten bei Bombe und

tausend anderen vermocht haben! Freilich, das Recht der Sklavenbesitzer des Altertums, ihre werthlos gewordenen Sklaven zu töten, haben die modernen Sklavenhalter nicht, es ist dasjelbe aber auch unnötig, da die Opfer selbst, wie ja auch der Fall Bombe beweist, ihnen diese Arbeit abnehmen.

Wir kommen nun zu der Frage: Wo sind die Wucherer und Agenten zu suchen?

Wenn wir bei der Beantwortung der Frage, wo die Wucherer zu suchen sind, nicht mit der vollen Namensnennung der uns auf diesem Felde bekannt gewordenen Personen hervortreten, so hat dies einmal seinen Grund darin, daß der „Stoff“ ein zu vielfältiger ist, dann aber auch leitet uns — und das ist der Hauptgrund — die Ansicht, daß wir durch vorzeitige Namensnennung jetzt vielleicht gerade noch das Gegentheil von dem erzielen würden, was wir beabsichtigen, indem wir befürchten müßten, den Wucherern neue Opfer zuzuführen, denn in der Not würde mancher vielleicht selbst davor nicht zurückschrecken, sich an die um Hülfe zu wenden, vor denen wir ihn warnen und beschützen wollen. Wir werden also erst dann mit voller Namensnennung hervortreten, wenn wir überzeugt sein dürfen, daß den Betreffenden das Handwerk gründlich gelegt wird, und daß dies geschehe, dazu werden wir, soweit es in unseren Kräften steht, das unsere beitragen. Wir verhehlen uns keineswegs, daß wir mit mancherlei, von vielen ungeahnten Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden; aber hoffentlich wird der Kampf dennoch kein vergeblicher sein.

Es giebt in Berlin circa ein Duzend Wucherer, die mit großen Kapitalien, hunderttausenden von Thalern, arbeiten. Ihre Namen sind natürlich am wenigsten bekannt, da sie nur durch ihre übrigen seit Jahren als treu erprobten Agenten Geschäfte machen. Sie unterhalten Stadtreisende, die eine tägliche Besoldung von 10 Mark beziehen und lediglich mit der Einziehung von Recherchen betraut sind. Ein Bankgeschäft im Centrum der Stadt eröffnet den Reigen. Die Kunden dieser Häuser werden reell bedient und zahlen höchstens 60 pCt. p. a. Zu ihnen gehören hochstehende Beamte. Die ausschweifendste Phantasie wird schwerlich den Kreis nach oben zu weit ziehen.

Die obenerwähnte Firma, welche Bombes letzte Hoffnung so erbarmungslos zerstörte, arbeitet mit nicht viel geringeren Summen. Sie hat sich in den letzten Jahren hauptsächlich der Armee zugewandt. Daß dieselbe hier bereits verhängnisvoll gewirkt hat, erklärte ein Hauptmann, der in der Bombeschen Familie bekannt war und zur ersten Unterstützung derselben herbeieilte, an dessen Leiche unumwunden. Er selbst hat zur Rettung einiger Kameraden einen Teil seines Vermögens geopfert. Natürlich! der kameradschaftliche Geist, der unserem Offiziercorps zu so unvergleichlicher Fierde im Felde gereicht, ist in Friedenszeiten die Handhabe der Wucherer, um neben den verschuldeten Offizieren auch die vermögenden zu plündern. Der mittleren Firmen, die mit einem Kapital von 2000 bis 30 000 Thalern arbeiten, gibt es unzählige.

Der jährliche Gewinn, der sich nach Abzug aller Verluste doch noch auf die Hälfte des eingelegten Kapitals beläuft, wird sicher angelegt. Sobald sich die Wucherer reich genug fühlen, ziehen sie sich vom Geschäfte zurück. Ihren Hauptkundenkreis finden sie unter den Subalternbeamten aller Grade, Geistlichen und Lehrern, Eisenbahn- und Postbeamten u. s. w. Vorgesetzter und Untergebener warten oft in verschiedenen Zimmern gleichzeitig auf Abfertigung. Rang gewährt hier keinen Vorzug, sondern nur Pünktlichkeit. Unter diesen Wucherern findet man die unerhörtesten Gauner.

Da lebte z. B. am Görlitzer Bahnhof ein früherer Kartonsfabrikant Berndes, der das Geschäft mit 6000 Mark vor 13 Jahren eröffnete und bei seinem Tode im vorigen Jahre auf der Reichsbank ein Vermögen von 75 000 Mark liegen hatte, während die Außenstände kolossal waren. Dabei hat er noch große Verluste erlitten. Eine Fälschung hatte ihm allerdings 2 Jahre Zuchthaus eingetragen, doch brauchte er sie wegen nachgewiesener Krankheit nicht zu verbüßen. Es war das derselbe „Ehrenmann“, der unserm Redakteur, als die „Staatsbürger Zeitung“ sich eines armen Briefträgers angenommen hatte, den er gründlich geschunden, durch seinen Rechtsanwalt einen Beleidigungsprozeß machen ließ, welcher freilich damit endete, daß der Redakteur der „Staatsb.-Ztg.“ freigesprochen und dem beleidigten Wucherer in dem Erkenntnisse nicht gerade eine Ehrenerklärung gegeben wurde. Die Klage aber zeigte zur Genüge, was solch ein Wucherer riskiren zu dürfen glaubt.

In der Nähe des Friedrichhains wohnt ein früherer Mühlenbesitzer. Demselben fehlte es an Lust zur Arbeit. Daher verkaufte er vor etwa 21 Jahren sein Anwesen und legte von dem Erlöse einige Tausend Thaler in die Hände seiner Frau, während er selbst sein Leben in beschaulicher Ruhe verbrachte und — religiöse Schriften verfaßte. Diese Frau hat sich zu einer der schlimmsten Wucherinnen entwickelt. Die gefährlichsten Agenten Berlins stehen ihr rein zur Seite.

Ihr hauptsächlich verdankt der Rektor Bombe sein Unglück. Auch der vor kurzem entflohene Gerichtsvollzieher Bock I hat hier noch als Akteur den Grund zu seinem Ruin gelegt. Leider besaß er nicht die moralische Kraft des Rektors Bombe. Als er keine Rettung mehr sah, ergab er sich dem Spiel und Trunk, betrog schließlich Freunde und Bekannte und wurde flüchtig. Die Welt verwechselt hier wieder einmal Ursache und Wirkung, denn Bock war früher ein pflichttreuer Beamter.

Dieser Herr Bock hatte auch für die obige Dame die Pfändungen zu besorgen. An einem Weihnachtsheiligenabend hat er auch die Familie Bombe ausgepfändet, wobei er unter anderm das eben geschenkte Wiegenpferd des ältesten Knaben mit Beschlag belegte, den Kindern die Unterbetten formnahm und den Deckbetten die überflüssigen Federn entzog. Der Frau verblieb ein einziges Kleid. Ihren Schlafrock mußte sie ausziehen — 24 Tage vorher war sie erst entbunden! Natürlich that Bock dies alles lediglich unter dem Einflusse seiner Auftraggeber, die auch ihn in Händen hatten. Jetzt hat sich die Familie steinreich vom „Geschäfte“ zurückgezogen.

Die älteste Tochter soll sich an einen Geistlichen verheiratet, die jüngste mit einem Referendar verlobt haben.

Wie übrigens die Anschauungen großer Volksmassen in diesem Punkte sind, konnte man vor einigen Jahren bei der Stadtverordnetenwahl sehen. Ein Herr, der sich um Wiederwahl bewarb, wurde in öffentlicher Versammlung von einem Lehrer des Wuchers beschuldigt. Er leugnete nicht etwa, sondern erklärte: Mein Geld ist meine Ware. Jeder Geschäftsmann sucht an seiner Ware zu verdienen, so viel er kann.

Das sind die Früchte der Manchestertheorie, der Lehre von der „Ausbeutung!“

Die dritte Kategorie der Wucherer bildet das unendliche Heer der Gelegenheitswucherer. Sie verstehen sich zu solchen Geschäften hauptsächlich auf das Zureden der Agenten. In der Auffindung solcher Leute besteht die Hauptgeschicklichkeit dieser Herren. Diese Gelegenheitswucherer verlieren gar häufig ihr Geld. Ihnen werden diejenigen Wechsel gebracht, welche „Kenner“ nicht mehr haben wollen. Bei dem endlichen Sturz des Beamten sind diese Leute stets hauptsächlich geschädigt. In überraschender Schnelligkeit sind schon Leute, die in der Hoffnung, ihr Vermögen zu vervielfachen, dasselbe durch die Agenten anlegten, um große Summen gekommen.

Besonders Destillateure, die ja häufig schnell in den Besitz von kleinen Kapitalien gelangen, kleine Geschäftsleute mit offenen Läden u. sind den Sirenenfängen der Agenten ausgesetzt. Manche dieser Leute sind zu bedauern. Die Sucht, schnell reich zu werden, zeitigt eben wunderbare Blüten!

Wir kommen nun zu der Frage:

Welchen Umfang hat die Beamtenauswucherung angenommen?

Hierüber wird sich der Nichteingeweihte schwerlich eine richtige Vorstellung machen.

Keine Beamtenkategorie hat sich vor der Auswucherung bewahren können. Nahezu ein Viertel aller Beamten ist rettungslos dem Wucher verfallen, während eine nicht zu schätzende Zahl von weniger verschuldeten Beamten aus ihrer Lage noch ein strenges Geheimnis macht.

Rechnen wir hierzu noch diejenigen, welche durch Bürgschaften geschädigt, sowie jene, welche an verschuldete Kollegen Darlehen gegeben und nicht zurückerhalten haben, so dürfen wir behaupten: 90 pCt. aller Beamten sind durch den Wucher geschädigt.

Wie ist diese ungeheure Verschuldung entstanden? Wir haben aus dem Fall Bombe viel gelernt und bedürften eben eines solchen Falles, um Einsicht in diese Verhältnisse zu schaffen. Wir knüpfen hieran nachfolgende Erörterungen:

Zu der Beamtenerschaft gehören:

- a) Oberbeamte;
- b) Subalternbeamte, zu denen wir auch die Elementarlehrer zählen müssen;
- c) Unterbeamte.

Wer die Stellung eines Oberbeamten erlangen will, hat dem Staat nach Beendigung seiner Universitätsstudien längere oder kürzere Zeit, je nach den vorhandenen Vakanzten, unentgeltlich zu dienen.

Die Subalternbeamten setzen sich zusammen aus Civil- und Militärانwärtern. Die Civilانwärter müssen je nach der Behörde, bei welcher sie Anstellung suchen, entweder das Abiturientenexamen bestanden oder die Reife für Prima erlangt haben. Sie treten als Supernumerare ohne Gehalt ein und rücken nach 1 bis 2 Jahren in die Stellung eines Diätars.

Bei den angehenden Oberbeamten sind mit den Universitätsstudien und der Ableistung der kostspieligen Militärpflicht die Mittel gar häufig, bei den Subalternbeamten aber fast stets erschöpft. Es wird daher bei beiden Kategorien in den Jahren, in welchen sie sich dem Staatsdienst unentgeltlich widmen, selten ohne kleine Schulden abgehen, zumal wenn sich eine längere militärische Uebung anschließt. Vorkommen wird es ja auch, daß junge, lebenslustige Leute in diesem gefährlichsten Alter hier und da unnötige Ausgaben machen, ohne darum Verschwender zu sein.

Findet der junge Beamte in seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft einen verständigen Kreditor, der ihm eine kleine Summe für so lange Zeit vorschickt, bis er sie aus seinem eigenen Einkommen zurückgeben kann, so ist der Weg zu einer ehrenvollen Laufbahn frei; geschieht dies aber nicht, oder verlangt der Kreditor sein Geld zu früh, und kommen dazu noch Handwerker-Rechnungen, so ist der Wucherer gar häufig der einzige Ausweg.

Wir stellen also fest: Die Schulden dieser beiden Beamten-Kategorien kommen in den ersten Jahren ihrer Anstellung, die hohen Wucherzinsen machen die Rückzahlung unmöglich, und alle späteren Gehaltzulagen, Gratifikationen, selbst kleine Erbschaften, können dem Verderben keinen Einhalt thun.

Hier und da rettet sich vielleicht Jemand durch eine reiche Heirat. Die Idealität, welche Gott sei Dank dem Beamtenstande so reichlich innewohnt, macht es aber manchem unmöglich, sich anders, als aus tiefinnigster Neigung zu verheiraten, und die Vermögensverhältnisse werden dabei selten in Betracht gezogen.

So sehr dies nach Schopenhauer den kommenden Geschlechtern zum Nutzen gereicht, — dem Beamten selbst erwächst, wie wir bei Bombe gesehen haben, daraus ein Heer von Sorgen.

Ist der Beamte allen Gefahren entgangen, so zieht ihn schließlich eine Bürgschaft für einen Freund noch ins Verderben.

Die Unterbeamten bestehen durchweg aus Militärانwärtern. Diese werden nach zwölfjähriger Dienstzeit oder auch früher im Fall vollkommener Invalidität mit dem Civilversorgungsschein entlassen. Es steht ihnen frei, sich um jede Stellung zu bewerben, der sie gewachsen zu sein glauben. Bevor aber eine Stellung gefunden wird, vergehen oft Jahre. Bis dahin haben dieselben oft mit Frau und zahlreicher Kinderschar von einer Pension von 5—8 Thln. monatlich zu leben, sich Civilkleidung zu beschaffen, häufig Reisen behufs Erlangung einer Anstellung zu machen, endlich die Reisekosten nach

dem oft entfernten Ort, in welchem sie Anstellung gefunden haben, zu bestreiten, und dann, da das Gehalt in der Regel postnumerando gezahlt wird, noch einen vollen Monat aus ihrer Tasche zu leben. Auch hier ist also gar häufig ein dringendes Bedürfnis vorhanden. Muß dasselbe beim Wucherer befriedigt werden, so kennen wir schon den endlichen Ausgang.

Die Elementarlehrer treten nach Beendigung ihrer Seminarzeit sofort in ein, wenn auch nur mäßig besoldetes Amt. Dadurch entgehen sie, trotzdem sie ihres Bildungsganges wegen die Lebensverhältnisse sehr wenig kennen, gar vielen Gefahren. Aus diesem Grunde ist die wirtschaftliche Lage der meisten Lehrer unendlich viel besser, als man ihres niedrigen Gehaltes wegen annehmen müßte.

Daß und warum die Berliner Gemeindelehrer bis vor kurzem eine höchst betrübende Ausnahme machten und machen mußten, haben wir oben gesehen.

Nummehr sind wir bei der vierten und wichtigsten Frage angelangt: Wie ist Rettung zu schaffen?

Da dem ganzen Staatswesen durch die zunehmende Beamtenverschuldung große Gefahren erwachsen, so könnte sich zunächst die Frage aufdrängen: Können Staat und Gemeinden nicht an der Hand einer alten Bestimmung, die den Beamten das Unterschreiben von Wechseln verbietet, mit scharfem Schnitt alle tiefverschuldeten Beamten beseitigen? Die Maßregel wäre fürchtbar; aber wir würden die letzten sein, eine im Interesse der Staatsgesamtheit notwendige Maßregel zu tadeln, weil viele davon schmerzlich betroffen werden. Allein durch dieses Vorgehen der Behörden würden die Beamten, so lange für diese im Kreditbedürfnis besteht, vollends den Wucherern rettungslos überantwortet werden. Die Verheimlichung der Verschuldung würde dann noch weit mehr eintreten und dem Wucherer, um ihn vor Anzeigen bei der Behörde abzuhalten, vollends alles geopfert werden müssen. In die Hände fallen die Beamten dem Wucherer aber doch, sobald es am notwendigsten mangelt und andere Hülfe nicht da ist. Kein Verbot kann angesichts äußerster Not dagegen schützen.

Schon das jetzige Verhalten der Behörden ist dem Wucherer günstig genug. Von jeder gerichtlichen Klage gegen einen Beamten geht dessen Behörde amtlich eine Abschrift zu.

Sein Chef ladet ihn vor und dekretiert: „In drei, fünf zc. Tagen haben Sie den Nachweis zu führen, daß die Schuld bezahlt ist!“ Natürlich muß dies geschehen, aber woher wird das Geld dazu genommen?! Es muß also schon dabei bleiben, daß die Behörden nur an die Beseitigung notorisch unbrauchbarer, leichtsinniger und verschwenderischer Beamten denken können.

Eine Verschärfung des Wuchergesetzes, so daß der Wucher auch wirklich getroffen werden kann, würde eine Besserung bringen, aber Rettung nicht, so lange legale Kreditbedürfnisse nicht Befriedigung finden können. Das beste Gesetz bietet Hinterbüren, und der Gewinn des Wuchers ist zu verlockend.

Als einziger Ausweg bleibt mithin die Begründung einer Veranstaltung, die dem Beamten, dem ein unmoralischer oder ver-

schwenderischer Lebenswandel nicht nachgewiesen werden kann, im Bedürfnisfalle einen genügend hohen Kredit ohne zu schwere Bedingungen gewährt.

Wie aber sollen derartige Veranstaltungen getroffen werden?

Die Genossenschaftsbanken können dem Beamten nicht helfen. Sie haben ihr Geld auf Kündigung, können Darlehne daher nur auf kurze Fristen, meistens statutenmäßig auf drei Monate, gewähren. Der Beamte braucht lange Abzahlungsfristen und muß Teilzahlungen leisten können. Gleichwohl nahmen früher die Genossenschaften Beamte auf und gewährten Darlehne. Die meisten aber haben ein Haar darin gefunden und lehnen jetzt jedes Gesuch eines Beamten um Aufnahme ab, und zwar mit vollem Recht.

Die Beamten haben sich selbst zu helfen gesucht und Vereine zur Selbsthilfe gegründet.

Es existirt:

1) Der Preussische Beamtenverein in Hannover. Derselbe hat eine eigene, sehr segensreich wirkende Lebensversicherung gegründet und gewährt auch Darlehne bei absoluter Sicherheit.

2) Der Deutsche Beamtenverein in Berlin, Belleallianceplatz 7/8. Derselbe hat Korporationsrechte, verschafft seinen Mitgliedern vielerlei Vorteile und Vergünstigungen, gewährt auch Darlehne und hat viel Gutes bewirkt, auch eine eigene „Beamten-Zeitung“ geschaffen.

3) Der Allgemeine Beamten = Darlehns = Verein, Berlin, Prinzessinnenstr. 28.

Dieser Verein bildet eine Genossenschaft, hat früher große Verluste gehabt und seinen Mitgliedern 40 pCt. der Einlagen abgeschrieben, steht jetzt aber ebenso, wie die beiden anderen Vereine unter guter Leitung, gesichert da und gewährt seinen Mitgliedern manchen Nutzen.

Retten aber können alle diese Vereine nicht bringen; denn

- 1) Ist ihr Kapital dem Bedürfnis gegenüber, so bedeutend es auch sonst erscheinen mag, ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein.
- 2) Bei plötzlich eintretenden Notständen geht die Erlangung eines Darlehns viel zu langsam, zumal bei neu eintretenden Mitgliedern.
- 3) Die von den Kassen im Interesse ihrer übrigen Mitglieder verlangten Sicherheiten sind selten zu beschaffen und bringen häufig Freunde und Kollegen in Gefahr.
- 4) Gerade die nicht angestellten Beamten, deren Bewahrung vor Schulden die allergrößte Hauptsache bildet, können bei diesen Vereinen am wenigsten Hilfe finden.
- 5) Zur Auslösung verschuldeter Beamten, die viele und zeitraubende Verhandlungen mit den Gläubigern notwendig macht, fehlt es den Vorstandsmitgliedern, die selbst Beamte sind, stets an Zeit, vielfach auch an Sachkenntnis.

Zur gründlichen Befreiung des Beamtenstandes ist notwendig die Affozirung des Kapitals zu diesem Zweck und eine Veränderung der bestehenden Gesetze. Das Kapital ist zu haben, wenn es bei mäßigem Gewinn unbedingte Sicherheit findet.

Diese Sicherheit hat der Staat durch unbedeutende Veränderung der bestehenden Gesetze zu schaffen.

Gegenwärtig bietet der Beamte durch seine Stellung dem Geldgeber wenig Sicherheit. Das Gehaltsabzugsverfahren nimmt ein Ende, sobald der Beamte pensioniert wird. Eine Lebensversicherungs-Police kann der Beamte jederzeit verfallen lassen, da die Behörde sich niemals dazu versteht, die Prämien vom Gehalt zu entrichten. Sie hat auch kein gesetzliches Recht dazu.

Zweierlei würde also zu geschehen haben: Erstens ist eine gesetzliche Bestimmung notwendig, daß auf die nicht zu widerrufende Erklärung eines Beamten hin die betreffenden Staats- und Gemeindefassen verpflichtet sind, die Prämien einer erworbenen Lebensversicherung dauernd vom Gehalt, bei einer etwa später stattfindenden Pensionierung auch von der Pension abzuziehen und zu entrichten. Zweitens müssen die Fassen verpflichtet werden, auf eine Erklärung des Beamten hin einen mäßigen, gesetzlich bezüglich des Höchstbetrages aber genau fixierten Teil des Gehaltes, über den gesetzlichen Gehaltsabzug hinaus, an eine bestimmte Stelle gegen Quittung zu zahlen. Natürlich wird dies den Fassen Mehrarbeit, insolgedessen auch Mehrkosten machen. Dieselben sind aber bedeutungslos, sofern dadurch der ganze Beamtenstand gerettet werden kann.

Sind diese beiden Vorbedingungen erfüllt, so findet das Kapital bei Begründung einer Beamtenbank, was es in erster Linie sucht, unbedingte Sicherheit.

Verluste sind nur denkbar bei Amtsentsetzungen, resp. bei freiwilliger Aufgabe des Amtes. Genaue statistische Berechnungen müßten angestellt werden, um zu ermitteln, wieviel Procent der Beamten bisher auf diese Weise aus dem Amt geschieden sind. Eine unfreiwillige Entfernung aus dem Amt ist bekanntlich in Preußen sehr schwer.

Nach unsern Erhebungen, die allerdings auf Genauigkeit nicht Anspruch machen können, weil das genügende statistische Material fehlt, scheidet von etwa 200 Beamten einer freiwillig oder unfreiwillig aus dem Dienst.

Nehmen wir an, daß diese Zahl nach Gründung der Beamtenbank sich nicht vermindern würde, was aber zweifellos der Fall sein wird, so würde $\frac{1}{200} = \frac{1}{2}$ pCt. des ausgeliehenen Kapitals eventuell in Verlust geraten können.

Dieser Verlust müßte natürlich von denjenigen, die die Kasse benutzen, gedeckt werden, entweder durch eine fixierte Verlustprämie von $\frac{1}{2}$ pCt. des Darlehens, oder durch jährliche Umlagen. Vielleicht auch könnte mit der Kasse eine Verlustversicherung verbunden sein, wie der Geheimrath Schraut eine solche vorschlägt.

Eine solche Bank könnte nur die Form einer Aktiengesellschaft haben. Eine Genossenschaft ist wegen der Kündbarkeit der Kapitalien

ausgeschlossen. Die Bank müßte mit bedeutenden Kapitalien eröffnet werden und in den Provinzial-Hauptstädten Filialen haben. Sie müßte Darlehne auf lange Frist mit kleinen Rückzahlungsraten gewähren.

Wir bitten einsichtsvolle Männer, diese Vorschläge einer Prüfung zu unterwerfen und mitzuhelfen, das Elend des Beamtenstandes zu beseitigen. Hier gilt es, eine der Quellen des sozialen Notstandes zu verstopfen und die Kapitalien, die bisher verbrecherischer Ausbeutung dienten, wieder einem ehrlichen Erwerb zuzuwenden.“

An diesen Darlegungen habe ich jetzt, nach 4 Jahren, nichts zurückzunehmen. Den Mut aber, aus den Thatfachen die letzten Konsequenzen zu ziehen, konnte ich damals nicht finden. Der Leser wird dies begreiflich finden, wenn er bedenkt, daß ich mich mit meiner zahlreichen Familie dem Untergange ausgesetzt hätte. Hieran schließe ich ohne Weiteres meine eigene Lebensgeschichte. Das darf ich versichern: Ich habe bei der Darstellung stets nach der reinsten Wahrheit gestrebt, nichts beschönigt oder bemäntelt. Da nichts schwerer ist, als bezüglich der eigenen Person und Erlebnisse vollständig objectiv zu bleiben, so bitte ich den Leser, unbefangenen zu prüfen und meine Fehlschlüsse, die ich unbewußt gemacht haben sollte, zu berichtigen.

a. Jugendzeit.

Ich wurde im Jahre 1846, am 21. Dezember, als Sohn eines kleinen Handwerkers und Bildners zu Erien bei Anclam geboren und habe die Dorfschule daselbst bis zu meinem 14. Lebensjahre besucht. Bemerkte Anlagen brachten Vater und Lehrer auf den Gedanken, mich dem Lehrerberuf zuzuführen, der dem Landmann als höchstes erreichbares Ziel gilt. Im Alter von 16 $\frac{3}{4}$ Jahren kam ich auf das Lehrerseminar zu Dramienburg, wurde im 2. Jahre Klassenvorsteher, im 3. Jahre Obervorsteher, und am 1. Oktober 1866 mit dem Zeugniß „Nr. I. „sehr gut befähigt“ entlassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß in jener Zeit, wo die Wogen des politischen Kampfes hochgingen, auch ich mir ein Urtheil bilden mußte. Am meisten empörten mich die zahlreichen Friedenspetitionen, welche von Gemeindeverwaltungen, Korporationen und einzelnen Personen zu einer Zeit an den König gerichtet wurden, als auch dem Blindesten klar sein mußte, daß nur Waffengewalt den Knoten durchhauen könne. Meine Vorfahren hatten vom siebenjährigen Krieg ab als Soldaten oder Korporale in jedem Kriege mitgekämpft, und in jedem war einer von ihnen gefallen. Ihnen nachzueifern war mein größtes Bestreben. Ich veranlaßte daher 20 meiner Kollegen, sich mit mir in einer Immediateneingabe direkt an Se. Majestät den König mit der Bitte zu wenden, uns in die Armee einstellen zu lassen. Alle anderen Versuche, dies zu erreichen, waren gescheitert. Die Verantwortlichkeit für diesen Schritt, der unter Umständen von recht peinlichen Folgen hätte begleitet sein können, trug ich als Obervorsteher der Anstalt ganz allein. Ich lebte aber der Hoffnung, daß der

Oberlehrer der Anstalt, Herr Bäckler, der an Stelle des erkrankten Direktors die Leitung führte, dessen patriotischer Sinn uns allen bekannt war, im Notfall uns gegen das Ärgste schützen würde. Als ich ihm später von unserer eigenmächtigen Handlung Kenntniß gab, erklärte er sich auch bereit, seine ganze Person für uns einzusetzen, obgleich er unser ungesetzmäßiges Vorgehen tadeln mußte. Wie angenehm das Herz Sr. Majestät des Königs gerade in jener Zeit von unserer Immediatengabe berührt worden ist, mag folgender Bescheid darthun:

Immediatbericht und Allerhöchste Ordre, die Aufgabe und Wirksamkeit der Volksschule betreffend:

Zu der nebst Anlage zurückfolgenden Immediatvorstellung, über welche Ew. Königlichen Majestät Bericht zu erfordern geruht haben, bitten 21 Zöglinge des evangelischen Schullehrer-Seminars in Dranienburg um sofortige Einstellung in die Armee. Dieselbe datirt vom 26. Juni d. J. und ist ein schöner Beweis von der patriotischen Gesinnung dieser Seminaristen, die zu einer Zeit, wo die Entscheidung der Geschicke des Vaterlandes durch das Schwert bevorstand, mit Hintansetzung aller persönlichen Vortheile an dieser Entscheidung Theil zu nehmen wünschten.

Inzwischen haben sich unter Gottes gnädiger Führung die Verhältnisse geändert; das Vaterland bedarf augenblicklich nicht des streitbaren Armes dieser Jünglinge, sondern erwartet, daß sie in den von ihnen gewählten Lebensberuf eintreten, um als Lehrer die Jugend des Volkes für das Heer erziehen zu helfen in Gottesfurcht und Treue. Ew. Königlichen Majestät Armee, die jetzt gekämpft und gesiegt hat, ist durch die preussische Volksschule hindurch und aus derselben hervorgegangen; die Seminaristen, die in der Stunde der Gefahr bereit waren, in Ew. Majestät Armee das Leben einzusetzen für König und Vaterland, werden in der Zeit des Friedens als Lehrer ihre Schulbigkeit zu thun wissen in der Schule, an der Auaend des Volkes in Waffen.

Ew. Königl. Majestät bitten wir ehrfurchtsvoll, durch huldvolle Vollziehung der im Entwurf beigefügten Allerhöchsten Ordre uns zur angemessenen Bescheidung der betreffenden Zöglinge des Schullehrer-Seminars in Dranienburg ermächtigen zu wollen.

Berlin, den 27. August 1866.

von Roon. von Mühler.

An des Königs Majestät
U 16750

Auf den Bericht vom 27. d. M. ermächtige ich Sie, die Zöglinge des evangelischen Schullehrer-Seminars in Dranienburg, welche in der nebst Anlage zurückfolgenden Immediat-Vorstellung um sofortige Einstellung in die Armee gebeten haben, unter den inzwischen veränderten Verhältnissen auf Ihren Antrag zwar ablehnend zu bescheiden, ihnen aber auch eröffnen zu lassen, wie ich von ihrer patriotischen Bereitwilligkeit, in meiner Armee das Vaterland verteidigen zu helfen, mit Wohlgefallen Kenntniß genommen habe.

Was sie in dem Bericht im Allgemeinen über die Aufgabe und Wirksamkeit der Volksschule bemerken, hat Meine Billigung, und beauftrage ich Sie, den Minister der geistlichen u. Angelegenheiten, Ihren Immediatbericht und diese Meine Ordre zur Kenntniss der Schulverwaltungsbehörden und des Elementarlehrerstandes zu bringen.

Berlin, den 30. August 1866.

gez. Wilhelm
von Hoon, von Mühler.

b. Die ersten Jahre als Lehrer. Kriegserlebnisse.

Am 15. Oktober 1866 wurde ich als Lehrer in Neu-Ruppin angestellt und blieb daselbst bis zum 1. Oktober 1869. Dort hatte ich mich zu einer freiwilligen sechswöchentlichen militärischen Übung gemeldet und war auch angenommen worden. Durch freundliches Entgegenkommen des Gymnasiallehrers Labarre und des Lehrers Schwenk konnte ich hier den Grund legen zur einigermaßen genügenden Kenntniss der beiden alten und der beiden wichtigsten neuen Sprachen. Am 1. Oktober 1869 ging ich an die höhere Mädchenschule von Busse in Berlin, an der ich bis zum 1. Oktober 1873 verblieb. Beim plötzlichen Ausbruch des Krieges 1870 befand ich mich auf einer Ferienreise, konnte mich aber noch rechtzeitig beim 20. Infanterie-Regiment in Wittenberg melden. Mein erster Versuch, sofort mit in's Feld zu rücken, schlug fehl, da kein Hauptmann einen Mann, der nur 6 Wochen gedient hatte, haben wollte. Als ich mich an den Major von Jena wandte, wurde ich zurückgewiesen, weil ich eine Brille trug. Zwar warf ich dieselbe an die Erde und rief noch: „Eitelkeitsbrille“, aber schon hatten mich die von hinten ohne alle Ordnung andringenden Kameraden, die ebenfalls alles daran setzten, mitzukommen, zu Boden gestoßen. Später fand ich doch noch Einstellung bei der 2. Kompagnie des 20. Infanterie-Regiments und war einer von den wenigen, die den Feldzug bis zum letzten Tage mitgemacht haben. Ich konnte bei meiner kurzen Ausbildungszeit kein besonders guter Soldat sein, aber ich bemühte mich, überall meine Schuldigkeit zu thun. Einige kleine Vorfälle bei Metz hatten mich sogar in den Ruf gebracht, vollständig furchtlos und zu gefährlichen Aufträgen brauchbar zu sein. Die Darstellung gehört eigentlich nicht hierher, aber da mich die Erinnerungen an dieselben über die schwersten Stunden meines Lebens hinausgeholfen haben, muß ich fast wider Willen bei denselben verweilen. Auf Vorposten bei Plappeville ging eine gewaltige Granate über uns hinweg. Als wir uns unwillkürlich bückten, fand ich dort eine halbvertrocknete Pflanze, *Plantago major*, unsern allbekanntesten Wegerich, der eine ganz eigentümliche Entwicklung zeigte. Der Blütenstand hatte sich in eine Rispe verwandelt. Es war also eine ganz neu entdeckte Pflanze. Ich rief meine Kameraden herbei, zeigte ihnen das Wunderbare meiner Entdeckung auseinander und machte mit ihnen ab, daß wir die neue Pflanze *Plantago plappwilliana* nennen wollten. Unser Interesse war so groß, daß wir eine weitere

Granate und mehrere Gewehrschüsse nicht weiter beachteten. Der Lieutenant von Dassel trat hinzu, nahm die Pflanze an sich und gab mir den Spottnamen: Botaniker von Metz. Er hatte mir aber meine Kaltblütigkeit hoch angerechnet, auch dem Offizierkorps davon erzählt, und ich habe viel Wohlwollen genossen. Einige Tage später ereignete sich folgender Vorfall: Die beiderseitigen Vorposten bekämpften sich unausgesetzt. Die Postenlinie der Lübbener Jäger rechts neben uns glich fast einer Gefechtslinie. Wir hatten wiederholt Tote und Verwundete. Das hier vollständig nutzlose Bekämpfen, welches auch von keinem Vorgesetzten ermuntert wurde, entstand wohl hauptsächlich durch Schuld der eben eingetroffenen Rekruten. Zwischen uns und der französischen Kette lag ein mit Wein beständenes Feld, das leider nicht zu betreten war. Ein Musketier Senz bezahlte seinen Versuch, eine dicht über seinem Kopf hängende Traube zu pflücken, mit dem Leben. Nachdem ich von Vorposten abgelöst war, trat ich frei auf einen Steinhäufen, winkte den Franzosen zu, und diese verstanden sofort. Rechts und links wurde das Feuer wie auf Kommando eingestellt, und es entwickelte sich eine in der Kriegsgeschichte vielleicht einzig dastehende Scene. Freund und Feind befand sich bald gemeinschaftlich im Weinfelde und pflückte Weintrauben, wobei allerdings unsere Brotheutel hauptsächlich des Salzes wegen von den Franzosen schnell geleert wurden. Die beiderseitigen Führer machten dem Auftritt bald ein Ende, auf unserer Seite der Abgott des Bataillons, Major von Stocken, aber das unnütze Bekämpfen hatte aufgehört. In einem Waldgefecht bei Orleans wurde mein Fuß durch Verstauchung schwer verletzt, ich blieb aber doch bei der Truppe, trotzdem mich der Arzt nach einer noch heut im Soldbuch vorhandenen Notiz in's Lazaret geschickt hatte. Am 4. Dezember, dem 2. Schlachttag von Orleans, konnte ich meinen Hauptmann Ledde, der trotz tödtlicher Verwundung uns noch über eine gefährliche Blöße führte, an der schlimmsten Stelle aber kraftlos zusammen brach, hinter einen deckenden Holzhaufen schleppen. Am 6. Januar 1871, im Treffen bei Azay, war ich bei Erstürmung einer Fenn der erste in dem unmauerten Garten und erhielt von vorn und hinten zugleich Feuer. Später konnte ich meinen Kameraden Fetkenheuer, der schwer verwundet mitten im Kugelregen liegen blieb, in die Fenn tragen. Hier wurde auch mein besonderer Gönner, der Lieutenant von Dassel, bei einem ähnlichen Versuch schwer verwundet. Am 10. Januar ging ich mit einem Sergeanten Hoffe so weit in die feindliche Linie vor, daß wir uns plötzlich mitten in einem zurückweichenden französischen Bataillon befanden. Der Feind war schon so entmutigt, daß das Erscheinen von nur 2 Preußen ihn zu schnellerem Zurückgehen veranlaßte. Die nachfolgenden Kameraden lasen in den Gräben eine ganze Anzahl von Gefangenen auf. Als am Spätabend des 11. Januar unser vollständig ermüdetes Bataillon sich fortwährend schwächte, weil die Kameraden kraftlos zusammenbrachen, konnte ich mich trotz meines schmerzenden Fußes doch bei der Truppe halten. Am 12. Januar erfolgte der Einmarsch in Le Mans, und damit für uns das Ende des Krieges.

Ich sollte jetzt in's Lazaret geschickt werden, konnte dies aber doch verhüten und wurde dem Hauptquartier zugeteilt, wo meine ganze Dienstleistung darin bestand, die direkt an den Prinzen Friedrich Karl ankommenden Depeschen diesem zu überbringen. Die Depesche über den abgeschlossenen Waffenstillstand konnte ich Sr. Königlichen Hoheit persönlich übergeben.

c. Meine Erfahrungen als Berliner Privatschullehrer.

Nach Beendigung des Feldzuges trat ich in meine alte Schule zurück und verblieb daselbst bis 1. Oktober 1873. Das Einkommen war zwar gering, ursprünglich so viel Thaler monatlich, als ich wöchentlich Stunden erteilte, dann stieg es monatlich allmählich bis auf 100 Mark, was in der Gründerzeit wenig war, zumal an Kleidung zc. doch nicht unbedeutende Anforderungen gestellt wurden, ich kam aber aus und fühlte mich dort ungemein wohl.

An dieser höheren Mädchenschule hatte ich zuerst Gelegenheit, das Judentum in seinem Wesen kennen zu lernen. Es befanden sich in jeder Klasse ca. 20 pSt. Jüdinnen, ein Verhältnis, das sich seitdem wohl an allen höheren Mädchenschulen sehr zu Ungunsten der deutschen Mädchen geändert hat. Es gab in jeder Klasse eine Zahl vorzüglich begabter und fleißiger, dann eine Zahl durchaus unfleißiger, aufspringlicher und widerwärtiger Jüdinnen, die zum Schrecken aller Lehrer und Lehrerinnen wurden. Durchschnittsschülerinnen habe ich unter den Jüdinnen niemals kennen gelernt.

Meine Beobachtungen veranlaßten mich schon damals, ohne daß ich an Antisemitismus dachte, das bestimmte Urteil abzugeben:

Jüdische und deutsche Mädchen müssen getrennt unterrichtet werden. Es ist dies bedingt durch die verschiedene Entwicklung des weiblichen Geschlechts in beiden Völkern. Selbstverständlich sind die Kinder daran unschuldig. Das jüdische Mädchen reift sehr frühzeitig zum Weibe heran, verblüht dann auch schneller. Das jüdische Mädchen von 14—15 Jahren ist vollständig entwickelt, das deutsche Mädchen in demselben Alter ist körperlich noch ein Kind, ebenso in der Gemütsrichtung, falls nicht die Sinne gewaltsam aufgereizt werden. Bei einer Jüdin ist das Erwachen des Geschlechtstriebes in jenem Alter natürlich, bei einem deutschen Mädchen unnatürlich und erzeugt dann körperlichen Verfall, Nervösität, Unlust zu jeder Arbeit.

Durch den Umgang mit jüdischen Mädchen werden die deutschen Mädchen verdorben, bekommen dort Dinge zu hören, die die Sinnlichkeit in Alarm setzen müssen.

Die viel beklagte Nervösität unseres weiblichen Geschlechts, die entseßlichste moderne Krankheit, die in den Familien mehr Unheil anrichtet, als viele Menschen ahnen, stammt zum größten Teil aus dem zu frühen Erwachen des Geschlechtstriebes, der bei deutschen Mädchen durch ihren Umgang mit gleichaltrigen jüdischen Mädchen erweckt wird.

Ich nahm einer Jüdin einmal einen fingierten Brief fort, den sie bereits in der Klasse hatte zirkulieren lassen, in dem die Vorfälle in der Brautnacht in so drastischer Weise dargestellt wurden, daß ich selbst schamtot wurde.

Es ist ganz unbegreiflich, daß nicht sämtliche Leiter von höheren Mädchenschulen dies öffentlich gesagt haben. Im Innern muß jeder von der Wahrheit des Gesagten überzeugt sein. Ferner wird durch diesen Umgang mit jüdischen Mädchen in den deutschen Mitschülerinnen ein anspruchsvolles Wesen erzeugt. Das spätere Leben kann diese übertriebenen Ansprüche oft nur schwer und unter Verursachung großer Pein auf ihren berechtigten Standpunkt zurückführen. Warum greifen so viele hochstehende Männer, nachdem sie in allen möglichen Kreisen Umschau gehalten haben, bei der Wahl ihrer Gattinnen schließlich zu früheren Volksschülerinnen, die ihnen an Bildung nicht gleich stehen? Weil sie natürlich geblieben sind und nicht unerfüllbare Ansprüche erheben. Gebt unsern deutschen Mädchen wieder eine deutsche Erziehung, indem ihr sie von den Semiten absondert, und ihr werdet bald wieder ein kernigeres weibliches Geschlecht heranwachsen sehen und es jedem Mann wieder ermöglichen, sich eine Frau zu nehmen, die mit ihm auf annähernd gleichem Bildungsstandpunkte steht. Wir stehen in Gefahr, unsere schönste Perle, die echte, ideale deutsche Hausfrau zu verlieren.

Eine, wenn auch unbedeutende, so doch sprechende Wahrnehmung muß ich noch anführen. Als ich Lehrer an der Schule war, wurden mir von den Eltern der jüdischen Kinder häufig Geschenke ins Haus geschickt, die Kinder selbst brachten häufig Blumen mit. Deutsche Eltern oder Kinder haben dies niemals getan.

Als ich aber im Felde stand und meine Rückkehr nicht sehr wahrscheinlich war, wurde mir von den Eltern vieler deutschen Mädchen, ich erinnere mich noch gern der Namen Gertrud Collin, Pauline Wenzel, Jda Striegler, Cäcilie Rasche, so viel an Lebensmitteln, warmen Unterkleidern, Zigarren, Rum zc. nachgeschickt, daß ich notgedrungen Wohlthäter der halben Compagnie werden mußte. Jüdische Kinder beteiligten sich hieran nicht. Die Schlussfolgerungen hieraus möge der Leser selbst ziehen.

Die Gründerzeit und den Krach erlebte ich damals auch mit. Unzählige Deutsche, auch einige jüdische Firmen brachen zusammen.

Von den Vätern der deutschen Mädchen in meiner Klasse erichossen sich zwei, der eine in seiner Wohnung in der Leipziger Straße, der andere auf dem Felde beim Gesundbrunnen.

Ein gefallener jüdischer Kaufmann zog nach der Lützowstraße und besitzt jetzt mehrere Grundstücke und eine große Sägemühle.

Es lag mir damals fern, diese Einzelwahrnehmungen zu einer Gesamtvorstellung zu vereinen.

d. Meine Erfahrungen als Gemeindefeher. Die Gründung des deutschen Beamtenvereins. Eine Bürgerfchaft und ihre Folgen.

Am 1. Oktober 1873 wurde ich an der 7. Gemeindefchule in der Stallfchreiberftraße angeftellt und verheiratete mich im Mai 1874.

Es hatte fich inzwischen Gelegenheit gefunden, meine Kenntniffe in alten und neuen Sprachen zu vervollkommen, es wurde mir auch möglich, eine Anzahl von Vorlefungen an der Univerfität zu befüchen. Meine Freundschaft mit dem Generalkonful Sturz, der für alle Humanitätsbefrebungen begeistert war und lieber feine Stellung aufgab, als taufende von Deutfchen in die Brafilianifche Knechtſchaft führen ließ, wurde mir in anderer Hinficht wichtig. Durch ihn wurde ich zuerft in die verworrenen Verhältniffe der Volkswirtſchaft und Sozialpolitik eingeführt.

1876 beftand ich das Examen als Lehrer für Mittelfchulen, 1878 das Rektoratexamen.

Abgesehen von fchweren Krankheiten in der Familie lebte ich damals in recht glücklichen Verhältniffen und konnte noch glücklicheren entgegen gehen.

Aber in diefer Zeit hatte ich Wahrnehmungen gemacht, die meine ganze Seele mit Grauen erfüllten und mich in einen Kampf hineintrieben, der für mich, wie für jeden andern, der ihn wagte, verhängnißvoll werden mußte.

Als unverheirateter Mann hatte ich bei einer Handwerkerfamilie gewohnt. Hier verkehrten noch andere Handwerker, und durch diefe gewann ich einen Einblick in die Ausbeutung des Handwerkerftandes durch die Juden.

Als ich in Lehrerkreifen bekannter wurde, that ich einen tiefen Blick in entfeßliches Elend. Die meiften derfelben waren tief verſchuldet und wurden ausgebeutet durch die Juden. Die Verwüftungen unter dem Bauernftande in meiner Heimat erſchienen mir jetzt ebenfalls in neuem Licht. Die handelnden Perſonen waren auch hier mit einer einzigen Ausnahme Juden. Als ich einmal auf dem damaligen Stadtgericht zu thun hatte, jah ich dort die ſchwarzgelockten Söhne Iſraels in großer Mehrzahl. Die Kläger waren größtentheils Juden, die Verklagten und Verurteilten Deutfche. Ich ſagte mir: das Gericht iſt neben einigen andern Dingen hauptſächlich dazu da, den raffinierten jüdiſchen Ausbeutungen den Stempel der Geſelſchaft aufzudrüden. In meiner vorgeſetzten Behörde herrſchten die Juden, theils direkt, theils durch ihren deutſchen Anhang. Wer ſich bei einem bedeutenden Juden beliebt machen konnte, war für alle Zeit geborgen. Mit mir an derſelben Schule war ein Lehrer Hartwig. Das ganze Kollegium ſprach über ihn, weil er zu Zeiten überall mehr zu finden war, als in feiner Klaſſe. In einer Botanikſtunde, die er in einer fremden Klaſſe zu erteilen hatte, war er ſelten erſchienen und hatte in's Penſabuch vom 1. April bis 1. Oktober eingetragen: Küchengewächſe. Beim Mittelfchul-

eramen war er zunächst durchgefallen, beim Rektorexamen hatte ihm ein Lehrer Tägert die große pädagogische Arbeit machen helfen. Aber er gab Privatunterricht in der Familie des Dr. Straßmann. Er wurde als Rektor angestellt.

Jüdische Mädchen waren es hauptsächlich, durch welche der Kaiser beim Einzug am Brandenburger Thor 1871 empfangen wurde, und doch hatte ich im Feldzuge nur 2 Juden gesehen, einen Reservelieutenant, der aber nur Spott auf sich zog, und hinter dem es regelmäßig herschallte: „Mutter, wo is meine Compagnie“, sowie einen Soldaten, der sich vor dem Gefecht krank meldete.

Die Juden hatten zur Gründerzeit alle Besitztümer an sich gebracht, und als sie dann eine Baiffe brauchten, mußte Lasker alle Schuld des Gründerschwindels auf einen harmlosen Deutschen, den Fürsten von Butbus, schieben.

Ich entschloß mich im Jahre 1876, gegen die Überwucherung des Judentums, die ich nunmehr in ihrer Totalität begriff, öffentlich aufzutreten. Meine Freunde an der 7. Gemeindeschule rieten mir aber dringend, in eigenem Interesse davon abzustehen. So entschloß ich mich denn, den Versuch zu machen, wenigstens den Beamtenstand aus den Juden Händen zu retten, hoffend, daß dieser dann die Kraft gewinnen werde, den übrigen Ständen zu Hülfe zu kommen. Ich muß zugeben, daß dieser Entschluß, der mir statt eines behaglichen, angenehmen Lebens eine sturmreiche Zukunft eintragen mußte, schon insofern unklug war, als mir ja alle geschäftlichen Kenntnisse abgingen.

Mein Grundgedanke war folgender: der Beamtenstand ist nur deshalb der entsetzlichsten jüdischen Ausbeutung anheimgefallen, weil er für private Angelegenheiten ohne alle Organisation ist. Der Einzelne hat keinen ausreichenden realen Kredit, weil seine Stellung, die jeden Augenblick durch Tod u. verloren gehen kann, keine genügende Sicherheit darbietet. Er fällt daher bei Notständen dem Wucherer anheim. Diesem muß er Bürgen stellen, und durch dies Bürgschaftssystem wird schließlich der ganze Stand zerfressen.

Treten aber die Beamten zu einer großen, ganz Deutschland umfassenden Vereinigung zusammen, so bilden sie eine Macht, die ihre Kreditbedürfnisse in sich selbst befriedigen kann. Zu jener Zeit war die Begeisterung für die Lebensversicherung eine allgemeine. Ich sagte mir: Einige hunderttausend Beamte können eine eigene Lebensversicherung bilden, die weit bessere Bedingungen haben kann, als die übrigen.

Wenn die Behörde nach geschעהner, unwiderrusslicher Aufforderung die Prämien vom Gehalt abzieht und direkt an die Gesellschaft abführt, auch nach geschעהner Pensionierung, und wenn dann die sämtlichen Beamten eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht bilden, so wird das Kapital sich nach Anlage beim deutschen Beamtenverein drängen, und jeder Beamte wird für alle vorkommenden Fälle ausreichenden Kredit haben, sich aus Wucherhänden retten, seinen Söhnen eine gute Ausbildung, seinen Töchtern eine entsprechende Aussteuer geben können. Beamtentöchter werden nicht mehr in so großer Zahl unverheiratet bleiben.

Die Zinsen, höchstens $5\frac{1}{2}$ pCt., sind pünktlich zu zahlen, die Rückzahlung kann sich jeder nach Wunsch gestalten, da beim Todesfall die Polizei haftet. Das wäre volle und ganze Rettung gewesen, der gegenüber die geringe Mehrarbeit der Behörden bezüglich der Abrechnung mit der Lebensversicherungs-Gesellschaft gar nicht in Betracht gekommen wäre. Ich hielt darüber Rücksprache mit Bekannten, z. B. den Lehrern Raschke, Deichen, Gohr, dem Rechnungs-Rat Fröhlich, dem Postbeamten a. D. Buchmann, die alle ähnliche Ideen hatten. Ich hielt darüber einen öffentlichen Vortrag. Die Staatsbehörden wurden damals nicht um diese Sache angegangen, der Oberbürgermeister von Berlin, Herr Hobrecht, lehnte aber kurz ab, indem er sagte: Schuldenmachen ist unfittlich!

Aber es ging so, wie es in Deutschland immer geht. Der Partikularismus gewann die Oberhand. Es bildeten sich 4 oder 5 Vereine zugleich, die bald soweit waren, daß sie nur noch mit Mühe den äußeren Frieden bewahrten. Innerlich waren sie zerfallen. Es entstand der Preussische Beamtenverein in Hannover, der zunächst eine reine Lebensversicherungs-Gesellschaft bildete, es entstanden ferner kleinere Genossenschaften, von denen meines Wissens nur der allgemeine Beamten-Darlehnsverein in der Prinzessinnen-Strasse zur Blüte gelangt ist, endlich der Deutsche Beamtenverein, der meine Grundsätze zur Ausführung bringen wollte und sich demgemäß nach meiner Anschauung möglichst bald mit dem preussischen Beamtenverein hätte verschmelzen müssen. Dem deutschen Beamtenverein gehörte ich als Vorstandsmitglied an und habe ihm über die ersten schweren Jahre mit hinweggeholfen, wobei allerdings meine eigene Existenz schwer gefährdet wurde. Mitglieder meldeten sich bei dem neuen Verein genug, aber alle wollten sofort Geld, und doch war nichts vorhanden. Ganz ohne Geld konnte der Verein nicht aufkommen. Von den Behörden waren uns die Korporationsrechte in Aussicht gestellt, sobald wir uns lebensfähig erwiesen hätten. Da kam uns ein Anerbieten der Lebensversicherungs-Gesellschaft Friedrich Wilhelm sehr zu statten. Dieselbe wollte uns zunächst 10 000 Mark, später noch viel mehr gegen niedrigen Zinsfuß geben, falls sich unsere Mitglieder bei ihr versichern würden. Bis zum Eingang der Korporationsrechte sollten die gesamten Vorstandsmitglieder für diese Schuld solidarisch haftbar sein. Sie verpflichtete uns ferner, zwei ihrer Beamten, den Vertrauensarzt und den Oberinspektor als Vorstandsmitglieder aufzunehmen, die sich aber ebenfalls als Bürgen mit verpflichten sollten. Mehreren Vorstandsmitgliedern gefiel diese solidarische Bürgschaft nicht, und sie traten aus. Ich dachte: Wenn man etwas will, so muß man es auch ganz wollen, und da ich zur Übernahme der Bürgschaft bereit war, so waren es auch die übrigen. Wir wählten uns den Lehrer Gohr zum Vorsitzenden. Derselbe hatte sich in der Lehrerbewegung, der ich übrigens damals nur kühl gegenüberstand, große Verdienste erworben und die Pädagogische Zeitung begründet, die der Stadtverwaltung gegenüber vom ersten Tage an wie ein junger Herkules auftrat. Den Stadtverordneten Herrn Dr. Hermes z. B. bezeichnete Herr Gohr als den Mann mit der geknickten Tertianerbildung.

Herr Gohr lebte anscheinend in vorzüglichen Verhältnissen, hatte sich eine reiche Wittwe geheiratet und bewohnte in der Leipziger Straße ein großes Quartier. Nachdem die Friedrich Wilhelm das Darlehn gezahlt hatte, nahm der Verein einen raschen Aufschwung und zählte bald 900 Mitglieder. Herr Gohr eröffnete mir aber vertraulich, daß er bei der Gründung der pädagogischen Zeitung eine Schuld kontrahiert habe, von der seine Frau nichts wissen solle. Ich möge ihm daher eine Bürgschaft von 600 Mark geben, die übrigens eine bloße Formalität sei. Ich sagte dies nach einigem Zögern zu. Nach der Sitzung, als wir sämtliche Vorstands-Mitglieder uns in ein Lokal begeben hatten, wurde mir dann in Eile ein Wechsel vorgelegt, den Robert Gohr acceptiert hatte, und in dem die Geldsumme mit Ziffern und Buchstaben eingetragen war. Nach einem Vierteljahr erklärte Herr Gohr, daß er den Wechsel einlösen werde, und ich einen neuen über 585 Mark unterschreiben möge. So ging es von Vierteljahr zu Vierteljahr weiter. Der Wechsel wurde immer kleiner, 400 Mark, 4 mal 300 Mark, 2 mal 200 Mark. Der Verein war inzwischen immer mehr aufgeblüht, und die Erteilung der Korporationsrechte stand bevor. Ich wollte dann unverzüglich auf mein Hauptziel losstreiten und hatte zu diesem Zweck bereits mit hochgestellten Personen Verhandlungen angeknüpft. Auch der preussische Beamtenverein zeigte sich nicht unnahbar. Sein Direktor kam nach Berlin und trat mit uns in Beziehungen. Leider war, während ich des Rektoratsexamens wegen in mehreren Sitzungen fehlte, durch Schuld des Herrn Bachmann ein jüdischer Herr Fließ in den Vorstand gewählt worden. Dieser wußte die Vorstandsmitglieder selbstverständlich zu entzweien und suchte den Vorsitzenden dadurch zu stürzen, daß er dessen vollständig verschuldete Lage, von der bisher Niemand etwas wußte, und die er auf nicht bekannte Weise erforscht hatte, öffentlich bekannt gab. Die ungetrübte Einigkeit ging verloren, es bildeten sich Parteien, die jeden Fortschritt unmöglich machten. Die Friedrich Wilhelm drohte, ihr Geld zurückzuziehen, womit wir alle in's Unglück gestürzt wären. Da berief ich eine vertrauliche Vorstandssitzung ohne den Juden, und viele Vorstandsmitglieder erklärten sich bereit, für Herrn Gohr, der seine Lage darstellen mußte, einzutreten. Ich weigerte mich zwar, Unterschriften zu leisten, gab aber 480 Mark, mein ganzes Vermögen, bar, worüber der Schuldschein noch heute in meinen Händen ist. Ein Eisenbahn-Betriebssekretair Bechartschek, ein durchaus solider Mann, der sich nicht den geringsten Genuß gönnte, und noch Andere gaben Unterschriften für bedeutende Summen. Später, nach Eingang der Korporationsrechte und besserer Fundierung des Vereins, sollte Herr Gohr aus dem Vorstand scheiden und vom Verein voll ausgelöst werden. Der Jude wurde seines Einflusses beraubt. Alles geriet wieder ins rechte Geleise, die Korporationsrechte wurden erteilt. Jetzt aber ereignete sich ein Vorfall, der in seinen Ursachen nicht aufzuklären ist. Herr Gohr, übrigens eine hoch angelegte ideale Natur, dessen beide Schöpfungen, die Vereinigung der Berliner Lehrerschaft und der Deutsche Beamtenverein, heute in höchster Blüte stehen, hatte sich durch die Begrün-

dung der pädagogischen Zeitung und des der Auswucherung durch das Judentum entgegenarbeitenden Deutschen Beamtenvereins viele mächtige Feinde geschaffen, und jetzt war er noch offen zum Antisemitismus übergetreten, der in dieser Zeit seine ersten Lebenszeichen von sich gab. Kurz vor seiner vollständigen Auslösung machten diese Feinde den gründlichen Versuch, ihn zu stürzen. Es drängte sich an Gohr ein bis dahin ganz unbekannter Lieutenant Stücker heran, erforchte alle seine Verhältnisse, zog einen Holzhändler Herrn Flemming, den Gohr über Wasser hielt, und dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, an sich und entlockte diesem alle Geheimnisse. Dann denuncierte er Gohr bei der städtischen Schul-Deputation wegen seiner Schulden und gab auch sämtliche Bürgen an. Die Schul-Deputation leitete sofort die Disciplinar-Untersuchung ein und suspendierte ihn vom Amte. Viel Freude haben die Hintermänner des Herrn Stücker an diesem allerdings nicht gehabt. Derselbe wurde später wegen Giftmordes, begangen an seiner Frau, angeklagt. Sobald Gohrs Amtssuspension bekannt wurde, drängten alle Gläubiger an, und mir wurden Dinge bekannt, die mich zu Boden schmetterten. In den Wechseln, die Gohr mir zur Unterzeichnung vorgelegt hatte, und die nach seiner Erklärung stets nach einem Vierteljahr eingelöst waren, hatte niemals ein Fälligkeitsdatum gestanden. Da ich annahm, daß er dasselbe bei Begebung stets hineingeschrieben habe, hatte ich einen Wert darauf nicht gelegt. Er hatte aber alle späteren Wechsel nur benutzt, um die Zinsen für die alten zu beschaffen. Nur der erste über 600 Mark muß eingelöst sein. Es meldeten sich bei mir, allerdings erst nach und nach,

1.	Frau Mielenz	mit	Mark	585,00	} Dies war die einzige anfräbige Forderung, für die Büchergeld nicht verlangt wurden.	
2.	Herr Engelhardt	"	"	400,00		
3.	Herr Reihn	"	"	330,00*		
4.	Herr Max Cohn	"	"	300,00		
5.	Herr Kräfte	"	"	300,00		
6.	Herr Peter Wirtz	"	"	300,00		
7.	Herr Ehmert	"	"	200,00		
8.	"	"	"	200,00		
				Summa	2615,00	

ich war damit dem Untergange überliefert, denn alle außer Nr. 3 verlangten sofortige Zahlung oder hohe Verzinsung, wozu sie gesetzlich vollständig berechtigt waren, denn ein Wuchergesetz existierte noch nicht. Frau Mielenz z. B. berechnete 6% Zinsen monatlich, Herr Wirtz ein Viertel des Kapitals an Zinsen vierteljährlich, Herr Max Cohn vom Thaler monatlich 50 Pfennig, gleich 200% p. a. Herr Ehmert ließ durch einen Freund, den Baumeister Schönert, sofort klagen. Zwar ging aus seinen eigenen Briefen hervor, die er an Gohr gerichtet hatte, daß der erste Wechsel durch den zweiten bezahlt sei, aber Herr Schönert beschwor, daß er davon nichts wisse, und im Wechselprozeß werden keine Zeugen angenommen. Eine Forderung über 400 Mark von einem bereits verstorbenen Gläubiger, für die Pechartscheck und ich gemeinschaftlich verpflichtet waren, ist

ratenweise von uns getilgt worden. Wie ich mich auch entschließen mochte, Rettung sah ich nicht. Ich stand vor meiner Anstellung als Rector, die nicht fehlen konnte, da die Stadt nur zwei oder drei Rectoratskandidaten hatte. Ließ ich es zur Klage kommen, so war die Anstellung wenig wahrscheinlich. Von meinem kleinen Lehrer-gehalte war aber eine Tilgung der Schuld ganz unmöglich. Ich zahlte sonach die Zinsen, die ich nun selbst leihen mußte. So wuchsen nun meine Schulden rasch. In dieser Not, in welcher ich so fieberhaft erregt war, daß ich kam noch klar sehen konnte, bot sich Frau Gohr als Retterin an. Sie wollte die Schulden ihres Mannes mit 6000 Mark tilgen, ihr Mann aber sollte gehalten sein, sein Gehalt voll und ganz an sie abzuliefern. Die Hälfte sollte zur Tilgung der Schuld verwandt werden. Er sollte aus allen Vereinen ausscheiden und von ihr ein Taschengeld erhalten. Bei der Verhandlung wurde von Frau Gohr der Vormund ihrer Kinder erster Ehe, ein jüdischer Kaufmann, Namens Cristeller, zugezogen. Auf dessen Betrieb mußten wir Bürgen mit Ausnahme des Herrn Pechartschek uns selbst der Frau Gohr gegenüber verpflichten, zuerst der Ministerial-Sekretair Halwar, dann der Eisenbahn-Sekretair Flemming, zuletzt ich. Die Sache gewann dadurch ein besseres Aussehen, denn im denkbar schlimmsten Falle hatte ich es doch nur mit einem einzigen soliden Gläubiger zu thun. In dieser Zeit durfte ich mich für gerettet halten. Meine Bedingung war, daß Herr Cristeller, der in seinem ruhigen und hochverständigen Wesen einen höchst vorteilhaften Eindruck, fast den eines Patriarchen, auf mich machte, die Regulierung der Gohrschen Schulden selbst übernehme.

Was nun geschehen sein mag, ist für mich in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Untersuchung gegen Gohr nahm ihren Fortgang, Herr und Frau Gohr waren in den nächsten 8 Tagen für mich nicht aufzufinden. Ebensovienig konnte ich Herrn Cristeller in seiner Wohnung antreffen. Sicher war nur eins, daß an diejenigen Gläubiger, welchen ich verpflichtet war, Niemand behufs Bezahlung herantrat. Als ich schließlich mit Gewalt in die Gohrsche Wohnung drang, wurde mir mitgeteilt, daß einer der schlimmsten jüdischen Gläubiger mit dem Gerichtsvollzieher Rindfleisch in Abwesenheit der Familie mit Hülfe des Schlossers in die Gohrsche Wohnung eingedrungen sei und das gesamte kostbare Mobiliar der Frau Gohr gepfändet und sofort unter Erregung des größten Aufsehens in der Leipzigerstraße mitgenommen habe. Frau Gohr war seitdem für Niemanden zu sprechen und stand jetzt vollständig unter fremdem Einfluß. Sie hat ihr Mobiliar allerdings später wieder erhalten, aber aus Furcht vor neuen Verdrüßlichkeiten dieser Art hatte sie ihren Mann, der unter all diesen Eindrücken vollständig fassungslos und ein willenloses Kind geworden war, zu bewegen gewußt, sich von ihr scheinbar zu trennen und auch in eine Trennung der Ehe aus gegenseitiger Abneigung zu willigen. Daß sie ihm versprochen hat, auch späterhin ihm treu zur Seite zu stehen, geht daraus hervor, daß sie ihn in seiner neuen Wohnung, die ich erst viel später erfahren konnte, häufig aufgesucht und mit frischer

Wäsche und allen Bequemlichkeiten versehen hat. Wenn Gohr darauf rechnete, daß dieses Verhältnis ein dauerndes sein sollte, so irrte er sehr. Mit dem Scheidungstage hörten alle Beziehungen zwischen seiner Frau und ihm auf. Gohr raffte sich noch einmal auf, er verhandelte mit reichen Leuten wegen Gründung einer großen antisemitischen Zeitung. Luchhardt mit seinem Deutschen Tageblatt kam ihm zuvor. Dasselbe hat jetzt eine Schwenkung zu den Nationalliberalen gemacht. Gohr durfte sich dort nicht blicken lassen. Es ging jetzt rasch mit ihm zu Ende. Er verfaßte noch das konservative N. B. C., wurde Redakteur der von D. Marr begründeten Deutschen Wacht, einer vorzüglichen antisemitischen Zeitschrift, aber der Verleger konnte sich nicht halten, und die Deutsche Wacht ging zu Grunde. Noch gelang es mir später, ihm einen kleinen Privatunterrichtszirkel einzurichten, der aber sofort, da er keine Konzession hatte, mit Auflösung bedroht wurde. Der Gram über das Verhalten seiner Frau, die er bis zu Ende liebte, der Gram über all das Unglück, das er, der in seinem Triebe, die Menschheit von ihren Peinigern zu erlösen, wobei er aber selbst ins Verderben geraten war, angerichtet hatte, war zu mächtig. In der Klatsche hat er Vergessenheit gesucht. Er soll unter elenden Verhältnissen in einem Krankenhause gestorben sein. Mit Absicht hat er Niemanden Schaden zufügen wollen, aber die Verhältnisse haben ihn in schwere Schuld getrieben. So endete einer der genialsten, durchaus selbstlosen Männer, zu Tode geheßt durch Juden. Auch Frau Gohr, die ihren Mann wirklich geliebt hat, ist vom Unglück entsetzlich heimgesucht worden. Ihre beiden Söhne mußten bei Nacht und Nebel aus Berlin entweichen, der eine nach schwerer Unterschlagung bei einem Kaufmann Herzfeld in der Heiligengeiststraße. Beide haben ihr schönes Geld durchgebracht und sind vielleicht längst verdorben und gestorben. Die eine Tochter verheiratete sich mit einem Buchhalter, der aber später auch Unterschlagungen machte. Um ihn zu retten, brachte die Frau ihr ganzes väterliches Vermögen zu dem Chef, aber während ihrer Abwesenheit hatte sich ihr Gatte mit einem Messer getötet. Ehre einer solchen Frau, die für ihren Gatten, der allerdings durch das Bestreben, reich zu werden, sich zu Börsenspekulationen hatte hinreißen lassen, die ihn schließlich in schwere Schuld getrieben haben, ihr letztes hingegeben hat. Sie darf ihre Augen stolz aufheben, auch wenn sie sich mühsam durch's Leben schlagen muß. Sie wollte lieber arm werden, als ihren Gatten verstoßen. Es entsteht nur die Frage, wer Frau Gohr selbst zu dem entsetzlichen, ganz undeutschen Entschluß gebracht hat, sich von einem geliebten und treuen Manne, der nur unglücklich, nicht schlecht war, zu trennen. Er hätte bei seinen Fähigkeiten viel Unheil noch wieder gut machen können. Vielleicht geben meine nachfolgenden Erlebnisse den Schlüssel dazu. Frau Gohr hatte den Wechsel über 6000 Mark an Herrn Cristeller gegeben, welsch letzterer sich als Eigentümer auswies. Er forderte Halwas, Flemming und mich zur Zahlung auf. Die beiden ersten hatten davon genug. Halwas, im Begriff, sich mit einer wohlhabenden Dame zu verheiraten, wurde vom schlimmsten Verfolgungswahnsinn befallen und von seinen An-

gehörigen nicht ohne Gefahr für Leib und Leben nach Pankow gebracht. Flemming quittierte sein Amt und suchte sich als Geschäftsreisender ehrlich zu ernähren. Jetzt wandte sich der Jude Christeller mit der gesammten Forderung gegen mich. Ich hätte auf dem Prozeßwege wohl etwas erreichen können; ich lief von einem Rechtsanwalt zum andern, aber bei dem hohen Objekt von 6000 Mark wurde ein bedeutender Vorschuß verlangt, während ich nicht einmal mußte, wie ich meine Familie satt machen sollte. Bei Klagen über 300 Mark wird man aber nicht selbst zur Vertretung seiner eigenen Sache zugelassen, und es wird ein Verschämmisurteil gefällt. Klagen auf Armenrecht kann ein Beamter aber nicht, auch wenn er den Versuch machen würde. So entsteht in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in einem Rechtsstaate der Fall, daß ein Staatsbürger vollständig rechtlos wird. Selbst bei einer ganz geringten Forderung müßte man sich ruhig verurteilen lassen. Das ist das jüdisch-römische Recht, das ist unsere vielgerühmte jüdische Freiheit; Michael Kohlhas muß seinen kopflosen Körper noch im Grabe umbrehen. Ich mußte wohl oder übel mich mit Herrn Cristeller verständigen, gab ihm eine ganze Anzahl kleinerer Wechsel und habe darauf einen großen Teil bar bezahlt. Als ich später etwas Geld in die Hände bekam, ließ ich es auf einen Prozeß ankommen, gewann den ersten, verlor den zweiten eines Formenschlers wegen, dann war meine Kunst wieder zu Ende. Weitere Vorschüsse konnte ich nicht zahlen. Rechtsanwaltsgebühren hatte ich Mark 104 zu bezahlen.

Später hatte Frau Gohr den Rest der Forderung wieder in Händen, und ich zahlte ihr auch eine Kleinigkeit. Als sie aber mit der Behörde zu drohen anfang, habe ich keine Briefe mehr beantwortet.

e. Meine Anstellung als Rektor.

Meine Schuldverhältnisse wurden durch die Gohrsche Untersuchung, in der ich unter Androhung schwerer Strafen durch den Untersuchungsrichter Zelle zum Eide gezwungen wurde, natürlich bekannt. Da mir aber Niemand Verschwendung, einen unsoliden Lebenswandel oder auch nur eine unnütze Ausgabe nachweisen konnte, die Entstehung der Schuld durch eine nicht gesetzmäßige Handlung Gohrs auch von keiner Seite bestritten wurde, so war meine Anstellung als Rektor, zumal weitere Kandidaten fast gar nicht vorhanden waren, immerhin wahrscheinlich. Im Jahre 1880 wurde ich denn auch von dem Schulrat Dr. Bertram auf Vorschlag des Schulinspektors Dr. Krähe der Schuldeputation zur Wahl vorgeschlagen. Ich war meiner Wahl so sicher, daß ich es nicht einmal für nötig hielt, die obligatorischen Besuche bei den Mitgliedern der Schuldeputation abzustatten. Nicht einmal dem Dr. Hermes stellte ich mich behufs Ablegung des sonst doch unbedingt notwendigen politischen Examens vor. Wäre meine Wahl damals erfolgt, so wäre Alles gut geworden. Leider aber war einem Schuldeputationsmitgliede durch irgend welche Einfüsterung, vielleicht durch ein geheimes Ueberwachungskomitee bekannt geworden, daß ich mit dem Rektor

des lit. Bureaus im Ministerium des Innern genau bekannt sei und gelegentlich Artikel im konservativen Sinne abliesere. Dies brach mir den Hals. Ich wurde abgelehnt, zugleich wider meinen Willen an eine andere Schule versetzt, an der ich allerdings ebenso wie an allen Schulen, denen ich bisher angehört hatte, sehr liebe Verhältnisse fand. Ein Kollege aus dieser Schule, der jetzt selbst Rektor ist und mir warme Freundschaft entgegenbrachte, bemühte sich in meinem Interesse, und auf seine Veranlassung fand eine Unterredung zwischen mir und dem Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann statt, etwa $\frac{1}{4}$ Jahre nach meiner Ablehnung als Rektor durch die Schuldeputation. Dieser Herr kam mir in sehr offener, ich möchte sagen, großartiger Weise entgegen. Ich leugnete in keiner Weise meine Angehörigkeit zur konservativen Partei, noch weniger meinen Antisemitismus, den ich allerdings ihm gegenüber nur durch meine Erfahrungen begründete. Er erkannte das Berechtigte meiner Anschauungen unumwunden an, erklärte, daß er selbst ein Todfeind des Wuchers sei und dies auch durch seine Gründung des Vereins gegen Verarmung bewiesen habe. Auch sonst helfe er Beamten nach Kräften, und falls sie seiner Hilfe würdig seien, löse er sie durch die Königstädtische Genossenschaftsbank auch ganz aus, wie er dies z. B. bei dem Rektor Paulick mit 18 000 Mk. gethan habe. Dieser denke jetzt über politische Verhältnisse ganz anders, wie früher. Aber es sei ein Unding, die Sünden Einzelner mit konfessionellen Hezen zu beantworten. Er überlasse mir, zu denken, was mir gefalle, aber das müsse ich ihm versprechen, mich nie an konfessionellen Hezen zu beteiligen. Ich that dies und beging damit ein Unrecht, das den eigentlich tragischen Mittelpunkt meines ganzen Lebens bildet. Allerdings sagte ich mir in dem Augenblick: Du kannst dieses Versprechen ruhig abgeben, denn dahin wirst Du nie in deinem Leben kommen, irgend einen Menschen wegen seiner Religion anzugreifen. Ich habe das auch nie gethan, nie gebilligt, und wenn ich die Juden nicht wegen ihrer sozialen Thätigkeit absolut bekämpfen müßte, eine Synagoge könnten sie meinetwegen in jeder Straße bauen. Aber leider konnte mir dieser Gewissensvorbehalt wenig nützen, denn ich wußte recht gut, was Dr. Straßmann mit der euphemistischen Bezeichnung „religiöses Hezen“ meinte!

Herr Dr. Straßmann that an mir aber jetzt viel Gutes. Auf meine dringende Bitte, mir das politische Examen bei Herrn Dr. Hermes zu ersparen, das ich, wie er recht gut wisse, unmöglich bestehen könne, sagte er dies zu und riet mir, den Besuch einfach zu unterlassen. Ferner verschaffte er mir ein ganz zinsloses Darlehn von 1200 Mk., das ich sehr langsam tilgen konnte. Endlich stellte er mir vollständige Schuldentilgung durch die Königstädtische Genossenschaftsbank in Aussicht, falls ich mich nach Verlauf eines Jahres bewährt habe. Ob er dies amtlich oder politisch meinte, sagte er allerdings nicht. Herr Dr. Straßmann ist jetzt tot, aber die Gerechtigkeit erfordert, daß ich über mein Verschulden und über sein durchaus ehrenwertes, ja menschenfreundliches Verhalten nicht den Schleier der Nacht decke, zumal nicht mit Unrecht behauptet wird, daß er für die Herrschaft seines Volkes in Berlin mehr gethan habe,

als irgend ein anderer Jude. Mich hätte es wahrhaftig in meinem Gewissen gebunden und von der Bekanntgabe meiner Anschauungen abgehalten, wenn seine Unterführer, teilweise germanischen Stammes, also Verräter ihres eigenen Volkes, mich nicht in ungeschickter und typischer Weise wieder gewaltsam auf den Kampfplatz gestoßen hätten.

Dr. Straßmann war der feindliche Feldherr in Berlin, aber er war ein geschickter Feldherr!

Am 1. Oktober 1881 wurde ich ohne weitere Mühe als Rektor der 119. Gemeinde-Schule angestellt.

f. Beginn der politischen Verwickelungen.

Zur Zeit meiner Anstellung gingen die politischen Wogen in Berlin sehr hoch. Ich hatte die antisemitisch-soziale Bewegung vor Jahren als einer der ersten mit ins Leben helfen, jetzt war ich gezwungen, mich im Hintergrunde zu halten. Es war eine entsetzliche Situation. Meine ganze Seele lebte in dem Gedanken der sozialen Reform, und ich fühlte lebhaft, daß meine Anschauungen bessere und richtigere seien, als die vieler öffentlichen Kämpfer, denen ich übrigens die herzlichsten Sympathien entgegenbrachte. Im Jahre 1876 hatte ich in Guben eine Landwehrübung mitgemacht. Unter den eingezogenen Wehrmännern befand sich auch ein hochintelligenter, durchaus ehrenwerter, und nüchterner Sozialdemokrat, ein Putmachergehilfe Wambsgans. Mir entging damals schon nicht die siegende Gewalt der mit innerer Ueberzeugung vorgetragenen sozialdemokratischen Ideen. Mir entging ebensowenig, daß es leicht sei, die unbedingt verkehrten Ideen der Sozialdemokratie mit den wahren, berechtigten zugleich den unbefangenen Hörern einzupflanzen und zu einem untrennbaren Ganzen zu vereinigen. Ich hatte mit dem übrigens lieben Kameraden Wambsgans darüber heftige Debatten zu führen, die zwar beiderseits nicht überzeugten, aber beiderseits doch wohl nicht ohne Eindruck blieben.

Das eine wurde mir schon damals zur Gewißheit:

„Nicht das Spielen mit der sozialen Reform, sondern wirkliche, volle Reform mit gänzlicher Beseitigung des Judentums allein kann das Vaterland vor den entsetzlichsten Krisen bewahren.“

Jetzt, 1881, wo für mich sich Anknüpfungspunkte und Verbindungen reichlich fanden, mußte ich schweigen, denn darüber konnte kein Zweifel sein: Meine Lebensstellung und damit die Existenz meiner Familie, die ohnehin genug erschüttert war, stand in ernstester Gefahr, falls ich, Untergebener einer jüdischen fortschrittlichen Stadtbehörde, mich politisch bemerkbar machte.

Da wurde ich fast gewaltsam vorwärts gestoßen. Zunächst erhielt ich ein Schreiben des Bureauvorstehers Meyer von der städtischen Schuldeputation, in dem ich aufgefordert wurde, einem fortschrittlichen Verein beizutreten. Statuten und eine Beitragsquittung waren gleich beigelegt. Es war dies wenige Tage nach dem Erscheinen der so hoch bedeutamen Kaiserlichen Proklamation vom 17. November 1881, die in mir einen wahrhaften Sturm der Begeisterung

hervorrief. Der betreffende Verein war bisher parteilos gewesen, und ich hätte ihm ganz gern angehört. Jetzt aber, sozusagen als Antwort auf die Kaiserliche Proklamation, hatte er sich in einen fortschrittlichen verwandelt. Da konnte ich nicht anders, ich mußte die halbamtliche Aufforderung entschieden und unter Darlegung der Gründe, zurückweisen.

Auch das Bedürfnis, durch die eigene Parteipresse auf dem Laufenden erhalten zu werden, konnte ich nicht unterdrücken. Ich las das damals entschieden gut redigierte Deutsche Tageblatt. Es konnte nicht fehlen, daß die Zeitung häufig genug auch in meinem Amtszimmer lag, und daß es meinen Lehrern, die im Amtszimmer gemeinsam ihr Frühstück verzehrten, in die Hände fiel. Politische Debatten waren daher unausbleiblich, und Zwang legte sich Niemand dabei auf, da ich mit Allen in freundlichstem Verkehr stand.

Plötzlich erbat sich ein Lehrer, Herr Klockow, eine geheime Unterredung und teilte mir mit, daß meine sämtlichen Äußerungen durch einen Lehrer Basse, der ebenfalls an der von mir geleiteten Anstalt angeestellt war, dem Stadtverordneten, Mitglied der städt. Schuldeputation und Hauskurator meiner Schule, Herrn Ripberger, mitgeteilt würden, teils direkt, teils durch einen anderen Rektor.

Daß diese sehr wohl gemeinte Warnung leider berechtigt war, mußte ich nur zu bald einsehen.

Herr Ripberger bestellte mich in seine Wohnung, besprach mit mir einige dienstliche Angelegenheiten und fuhr dann in ziemlich scharfer Weise fort: Wir sind als liberale Stadtverwaltung auch in politischer Hinsicht sehr liberal. Sie können meinerwegen der roteste Sozialdemokrat sein, aber die Antisemiten hassen wir und werden sie in der städt. Verwaltung nicht dulden. Ein Antisemit ist unter allen Umständen ein unanständiger Mensch, merken Sie sich das! Das war eine andere Sprache als die des Dr. Straßmann, und ich wurde dadurch so gründlich gereizt, daß ich, einem Mitgliede meiner Behörde gegenüber allerdings in unpassender Weise antwortete: Unanständig sind in meinen Augen viel mehr diejenigen Deutschen, die wegen persönlicher Interessen ihr eigenes Volk an ein fremdes verraten!

Daß dieses Gespräch nicht verschwiegen geblieben war, mußte ich bald genug erfahren. Mein Vorgesetzter, Herr Schulininspektor Dr. Jonas, der es damals mit mir zweifellos gut meinte, begann wenige Tage später ein Gespräch mit den Worten: Ich will grade nicht sagen, daß alle Antisemiten, deren es jetzt so viele giebt, unanständig sind, aber u. i. w.

Bald darauf begannen dann auch die amtlichen und außeramtlichen politischen Verfolgungen, die in 9 Jahren nicht gerucht und sich in immer größerer Festigkeit soweit entwickelt haben, daß jetzt die höchsten Staatsbehörden eine Entscheidung treffen müssen.

Was solche Verfolgungen bedeuten und welche Hänke dabei unterlaufen, wird der Leser aus dem Nachfolgenden ersehen.

Ein mitleidiges Lächeln kann es bei mir nur hervorrufen, wenn ich von behördlichen Verfolgungen wegen politischer Opposition auf dem Lande höre. Ich kenne die Verhältnisse dort auch. Was will es sagen, wenn ein übereifriger Gensdarm einmal einen oppositionslustigen Bauern wegen irgend einer Regelwidrigkeit zur Anzeige bringt, und dieser 3 Mk. Strafe zahlen muß? oder wenn eine unbequeme Verfügung wegen Wegeausbesserung pp. erlassen wird? Der kennt die Bauern schlecht, der daran glaubt, daß sich auch nur ein einziger aus Furcht vor solchen Plänkeleien in seiner politischen Ueberzeugung beeinflussen ließe. Das Gegentheil ist der Fall. Wer politische Sklaverei und die raffinierteste, tödlichste politische Verfolgung und Knechtung bis zum Untergange kennen lernen will, der komme nach Berlin. Der reichste deutsche Mann ist hier unfreier, als der Großknecht des Bauern, der ihm gegenüber der wahrhaft freie Mann ist. Genaueres hierüber folgt weiter unten.

g. Die Entwicklung meiner Schuldverhältnisse.

Wäre ich 1880 Rektor geworden, so hätte sich dem riesigen Anwachsen der Schulden vielleicht, aber auch nur vielleicht ein Damm entgegensetzen lassen. Jetzt war dies unmöglich. Man wolle sich immer vergegenwärtigen, daß bei nur 100 pCt., ohne Agentengebühren, jede Schuld sich in einem Jahr verdoppelt, in zwei Jahren vervierfacht. Wer eine Schuld von 1000 Mk. so zwanzig Jahre lang aufrecht erhalten würde, hätte dann eine Schuld von 4,145,152,000 Mk., wobei sein eigenes Einkommen noch extra für Agentengebühren zu berechnen wäre. Genau so viel Schulden hat aber das ganze deutsche Reich mit allen seinen Staaten.

Nachdem ich Rektor geworden war und ein Darlehn von 1200 Mark erhalten hatte, glaubte ich wenigstens den größten Teil der Wucherschulden beseitigen zu können, aber es gelang nicht. Was vermochten meine Überlegungen gegenüber der Schlaueit der Blutjäger, denen ich in die Hände gefallen war!

Mein Ziel konnte auch für die Zukunft nur darin bestehen, die Wucherschulden auf irgend eine Weise in niedrig verzinsliche Schulden zu verwandeln. Gelang letzteres, so war ich gerettet, denn ich hatte ein hohes Einkommen, von dem ich jährlich den allergrößten Teil zur Schuldentilgung verwenden konnte. Das zu meinem Lebensunterhalt Notwendige konnte ich nebenher verdienen, denn allmählich wurden die schriftstellerischen Arbeiten gut bezahlt. Mehrere mal habe ich von wohldenkenden Leuten auch niedrig verzinsliches Geld erhalten, aber leider konnte ich mich niemals ganz befreien, weil fast sämtliche Wucherer ihre Versprechungen, für einen bestimmten, niedrigen Preis die Schuld zu quittieren, nicht hielten, sobald es zum Bezahlen kam. Meine Freunde wurden erzürnt, die verminderte Schuld wuchs schnell wieder an, da ja gleich zu Anfang das gesamte Einkommen nicht zur Zinszahlung ausreichte. Als das Wuchergesetz in Kraft trat, verkehrte kein Geldgeber mehr direkt mit dem Schuldner, sondern bediente sich der Agenten, durch die das Geld noch bedeutend verteuert wurde. Ich wurde nach

und nach mit einer ganzen Anzahl derselben bekannt, nenne vorläufig nur die Namen Zucker, Levysohn, Grävenitz, Lehmann, Stückgold, Conrad Trossin, Siegbert Cohn, Zodek, Mach, Klingspor &c. Diese vermittelten Geldgeschäfte für Pariser, Halpert, Zimmermann, Nikolai, M. Cohn, Redlich, Dann, Stadthagen, Gericke und Balke, P. Witz, Matschelsky, Liez, Schiftan in Breslau, sowie mit Firmen in Hamburg, Driesen &c., ferner mit vielen kleinen Geschäftsleuten.

Da das Gehalt mit meinem Nebeneinkommen zusammen bei Weitem nicht zur Zinszahlung ausreichte, so wuchs die Schuld im Handumdrehen, und die Agenten, im geheimen Einverständnis lebend, zogen immer neue Wucherer heran, die sich an der fetten Beute beteiligen wollten. Als dann bei mir nicht mehr viel zu holen war, hat man meinen Wechsel kleinen deutschen Geschäftsleuten angedreht, auch zu 100 pCt. Diese haben dann Mühen und Sorgen mit mir genug gehabt.

Sie konnten dem Sirenenfang der Agenten, die ihre Hauptauftraggeber entlasten wollten, nicht widerstehen. In der Zeit vom 1. Oktober 1881 bis 1. Mai 1886, wo meine Lage anfang, eine geordnete zu werden, vor allen Dingen keine Wucherzinsen mehr bezahlt wurden, habe ich sicher 20 000 Mark Zinsen bezahlt, wobei aber die Schuld fortwährend wuchs. Als ich im Frühjahr 1886 wirklich an die Schuldentilgung denken konnte, verminderte sich die Schuld jährlich um 2500 Mark. Als Belag hierfür lasse ich weiter unten die Quittungen abdrucken von einem einzigen Vierteljahr, größtenteils Postquittungen. Die 35 Gläubiger sanken bis heut auf 11. Ich kann es dem Leser nicht ersparen, einen Gehaltstag in der Zeit vom 1. Oktober 1881 bis 1. April 1886 mit durchzumachen. An Gehalt erhielt ich vierteljährlich 795 Mark, Mietsentschädigung 150 Mark, Nebeneinnahmen ca. 70 Mark, Summa nach Abzug von 13,50 Mark Witwenkassenbeiträgen ca. 1000 Mk.

Gelang es mir, den draußen wartenden Gläubigern und Agenten zu entweichen, so begab ich mich schnelligst in ein Bierlokal am Moritzplatz. Dort wartete der Agent Conrad Trossin, der für die Firma Redlich (!) arbeitete. Herr Redlich bekam 1000 Mark. Ich übergab Trossin die 1000 Mark, einen Wechsel über 1000 Mark und einen Verkaufsschein, folgendermaßen lautend: „Hierdurch beauftrage ich Herrn Conrad Trossin, einen Wechsel über 1000 Mark, fällig am 188 ., bestmöglichst zu verkaufen und den Betrag an mich abzuführen.“

Herr Trossin brachte das Geld zu Redlich, erhielt 750 Mark auf den neuen Wechsel, welche er mir brachte. 50 Mark waren dann der Lohn für seine Bemühungen. Mit den 700 Mark ging er zu den übrigen Geldleuten; was ich schließlich übrig behielt, waren 550 Mark. Jetzt war es 4 Uhr geworden, und ein anderer Agent erwartete mich Köpenicker- und Prinzen-Straße Ecke, der bei Herrn Dann ähnlich verfuhr, dann ging ich zu Herrn Peter Witz, löste meinen Wechsel ein, der erst am andern Tage neu gemacht wurde, und ging dann mit 10 oder 20 Mark nach Hause. Die Miete war nicht mehr vorhanden. Zu Hause saßen dann die übrigen Agenten oder Geldgeber, die auf den andern Tag ver-

tröstet wurden. Am andern Tage kamen dann auch manche bis ins Amtszimmer. Ging das Geld von Wirtz pünktlich ein, so bezahlte ich die Miete, den anderen Agenten etwas, wobei es meistens großen Lärm gab, die Agenten mußten schon neue Geldquellen suchen, bis ich, nachdem ich noch persönlich Herrn Keller, Frau Mielenz und andere aufgesucht hatte, am 3. oder 4. Tage Ruhe bekam, vorausgesetzt, daß die Herrn Tiez übergebenen und von der Reichsbank kommenden Wechsel nicht protestiert werden mußten. Für die Familie blieb nichts übrig. Wie knapp es oft zugegangen ist, kann sich jeder denken. Glücklicherweise hielt ich Hühner, die von dem von den Kindern weggeworfenen Brot lebten. Die Familie mußte ich durch Privatarbeiten erhalten. Zuweilen konnte ich auch die Miete nicht pünktlich bezahlen. Bei den Agenten traf ich mit allen möglichen Beamten, Staatsanwälten, Amtsrichtern, Schulinspektoren, Polizeiräten, Rechnungsräten, Bauräten, Kriminalkommissarien, Predigern, Rektoren, Lehrern, Sekretären zc. zusammen. Ein Staatsanwalt, der in Moabit thätig war, hatte sein Mobiliar bei einem Geldgeber auf Leihkontrakt. Ein Amtsrichter Storch war in seiner Verzweiflung schließlich dem Morphiumgenuß verfallen. Lebende Personen will ich nicht nennen, vielleicht schadet es ihnen, aber von verstorbenen Personen nenne ich die Rektoren Gericke und Mehlhofs. Beide sind in Folge ihres Kummers frühzeitig ins Grab gesunken. Einige besonders lehrreiche Verhältnisse will ich aus der Masse noch besonders hervorheben.

Zu dem jüdischen Cigarrenhändler Herrn Keller brachte mich der Lehrer Krüger. Herr Keller gab das Geld zinsfrei. Für 100 Mk. gab er 50 Mk. und einige Kisten Cigarren. Da diese Cigarren aber nicht aus Tabak bestanden, so nahm ich lieber eine einzige Kiste, also für 300 Mk. 150 Mk. baar und 3 Kisten Cigarren. Wie dieselben aber auch noch beschaffen waren, wird der Lehrer Krüger auszusagen können, dem ich einige davon dankbarlichst dediциerte. Dies Geschäft wurde zwei Jahre fortgesetzt. Schließlich erklärte Keller, daß er das Geschäft satt habe. Er verdiene daran höchstens 25 pSt., den Löwenanteil nehme Krüger, der Geldgeber und Zuführer zu gleicher Zeit sei und sich für das ohne Mühe verdiente Geld in der Thaerstraße ein Haus gekauft habe.

Der Lehrer Krüger erklärte diese Mitteilung damals für unwahr, verklagte Keller aber nicht. Herr Stückgold brachte Wechsel zu einem jüdischen Bankier Natschelsky oder schickte sie an eine jüdische Firma in Stuttgart. Herr Pariser machte mit mir nur 2 Geschäfte, eins durch einen Agenten (für 150 Mk. = 100 Mk.), eins direkt (150 Mk. = 120 Mk.), dann stellte er mir einen Herrn Halpert vor, der mit mir dann weitere Geschäfte machte. Herr Siegbert Cohn, der alt und gebrechlich war und nur noch kleinere Geschäfte vermittelte, gab genauen Aufschluß über das Geschäft mit den Offizieren, das doch noch bei Weitem an grausamer Ausbeutung über das Beamtengeschäft hinausging. Herr Cohn, der mir nur 100 pSt. p. a. berechnete, sagte: „Mit einem verheirateten Beamten muß man solide sein, aber bei einem Offizier ist es egal, ob er auf den Buben 50 Mk. mehr oder weniger setzt!“

Er hatte viel Geld verdient, dies aber bei einer großen Spekulation, bei welcher es sich um den Ankauf eines Bergwerks handelte, wieder verloren. Jetzt war er arm und wurde von den großen Banken zum Offiziergeschäft nicht mehr zugelassen. Später diskontierte er mit einem Wechsel bei einem Schuhmachermeister in der Zionskirchstraße. Den Betrag von 200 Mark unterschlug er. Ich habe diese Summe nur sehr langsam abzahlen können. Der Frau des Schuhmachers übergab er einige Tage später einen bunt bedruckten Bogen, der als Wertpapier ausgegeben wurde, und worauf er noch eine Geldsumme lieh. Um die Denunciation zu verhüten, hat entweder die jüdische Gemeinde oder ein größerer jüdischer Verein das Geld an den Schuhmacher bezahlt. Bei mir hat man das nicht für nötig gehalten, weil man wußte, das ich doch nicht denunzieren könne, ohne meine ganzen Verhältnisse vor der Öffentlichkeit aufzurollen und dadurch mit Rücksicht auf mein Amt in schwere Gefahren zu geraten. Als Ersatz wollte mir Herr Cohn ein Bündel Offiziersehrenschneide schenken, die er nachher freiwillig liegen ließ. Der Agent Herr Levyson war im Wesentlichen Eintreiber für unsichere Forderungen. Durch seine Schuld ist der Lehrer Dasel aus dem Amt gekommen. Am interessantesten wurde mir der jüdische Agent Zodek, weil der Mann noch eine Spur von Gewissen hatte. Er war Unteragent der Cigarrenhandlung von Lautrup in Hamburg, (jüdische Firma). Er bestellte bei derselben Cigarren, ließ sich als Bezahlung dafür einen Wechsel geben und brachte die Cigarren dann zum Hauptagenten. Dieser zahlte die Hälfte des Wertes aus. Herr Lautrup hat den Wechsel schließlich gegen mich einlagern müssen, merkwürdiger Weise durch den christlichen Rechtsanwalt Kleinholz, der auch die Klagen des Herrn P. Witz besorgte. Den allergrößten Teil habe ich abbezahlt, aber als Herr Lautrup wegen des letzten kleinen Restes mir drohte und sagte, ich sei straffällig, weil ich die Cigarren gleich wieder verkauft habe, war mir das doch etwas stark. Ich zahlte den Rest nicht und warte seit vier Jahren vergeblich auf weitere Schritte seinerseits. Ähnlich wurde es von dem Agenten Zodek mit einem Weingeschäft gemacht. Schließlich suchte sich Herr Zodek einen ehrenvolleren Erwerb, indem er in katholischen Gegenden mit Cruzifixen handelte, die Nachts leuchteten. Den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus“, sprach er mit vieler Salbung. Der schlimmste von allen Gläubigern war der Fabrikant Berndes in der Wienerstraße, der schon in dem Bombeartikel genannt ist. Der Schneider Zimmermann am Küstnerplatz, dessen Geschäftsführer Jacobsohn heißt, hatte eine ganz andere Methode. Er gab seine Wechsel weiter an die Häuser Jacoby, vormalig Hiller, Schlesinger u. s. w. Wurden die Wechsel nicht bezahlt, so ließ er sich mit verklagen. Erhielt er aber das Geld zum Einlösen der Wechsel, so konnte er dieselben nachher nicht wiederfinden. Er wollte stets gern Quittungen über Mietsentfähdigungen haben, die er aber am Fälligkeitstage auch verlegt hatte. Ich mußte eine neue schreiben, und dann kam er selbst zur Empfangnahme des Geldes mit nach dem Rathause. Später ließ er sich eine schiedsmännische Anerkennung geben, verzichtete auf Zinsen und gestattete

Teilzahlung. Noch später aber fand er all die alten Wechsel und Mietzquittungen wieder, und klagte die ersteren ein. So hat er aus einer Schuld von vielleicht 500 Mark bei sehr reichlicher Zinszahlung eine solche von 2000 bis 3000 Mark gemacht. Herrn Redlich lernte ich später persönlich kennen, doch war mir die Bekanntschaft nicht von Segen. Jetzt bekam ich einige Duzend Taschmesser, $\frac{1}{2}$ Duzend Tischbecher, chinesische Waaren und alle möglichen wertlosen Sachen mit in Zahlung. Schließlich erklärte er, daß er jetzt genug an mir verdient habe, ich möge ihm eine notarielle Anerkennung geben, dann könne ich das Geld ohne Zinsen langsam abzahlen. Sein Vertreter Herr Bruno, der in der Bombeschen Kalbsbratengeschichte eine Rolle spielte, ging mit mir zum Notar. Sofort nach der notariellen Verhandlung aber ließ er mein gesamtes Mobiliar pfänden durch den Gerichtsvollzieher Boß I. Er erklärte später lachend, daß er unter der Hand erfahren hätte, ein Gläubiger beabsichtige dasselbe, und diesem wollte er zuvorkommen. Die übrigen Wucherergeschäfte, teilweise sehr interessanter Art, will ich dem Leser vorläufig ersparen, um nicht ermüdend zu wirken. Will aber die Staatsanwaltschaft ganz genaues darüber wissen, so braucht sie nur die Akten sämtlicher Gerichtsvollzieher zu durchblättern. Es würden sich dann tausende von Zeugen feststellen lassen. Bezüglich des Halpert würden die Akten des Gerichtsvollziehers Naronde, bezüglich des Herrn Zimmermann die Akten des Gerichtsvollziehers Schüler schon manches Interessante ergeben. Freilich gehörten zu so umfassenden Maßregeln unendlich viel Beamte, und ausgerottet würde der Krebszshaden doch nicht auf diesem Wege.

Es hätte für mich einen leichten Ausweg gegeben, wenn ich mein Mobiliar hätte ruhig verkaufen und mein Gehalt, soweit es gesetzlich pfändbar war, mit Beschlagnahme belegen lassen. 1500 Mark bleiben dabei vollständig frei, von dem übrigen Gehalt ist nur $\frac{1}{3}$ pfändbar. Ich wollte mir aber die Schande ersparen, das Mobiliar vom Gerichtsvollzieher abholen zu lassen, da doch bisher nur sehr wenige meiner Bekannten von meiner Lage wußten und ich auch immer hoffte, durch ein größeres Darlehen mich ganz zu befreien, dann aber durfte ich dies nicht meiner Behörde wegen. Welche Absichten behördliche Personen, die die Majorität der Schuldeputation hinter sich hatten, gegen mich im Schilde führten, wird der Leser weiter unten ersehen. Als die erste Klage kam, wurde ich protokolllarisch vernommen, wobei mir erklärt wurde, daß ich das Schlimmste zu erwarten hätte, wenn noch neue Klagen kämen. Diese Warnungen, es nicht zu neuen Klagen kommen zu lassen, sind dann noch oft wiederholt worden. Ich mußte jeden geforderten Zinsatz zahlen, auch Betrug, Unterschlagung aller Art dulden, um nur nicht neue Klagen aufkommen zu lassen. Früher war mitgeteilt worden, daß die Behörde gegen Wucherer selbst vorgehen werde. Seitdem sind gegen städtische Beamte doch wohl mindestens 10 000 bis 20 000 Klagen eingelaufen, aber mir ist von einem Schutz des Beamtentums durch Anzeige selbst solcher Personen, die hunderte von Klagen eingereicht haben, nichts bekannt geworden. Die

Wucherer wurden schließlich so dreist, daß sie bei jeder Gelegenheit mit der Behörde drohten und auch gelegentlich — Beschwerde bei derselben erhoben. Dieses Verhalten der Behörden macht jede Selbsthülfe, die das Gesetz auf dem Wege des Gehaltsabzugsverfahrens gestattet, unmöglich. Als ich schließlich doch das Schlimmste nicht mehr verhüten konnte, waren die Verhältnisse so verwickelt worden, daß mir das Gehaltsabzugsverfahren nichts mehr nützen konnte. Die Wucherer hatten inzwischen allerlei Mittel erdacht, um auch die Beamten von einer Denunciation abzuhalten. Dieselben waren von Rechtsanwälten geprüft und für gut befunden worden. Zunächst wurde folgende Bescheinigung verlangt:

Jch, N. N. bescheinige hiermit, daß ich in guten Verhältnissen lebe, weiter keine Schulden habe und das geliehene Geld zu einer Badereise, (Geschäftsunternehmung, Beschaffung besseren Mobiliars) gebrauche. Sämmtliches Mobiliar ist mein unbeschränktes Eigenthum.

Meines Wissen habe ich solchen Schein niemals unterschrieben. Wer es aber that, für den war ein künstlicher Kriminalfall geschaffen. Der letzte Passus war fast immer unwahr, denn nach marktlichem Eherecht gehört das von der Frau mitgebrachte Mobiliar dieser allein. Als das Gericht diese Scheine als bedeutungslos verwarf, kam das Verpfänden der Gehalts- und Mietsquittungen auf. Gesetzlich ist das ja ohne Wert, denn Niemand kann etwas verpfänden, was er noch nicht besitzt, aber künstliche Kriminalfälle ließen sich hieraus auch schaffen. Die Agenten verlangten jetzt mit rührender Einstimmigkeit solche Quittungen, angeblich zur Legitimation. Dieselben wurden von den Geldgebern sorgfältig aufgehoben, um gelegentlich als Schreckmittel gebraucht zu werden. Solche Gehalts- und Mietsquittungen habe ich auch wiederholt hingegeben. Endlich, als auch dies nicht mehr recht genügend war, suchte man nach noch schlimmeren Dingen. In einer Versammlung, die nach Verurteilung eines Wucherers abgehalten wurde, beschloß man, unter allen Umständen unreelle Wechsel zu erlangen. Hiervon erhielt ich sofort durch einen der Agenten Kenntniß. Die nun folgenden Manipulationen waren hochinteressant. Bei jedem Beamten blieb jetzt plötzlich irgend wo eine Zahlung aus, auf die er sicher gerechnet hatte, und wodurch er in schreckliche Verlegenheit geriet. Plötzlich erschien ein Agent und brachte ihm die freudige Mitteilung, daß irgend ein Herr Cohn oder Levy ihm sofort die Geldsumme zu günstigen Zinsen geben werde, er möge aber eilen, denn es reflektire noch ein Anderer auf das Geld. Beide eilten nun zum Geldgeber, Dieser war bereit, verlangte aber noch eine Unterschrift, damit das Ganze mehr einen geschäftlichen Anstrich habe. Wer unterschreibe, sei ihm gleich, da ja die Person des Geldnehmers vollständige Sicherheit biete. Der Wechsel bleibe übrigens in seinen Händen. Jetzt entfernte sich der Geldsuchende, um schleunigst einen Bürgen zu beschaffen. Draußen aber stand schon ein anderer Agent, der auch das Geld haben wollte, wenigstens sagte der eigene Agent so und fing jetzt an, sein Sirenenlied zu singen. Er möge doch schnell

den Namen seines Freundes dort hinschreiben, könne sich ja nachträglich dessen Erlaubnis einholen, oder er möge irgend einen Namen hinschreiben, der im Adressbuch stehe. Vielleicht wartete zu Hause die hungrige Familie auf das Geld, vielleicht drohte der Wirt mit Exekution! Wehe dem, der sich fangen ließ! Bevor er noch bei seinem Freunde die nachträgliche Erlaubnis einholen konnte, war der Geldgeber längst bei diesem gewesen und hatte die Wechselfälschung konstatiert. Ich behaupte, daß in Berlin unter den Beamten unzählige solcher Wechselfälscher sind, die sich nun bis an ihr Lebensende ausbeuten lassen müssen und kein Wort sagen dürfen. Ob ich nicht auch in diese Neze gegangen wäre, wenn man mir nicht vorher Kenntnis gegeben hätte? Wer weiß es? So aber setzte ich diejenigen meiner Bekannten, welche mir näher standen, von diesen Dingen in Kenntnis. Wir schlossen einfach schriftlich Verträge, daß jeder den Andern bis zur Höhe von 600 Mark verpflichten könne. Aber unzählige Beamte haben ihren Untergang gefunden, so z. B. erst neuerdings der Lehrer Dasel. Er hatte Herrn Levyson einen solchen Wechsel gegeben, der ihn an den Geldgeber weiter gab, welcher sich sofort zu dem Bürgen verfügte, noch bevor Dasel ihn um seine nachträgliche Genehmigung hatte bitten können. Der Herr faßte die Sache sehr ernst auf und denuncierte sofort. Als Dasel später erschien, um die Erlaubnis einzuholen, war die Denunciation schon abgeschickt. Dasel sitzt jetzt in Blöthensee und verbüßt eine längere Strafe, da er sich nach seiner Amtsentsetzung durch die Not noch hat weiter treiben lassen. Er wird als vorzüglicher Lehrer gelobt und war dadurch in Schulden gekommen, daß er sich gezwungen sah, gegen seine Frau die Ehescheidungsklage einzuleiten.

Wollten alle Versuchungen nicht zum Ziel führen, dann wurde ein Versuch gemacht, der an raffinierter Schlaueit alle übrigen übertraf, und dem, das weiß ich sicher, unendlich viele zum Opfer gefallen sind.

Der Agent verabredete zur Geschäftsregelung eine Zusammenkunft in einem Wiener Cafe. Während er zum Geldmann ging, fand sich dort eine ganz hübsche, unzweideutige Dame ein, die ein Gespräch anknüpfte u. Wehe, wehe! Der arme Teufel, der hierauf hinein fiel, wurde von Zeugen abgefaßt, und der blutet noch ergebener und läßt sich bis ans Lebensende noch ruhiger ausbeuten, als alle sonst Gefesselten.

Ganz bezeichnend war mir die Aeußerung eines jüdischen Herren. Mir war von einem Kollegen wehe gethan worden, ich war darüber in Aerger und erzählte davon, als dieser Herr bei mir eintrat. Was sagte er? Geben Sie 100 M., und ich lasse ihn durch ein Frauenzimmer gründlich hineinlegen! Das ist Moral der Jetztzeit.

h. Beginn der behördlichen Verfolgungen. Rettungsversuche. Scheitern derselben in Folge verbrecherischer Handlungen behördlicher und Privatpersonen.

Es besteht die Vorschrift, daß ein Rektor größere Reparaturen nur vornehmen lassen darf mit Genehmigung des Hauskurators. Nun wurde ich durch einen Brief, den der Maurer Hertel überbrachte, von Herrn Ripberger aufgefordert, Reparaturen vornehmen zu lassen, die dann auch ausgeführt worden sind. Als die Rechnung später eingeschickt wurde, erhielt ich von der städtischen Schuldeputation ohne vorhergehende Vernehmung einen Verweis wegen eigenmächtiger Vornahme von Reparaturen. Ich schickte sofort einen Protest an die städt. Schuldeputation, dem ich den übrigens noch in meinen Händen befindlichen Brief des Hauskurators Herrn Ripberger beilegte. Herr Schulinspektor Dr. Jonas brachte mir den Protest aber am andern Tage wieder und gab mir den Rat, lieber zu schweigen. In dieser Sache werde ich ja Recht erhalten, aber ich möge die Feindschaft gegen mich nicht vergrößern, der ich schließlich doch unterliegen müsse. Herr Dr. Jonas meinte es damals sehr wohl mit mir. Ich folgte seinem Rat. Aber dieser erste kleine Anfang, in dem doch absolute Böswilligkeit schon zu entdecken war, denn auf Herrn Ripbergers Vortrag hin war der Verweis beschlossen worden, zeigte schon, was ich für die Zukunft noch zu erwarten hatte.

Uebrigens hatte auch der Brief des Herrn Ripberger eine kleine Geschichte. Der Maurer Hertel hatte sich denselben zurück erbeten, aber nachher, beim Ausmessen der Zimmer, in einer Klasse liegen lassen. Inzwischen war ich wiederholt nahe daran, mich aus den Händen der Wucherer zu befreien.

Ein Agent Zucker, der mir mehrere hochverzinsliche Darlehne bei einem Herrn Tiez besorgt hatte, teilte mir mit, daß der hochangesehene und reiche Graf Königsmarck zu Kamminitz bei Tuchel in Westpreußen schon viele Beamte aus schwerer Lage befreit habe. Der Sekretär desselben, Herr Schuster, sei von Zucker ein Neffe, an diesen möge ich mich unter offener Darlegung meiner Lage wenden. Herr Zucker und ich machten eine Aufstellung meiner gesammten Verpflichtungen nebst den bisher gezahlten Zinsen. Herr Zucker verzeihete dann nach längerer Rücksprache mit mir neben jedem Gläubiger die Geldsumme, die derselbe zur vollen Abfindung erhalten sollte. Auf meine Einwendung, daß ähnliches schon öfter versucht, aber an der Hartnäckigkeit der Gläubiger gescheitert sei, lachte er und meinte: Ich werde mit denselben schon fertig werden! Die nothwendige Summe wurde auf 4000 Mk. festgestellt. Der Herr Graf war zur Hergabe des Darlehns zu niedrigem Zinsfuß, 6 pSt. (bisher hatte ich zwischen 60 u. 200 pSt. bezahlt) mit mäßigen Abzahlungsraten bereit. Ich mußte die nöthigen Sicherheiten stellen, und da der Herr Graf in jenen Tagen in Berlin war, begab ich mich mit Herrn Zucker zu ihm, wo derselbe diesen, der doch mit dem geschäftlichen Leben bekannt sei, aufforderte, die Regulirung zu übernehmen. Dann gab er einen Chek über 4000 Mk. an die

Kurmärkische Ritterschafsbank in meine Hände, ich gab denselben an Herrn Zucker, und wir erhoben das Geld. Die Darstellung der nun folgenden Vorgänge entspricht, so weit mein Gedächtnis mich nicht im Stich läßt, wörtlich der beeideten Aussage, die ich im Bucherprozeß gegen Zucker im vorigen Jahr gemacht habe: „Einen Teil des Geldes, den ich nicht mehr genau angeben kann, übergab mir Herr Zucker zur Ablösung all der kleinen Verbindlichkeiten, die ein Handeln nicht zuließen. Das übrige behielt Herr Zucker an sich. Am andern Tage setzte er sich mit 2 Gläubigern, Mielenz und Keller, in Verbindung. Er bedrohte dieselben so sehr, daß beide ihre Forderungen für viel kleinere Summen herausgaben, als wir selbst aufgezeichnet hatten, Herr Keller erhielt etwa die Hälfte, Frau Mielenz für 910 Mk. = 91 Mk.

Es kam dabei zu harten Auftritten, Frau Mielenz weinte und schrie und mir wurde die Situation schauerlich, so daß ich Herrn Zucker selbst bat, doch das von uns ausgesetzte Geld zu zahlen. Damit kam ich aber schlimm an. Er erklärte, ich weiß nicht mehr, ob in der Gegenwart der Frau Mielenz oder des Herrn Keller: Wenn Sie sich unterstehen, noch ein Wort in diese Angelegenheit hinein zu reden, so schicke ich sofort das Geld an den Herrn Grafen unter Darlegung der Sachlage zurück!“

Beide nahmen schließlich das Geld und gaben den Schuldtitel heraus. Dies waren nach meiner Meinung die hartnäckigsten Gläubiger, und Herr Zucker erklärte, daß er mit den anderen nun leichtes Spiel habe. Auf Rat des Herrn Zucker schrieb ich an den Herrn Grafen noch an demselben Abend einen Dankesbrief, in dem ich ihm mitteilte, daß die Angelegenheit nach Befriedigung der schlimmsten Gläubiger schon so gut wie erledigt sei, und ich hoffe, sogar noch etwas Geld übrig zu behalten.

Herr Zucker kam dann nicht mehr wieder und ist an keinen Gläubiger mehr heran getreten.

In dem Prozeß Kortum hat Herr Zucker selbst beschworen, daß er noch Ende Dezember 1882 oder Anfang Januar 1883 das Königsmarksche Geld in der Tasche gehabt habe. Wieviel er behalten hat, kann ich nicht genau angeben, da ich nicht mehr genau weiß, wieviel er mir gegeben hat. Außerdem hatte ich ihm auch eine Entschädigung von 500 Mk. versprochen. Ich will daher nur eine ganz niedrige Summe, 1100 Mk., als zurückbehalten angeben.

Angeklagter Zucker: daß ich selbst das beeidigt haben soll, ist absolut unwahr!

Jch: Herr Präsident, ich bitte um Urlaub von einer halben Stunde, dann sind die Akten zur Stelle.

Präsident Friedländer: Zeuge, ich verweise sie zur Ruhe. Die ganze Angelegenheit steht gar nicht zur Verhandlung. Kommen Sie endlich zur Sache!

Als ich Zucker zur Rede stellte, erklärte er: Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß ich doch mit dem Gelde nicht auskomme. Ich habe eingesehen, daß Sie dem Grafen falsche Vorspiegelungen gemacht haben. Ich werde daher das Geld behalten und ein Papiergeschäft damit anfangen, an dem großes Geld ver-

dient wird. Dann werde ich Ihre Schulden bezahlen. Wollen Sie denunciren oder an den Grafen schreiben, steht es Ihnen frei. Aber ich habe tief genug in Ihre Verhältnisse geblickt, weiß auch genau, wie die Behörde anderweitig über Sie denkt. Sie sind dann verloren, aber ich nicht!

Ich zahlte dem Herrn Grafen am Fälligkeitstage die ersten 300 Mk., dann nahm ich den Sohn seines Sekretärs in Pension, für den jährlich 240 Mk. gezahlt wurden, die wenigstens die Zinsen deckten. Dadurch wurde aber wieder die bisher so äußerst knappe Lebensführung in der Familie unmöglich. Der Knabe mußte doch in seinen einfachsten Bedürfnissen befriedigt werden, und die Zurücksetzung meiner eigenen Kinder hinter diesen hätte auch nicht gut gethan.

Ich hatte 4000 Mk. Schulden mehr, ohne erlöst zu sein. Noch ein Versuch wurde gemacht. Ein Freund von mir, ein Jude, Herr Grohn, der meinen Antisemitismus kannte und — billigen mußte — hatte die ganze Entwicklung in der Gohrschen Familie mit angesehen, und dieser unternahm ganz auf eigene Faust einen sehr hoffnungsvollen Rettungsversuch ohne jede eigennützige Absicht, und dieser war um so aussichtsvoller, als er die Crystellersche Angelegenheit, die ich durch Klage schließen wollte, auch friedlich erledigen wollte und bei seinen persönlichen Beziehungen auch konnte. Er begab sich zu einem Verwandten, dem vielfachen Millionär Herrn Weisbach in der Tiergartenstraße, und dieser stellte eine Geldsumme, gar nur zu 4 pCt. in Aussicht, alle Wucherschulden abzulösen. Er verlangte aber ein Zeugnis von mir über meine Amtsführung. Letzteres erbat ich von dem Herrn Schulinспекtor Dr. Jonas, und dasselbe fiel mehr als glänzend aus. Dies Zeugnis erhielt ich an einem Sonntage und brachte es dem Herrn Weisbach sofort. Am nächsten Dienstag Nachmittag um 5 Uhr sollte ich das Geld holen. Am Sonntag Abend setzte ich mich in mein Amtszimmer und stellte mit peinlicher Genauigkeit meine sämtlichen Verbindlichkeiten auf, über die ich seit einigen Monaten, — es muß leider gesagt werden, — selbst alle Ueberzicht verloren hatte.

Mit Einschluß der Crystellerschen Forderung, die ich aber für zweifelhaft ansah, waren es über 20 000 Mk., wovon die Wucherschulden mit etwa 3000 Mk. zu tilgen waren. Diesmal hatte ich schriftliche Versprechungen von den Wucherern eingefordert. Diese Aufstellung verschloß ich in den Tischkasten meines Amtszimmers, in welchem ich auch verschiedene Manuskripte aufbewahrte, so besonders einen schwerwiegenden Leitartikel für eine Zeitung. Am andern Morgen waren Aufstellung und Manuskripte verschwunden, der Tischkasten aber wieder verschlossen. Am Dienstag früh erhielt ich einen Brief von Herrn Weisbach, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß Herr Dr. Jonas ihm geschrieben habe, meine Schuld betrage so und so viel, wobei die durch die Aufstellung vom Sonntag Abend festgesetzte Summe bis auf die Einer genau angegeben war. Er glaube nicht, daß ich mit der erbetenen Summe auskomme, trotzdem ich dies behauptet habe, und da er zugleich erfahren habe, daß ich mich in Verbindungen eingelassen habe, die ihm nicht sympathisch seien, so müsse er be-

dauern pp. Ich ging zu Herrn Dr. Jonas und erfuhr, daß Herr Ripberger ihm die genaue Zahl gestern mitgeteilt habe. Auf meine Frage, ob er denn für die Richtigkeit der Angabe irgend welche sicheren Beweise besessen habe, da er doch auf bloße Redensarten hin, so weit ich ihn kenne, unmöglich die Zukunft einer ganzen Familie, deren Vorfahren noch dazu mit seinen eigenen in engsten Beziehungen gestanden hätten (er gehörte mütterlicherseits der Familie des Grafen Schwerin an, von der meine Vorfahren seit Jahrhunderten abhängig waren), vernichten könne, antwortete er: Ja. Auf meine zweite Frage, ob ihm vielleicht ein Schuldverzeichnis von meiner eigenen Hand vorgelegt sei, antwortete er garnicht. So viel war klar, Herr Ripberger hatte das gestohlene Schriftstück, folglich auch die gestohlenen Manuskripte, die allerdings mancherlei nicht sehr sympatische Sachen enthielten, in der Hand, aber wie war er in der Zeit von Abends 11 Uhr bis Morgens 7 Uhr in den Besitz derselben gekommen? Der einzige, der zum Amtszimmer Zutritt hatte, aber keinen Schlüssel zum Tischkasten besaß, war mein neuer Schuldiener Augustin. Er wollte aber von nichts wissen. Ich ging daher zu seinen früheren Rektoren, und was diese von ihm aussagten, war für mich ausreichend. Er hatte sich überall etwas zu Schulden kommen lassen, war nebenbei Polizeividigant gewesen, hatte dies Nebenamt auf Verbot der Behörde nur nominell niedergelegt und sollte schließlich entlassen werden. Die Kollegen waren erstaunt, daß man ihn gleichwohl zu mir geschickt habe. Ich wußte genug.

Herr Ripberger war am andern Tage verreist und für mich nicht zu sprechen. Bald nach seiner Rückkehr verbreitete sich die Kenntniss meiner Lage wie ein Lauffeuer durch die ganze Nachbarschaft. Die Wirkung war aber nicht die gewollte. Ich hatte mir an meiner Schule, der 119. Gemeindeschule in der Königsbergerstraße, inzwischen eine angenehme Stellung verschafft und war auch allmählich den Eltern meiner Schulkinder bekannt geworden. Ich hüßte nicht im Geringsten an Achtung ein, habe nie eine böje Bemerkung hören brauchen, und wie ich zahlreich von Lehrern aus allen Stadtgegenden aufgesucht wurde, die meine Hülfe in Examenangelegenheiten in Anspruch nahmen, so auch von allen möglichen Personen der Nachbarschaft, die meinen Rat in allen möglichen Dingen erbaten. Es ist in den ganzen vier Jahren nicht vorgekommen, daß bei Streitigkeiten zwischen Eltern und Lehrern sich erstere oder letztere mit meiner Entscheidung nicht zufriedengestellt und die Behörde angerufen hätten. In dieser Beziehung war jeder Versuch, mir zu schaden, vergeblich, und bei der nächsten Wahl wählte dreiviertel des Bezirks konservativ.

Herr Ripberger selbst fiel bei der nächsten Stadtverordnetenwahl durch, doch wurde ihm dann in einer 1. Abt. eines ganz fremden Bezirks wieder ein Mandat übertragen.

Durch die umherfliegenden Gerüchte aber haben sich später unter der Hand verschiedene Lehrer und Lehrerinnen veranlaßt gesehen, für mich Schritte zu thun, und einer derselben war auch von Erfolg begleitet.

Eine hochachtbare, mir bis dahin unbekante Dame, Frau Oberforstmeister Arendt, hatte sich durch Mitglieder meines Lehrer-

kollegiums veranlaßt gefühlt, meine Auslösung in die Hand zu nehmen, verlangte aber ebenfalls ein amtliches Zeugnis. Diesmal machte ich es klüger. Ich ging zu meinem höchsten Chef, dem Stadtschulrat Professor Dr. Bertram. Dieser Herr, obgleich persönlich liberal, hat niemals etwas anderes im Auge gehabt, als das Emporblühen des Berliner Schulwesens, und politische Erwägungen irgend welcher Art hat er niemals bei Beurteilung eines Direktors oder Lehrers obwalten lassen. Die ganze Berliner Lehrerschaft verehrt ihn als einen absolut lauterem, edlen Charakter, und sein Bild leuchtet in dieser Zeit der dunklen Nacht wie ein ruhiger und klarer Stern und wird noch leuchten in kommenden Jahrhunderten. Diese Worte schreibe ich mit schwerem Herzen nieder, denn ein Lob aus meinem Munde?! Ich will aber die ganze Wahrheit sagen, unbekümmert um alles Andere, und diesem Mann, an den sich kein Tadel heranwagt, kann sogar mein Lob nicht mehr schaden. Ja, was wäre das Berliner Schulwesen, wenn es von dieser Seite her allein geleitet würde

Ich erhielt das erbetene Zeugnis, demnächst das Geld, ein Lehrer der Schule war bei der Regulierung behülflich, nur noch etwa 4000 Mk. Bucherschulden waren zu decken, wozu die noch vorhandenen 1000 Mk. ausreichten. Unterbrochen wurde unsere Thätigkeit durch das öffentliche Schalexamen. Am Morgen dieses Tages gab ich den vorhandenen letzten Tausendmarkschein heraus, damit mein Schwiegervater ihn später in der Post einwechsle. Am Nachmittage wollten wir dann die weitere Regelung vornehmen. Es ist allgemein üblich, daß die Direktoren an diesem Prüfungstage der Prüfungskommission, die aus dem Schulinspektor, dem Hauskurator und einigen Stadtverordneten, sowie den benachbarten Schulkommissionsvorstehern besteht, ein Frühstück geben. Meine Frau hatte sich an diesem Tage, der für sie ja viel Arbeit in sich barg, und da sie damals trotz der zahlreichen Kinderschaar ein Dienstmädchen nicht hatte, eine Frau Schwung zu Hilfe genommen, die bei dem Schuldiener Augustin wohnte. Daß für eine Frau, die sonst fast niemals Gäste bei sich sieht, an solchem Tage die Aufregung groß ist, kann sich jeder denken. Als nach Beendigung des Frühstücks der Schwiegervater das Geld wechseln wollte, waren die tausend Mark fort. Auf Frau Schwung allein konnte Verdacht fallen, aber sie leugnete hartnäckig. Erst nach Wochen kam in diese Angelegenheit Licht. Augustin, der kurz vorher sich in schwieriger Lage befand, machte plötzlich große Ausgaben. Er lud große Gesellschaften zu sich, bei denen es hoch herging, kleidete die ganze Familie gut ein, auch konnte ich feststellen, daß er Schulden bezahlt hatte. Augustin war aber gar nicht in meine Wohnung gekommen. Es blieb sonach nur die Annahme übrig, daß Frau Schwung, wahrscheinlich schon vorher von Augustin aufgefordert, die Gelegenheit zu einem Diebstahl zu erspähen, das Geld entwendet und Augustin gegeben habe.

Bevor ich aber zum Außersten schritt, rief ich diesen in mein Amtszimmer, führte ihm alle Verdachtsmomente vor Augen und forderte ihn auf, wenigstens das noch vorhandene Geld heraus zu

geben, in welchem Falle ich schweigen wollte, was ich um so mehr thun konnte, als Augustin verjezt werden sollte, und zwar an die Schule des Rektors Bombe. Warum gerade dorthin, weiß ich nicht. Da dieser aber auch antisemitischen Anschauungen huldigte, giebt das Nachfolgende auch darüber Licht.

Augustin lehnte Alles ab, und als ich anfang, Drohungen auszusprechen, nahm der bis dahin kriechend freundliche Mann plögl. eine ganz andere Haltung an. Er meinte: „Seien Sie ganz ruhig, denn sonst geht es Ihnen auch bald an den Kragen. Ich habe von Herrn Ripberger schon lange den Auftrag, Sie überall zu beobachten und auch in die Vereine zu gehen, wenn Sie dort Reden halten. Darum bin ich schon Mitglied des konservativen Vereins „Ost-Berlin“ bei Krampf geworden. (Herr Krampf war der Vorsitzende dieses Vereins.) Ich habe auch Geld bekommen, daß ich das christlich-soziale Korrespondenzblatt lesen kann, das habe ich öfter liegen lassen, damit Sie es sehen. Herr Ripberger hat auch schon manches von Ihnen bekommen, was Sie noch gar nicht wissen. Die Papiere, welche Ihnen fortgekommen sind, habe ich Herrn Ripberger gegeben, da er mich dazu aufforderte. Wenn ich Sie abkriege, dann bekomme ich eine Schuldienerschaft am Köllnischen Gymnasium, wo ich noch Bier verkaufen kann. Lassen Sie mich in Ruh, dann lasse ich Sie auch in Ruh! Auf dem Rathaus sagen sie alle, daß es mit dem Tausendmarkschein nur Mumpitz ist.“ Die letzte Bemerkung wurde sein Unglück. Bis zu einer gewissen Grenze kann ich alles ertragen. Ist diese aber überschritten, dann hören für mich alle Rücksichten auf. Ich ging sofort nach der Polizei, gab den Thatbestand zu Protokoll, und Diebin und Hehler wurden noch an demselben Abend verhaftet. Beide leugneten; aber Frau Schwung hat noch an demselben Abend unter Thränen ein reumütiges Geständnis abgelegt. Sie hat den Schein dem Schwiegervater, der ja mit demselben zum Wechseln nach der Post gehen sollte, aus dem Notizbuch herausgenommen, das er in der Seitentasche seines Jaquets stecken hatte, während derselbe sich mit meinem kleinen Söhnchen beschäftigte. Den Schein hat sie dann, als sie meiner Frau etwas einholen mußte, an Augustin gegeben. Letzterer hat denselben behalten, und als sie von dem Gelde auch etwas abhaben wollte, mit sofortigem Hinauswerfen gedroht. Augustin leugnete Alles, und erst der Kriminal-Kommissarius Maaf konnte ihn nach Wochen überführen. Augustin hatte in einem entfernten Lokal seinen Schwager getroffen, ihm eine Handvoll Hundertmarkscheine gezeigt und gesagt: „So lange hast Du mir geholfen, nun kann ich Dir auch helfen!“ Dies hatten Zeugen gesehen, und als der Schwager eidlich vernommen wurde, sagte er trotz des Verwandtschaftsverhältnisses sofort die volle Wahrheit. Bei der Haussuchung in Augustins Wohnung wurden hunderte von Büchern gefunden, die nebst einigen Manuskripten teils mir, teils den Schulkindern, teils seinen früheren Rektoren abhanden gekommen waren. Augustin wurde zu 1³/₄ Jahren, Frau Schwung zu ³/₄ Jahren Gefängnis verurteilt.

Alle Freunde, auch die beteiligten Kriminal-Kommissarien, gaben mir den dringenden Rat, mich bei meinen Zeugenaussagen

streng auf die vorliegende Anklage zu beschränken und des Vorfalles mit behördlichen Personen nicht zu erwähnen, um nicht unverföhnliche Feindschaft zu schaffen, da man mich nach diesem Prozeß, zu dem auch die städtische Schuldeputation einen Deputierten entsendet hatte, schon in Ruhe lassen werde. Ein Jahr lang ist dies auch wirklich geschehen, dann aber hatte es Herrn Ripberger gefallen, in einem öffentlichen Lokal vor mehreren Lehrern zu erzählen, ich sei wegen Wechselfälschung verhaftet worden, was er aus amtlichen Quellen wisse. Ich war zu jener Zeit bereits aus dem Osten nach dem Norden verjezt. Diese Nachricht verbreitete sich in wenigen Tagen über ganz Berlin. Frühere Schüler und Schülerinnen, meine Freunde, vor allen Dingen aber sämtliche Gläubiger aus allen Stadtgegenden kamen in meine Wohnung, um Näheres zu erfahren. Meine Bekannten auf der Straße gingen mir aus dem Wege. Ich war ja augenscheinlich noch frei, aber das mußte Sinnestäuschung sein. Den Urheber dieses schändlichen Bubenstückes, den Stadtverordneten Herrn Ripberger, der mit seinen politischen Freunden in der städtischen Schuldeputation jeden Augenblick Majoritätsbeschlüsse herbeizuführen vermochte, konnte ich erst später feststellen. Der Vorsitzende des Berliner Lehrervereins, Herr Gallee, ein entschieden liberaler, aber durchaus ehelicher Mann, hatte diese Sache so empörend gefunden, daß er mir den Urheber und die Zeugen bezeichnete, und zwar unter seiner vollen Verantwortlichkeit. Ich hätte klagen können, aber was hätte diese einzelne Klage genützt? Ich dachte: Leg's zum übrigen! Inzwischen war auch das Unglück in meiner Familie Stammgast geworden. Von den neun Kindern starben allmählich fünf, die übrigen vier und meine Frau hatten wiederholt schwere Krankheiten zu bestehen. Das schwerste Unglück traf mich gerade in der Zeit, als die Verwirrung am größten war. Ich hatte einen ganz prächtigen Jungen, Benno, der an einem schweren katarthalischen Leiden erkrankte. Bei den Erkrankungen in der Familie hatte ich früher schon nach und nach drei der mir bekannten und politisch befreundeten Ärzte um Hilfe gebeten. Ich konnte keinem bezahlen; dieselben haben jahrelang auf das Honorar für ihre Mühewaltung warten müssen. Ich konnte es daher nicht wagen, einen der Herren um seinen Besuch zu bitten. Als ich es möglich machte, einen Arzt zu beschaffen, war Hilfe zu spät. Aus dem Katarth hatte sich ein Lungenleiden entwickelt, das nach eineinhalbjähriger Krankheit den Tod herbeiführte. Endlich schien sich die entscheidende Wendung im Jahre 1885 vorzubereiten. Ein jüdischer Agent brachte mich zu dem mir bis dahin unbekanntem Herrn Aron Meyer. Dieser erklärte mir, daß er mich aus meiner Situation sehr schnell und gründlich befreien werde. Er sei von Jugend an aufs engste befreundet mit dem Geheimen Hofrath Herrn Manché im geheimen Zivilkabinet Sr. Majestät des Kaisers. Er habe viele Jahre bei ihm gewohnt und komme noch täglich mehrere mal mit ihm zusammen. Derselbe werde schon einen Ausweg finden, für mich eine mehr als ausreichende Summe zu schaffen. Es käme dabei auf 10 000 Mark mehr gar nicht an, die allerdings anderweitige Verwendung finden würden. Ich war natürlich mit

Allem einverstanden. Es bildete sich ein Komitee von sechs hochachtbaren Herren. Dieselben verfaßten ein vertrauliches Anschreiben, das vervielfältigt und an bekannte Personen versandt wurde. Der Erfolg blieb aber aus. Einem Gläubiger sind etwa 200 Mark ausgezahlt worden. Ich selbst erhielt 120 Mark, dann beim Tode eines meiner Kinder noch einmal 20 Mark. Die 120 Mark sind sicher aus der eigenen Tasche des Komiteemitgliedes gekommen. Schließlich habe ich mich mit dem Anschreiben selbst in Begleitung des Herrn Meyer, der die Beziehungen des Herrn Manche kannte, an einige reiche Leute gewandt, und darauf etwa 500 Mark erzielt, mit denen ich immerhin meine Lage verbessern konnte. Als mir aber schließlich mehrere Herren sagten, sie wären in derselben Sache schon von anderen Personen! in Anspruch genommen worden, habe ich mich um die ganze Angelegenheit nicht weiter gekümmert. Mehrere Komiteemitglieder meinten es ja recht gut, aber der Urheber verfolgte rein selbstsüchtige Interessen, für die meine Person nur einen Deckmantel abgeben sollte. Ich konnte daher den übrigen Komiteemitgliedern für ihren guten Willen wohl herzlich danken, nicht aber Herrn Manche und Herrn Meyer. Ersterer hatte von meinen Gefinnungen durch unbekannte Personen erfahren und hat seitdem gegen mich sehr lange in absichtlich feindseliger Gesinnung gehandelt. Er verhehlte mir den Grund auch keinen Augenblick. Letzterer wollte mich schließlich dazu benutzen, mit reichen Leuten Beziehungen anzuknüpfen, bei denen er keinen Zutritt finden konnte, ihn dann dort einzuführen, worauf er mit denselben Verhandlungen anknüpfen wollte behufs Beschaffung von Titeln u. Darauf wollte er von den Leuten einen großen Vorschuß verlangen. Dies Geschäft erschien mir denn doch nicht zweifelsohne, und ich lehnte dasselbe entschieden ab, obgleich, wie sich jeder sagen kann, schweren Herzens. Später aber machte ich Wahrnehmungen, aus denen ich schließen mußte, daß Herr Meyer dies Geschäft schon jahrelang und im Großen betrieb, und daß er durch Herrn Manche auch wirkliche Erfolge erzielte. Daß ein hoher deutscher Beamter sich zu solchen Dingen hergeben könne, war mir solange unbegreiflich, bis mir Herr Meyer über Herrn Manche Genaueres mittheilte. Demnach ist Herr Manche jüdischen Stammes. Sein Großvater hieß Moses, hat seine Religion gewechselt und den Namen Manche angenommen, aus dem dann später Manche wurde. Durch irgend welchen Einfluß ist er in diese hochverantwortliche Stellung gekommen, welche es ihm ermöglicht, gegen gutes Geld seinen jüdischen Stammesgenossen Titel und Begünstigungen zu verschaffen. Die Mittelsperson war Herr Meyer, der von diesem Geschäft lange Jahre gelebt hat. Derselbe war aber schließlich wegen mehrerer Spieleraffären wohl in seinen eigenen Kreisen etwas persona minus grata geworden, und nun kam es mir vor, als wenn man mich dazu gebrauchen wollte, eine Mittelsperson abzugeben. Die Willenskraft habe ich trotz meiner schrecklichen Nothlage besessen, mir daraufhin keinerlei Geldsummen zu verschaffen. Nur einem Herrn Thomas von der Firma Keiling & Thomas habe ich dies ganze Verhältnis erzählt; derselbe ist darauf zu Herrn Manche gegangen, und was sich dort zugetragen hat,

werde ich weiter unten erzählen. Vielleicht würde eine ganze Anzahl jüdischer Kommerzienräte, z. B. die Herren D. Levin, Jacob Landsberger, Jacob & Valentin, für den Geh. Kommerzienrat Mannheimer, Friedländer, Pincus u. a. m. hierüber nähere Auskunft geben können. Es würde sich noch Manches feststellen lassen, da viele Eingaben Herr Meyer selbst geschrieben hat. Alle Manipulationen des Herrn Manché beruhten auf einer genauen Kenntnis Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. — Kaiser Wilhelm I. hatte ein so mildes Gemüt, daß er Bitten, die zu ihm persönlich gelangten, fast nie abschlagen konnte. Unerbittlich war er nur in drei Dingen, nämlich bei militärischen Vergehen, Vergehen adliger Personen und Sittlichkeitsvergehen, besonders an schulpflichtigen Kindern begangenen. In allen anderen Dingen gewährte er fast jede Bitte. Es gehen aber täglich im geheimen Civilkabinet ganze Waschkörbe voll Bittschriften ein, und das geheime Civilkabinet ist dazu da, diese Briefe zu ordnen und entsprechend zu behandeln. Dieselben gehen an die entsprechenden Behörden zur Begutachtung, kommen dann zurück und werden, sofern das Gutachten ein günstiges ist, durch den vortragenden Rat Sr. Majestät zur Entscheidung vorgelegt. Weil jedes Gesuch, das der Kaiser einmal in Händen gehabt hatte, so gut wie bewilligt war, so erstattete jede Behörde, falls dies Thatfachen nicht unmöglich machten, gern einen günstigen Bericht, sobald Se. Majestät mit Blauzettel darauf bemerkt hatte z. B. W. (das soll heißen zum Bericht Wilhelm), denn jede Behörde sah ja schon hieraus, daß Se. Majestät das Schriftstück vorher in der Hand gehabt habe. Se. Majestät suchte die oberen Beamten des geheimen Civilkabinet in jeder Weise gegen Versuchungen sicher zu stellen. Er gab denselben zu ihrem Staats-Einkommen noch freie Wohnung aus eigenen Mitteln. Auch sonst sind alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wenn z. B. ein Gesuch um Ernennung zum Kommerzienrat eingeht, so wird dasselbe ans Ministerium, von da zum Oberpräsidenten, von da ans Polizeipräsidentium geschickt. Dieses läßt einerseits durch die Revier-Polizei, andererseits durch einen Polizeirat, bis vor Kurzem durch den Polizeirat Greif, Recherchen anstellen über folgende Dinge: 1. sittliche Führung, 2. Bestrafung, 3. militärische Verhältnisse, 4. Vermögen, 5. Verdienste um die Industrie oder den Handel des Vaterlandes, 6. Wohltätigkeit, 7. Bildung. Zu allem Ueberflus werden dann noch die Aeltesten der Kaufmannschaft um ein Gutachten angegangen. Man sollte meinen, daß Durchstechereien hier ganz undenkbar wären. Aber Herr Manché hat seinen Freunden doch nützen können. Er machte es einfach möglich, solche bevorzugten Gesuche in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen, bevor sie zur Recherche gingen. Stand dann das W. darauf, so war dies selbstverständlich schon ein großer Gewinn. Unwürdige konnten ja niemals Kommerzienrat werden oder einen Orden bekommen, aber unter den sehr vielen Würdigen genossen doch die mit z. B. W. einen großen Vorzug. Man kann es ja reichen Leuten nicht übel nehmen, daß sie nach einem Titel streben, der so viele Vorzüge ausdrückt, und es hat ja auch niemand Schaden davon, auch das würde noch kein Unglück

sein, wenn nachträglich sie den mitwirkenden Personen ihren Dank durch die That bezeugen würden, obgleich Beamte keine Geschenke annehmen sollen, aber Herr Meyer hat sich große Vorschüsse geben lassen, diese dann an Herr Mauche abgeführt, und das ist schwer zu tabeln. Viele haben dann ihr Ziel doch nicht erreicht und aus Furcht vor der Deffentlichkeit ihr Geld nicht eingeklagt. So etwas wäre nicht möglich, wenn Männer deutschen Stammes in allen Vertrauensstellungen wären. Hier hat man sich durch die christliche Religion des Herrn Mauche täuschen lassen, und nach seiner Abstammung, zumal er sich als Franzose verpuppt hatte, nicht gefragt. Hoffentlich gelangen keine Personen jüdischen Stammes fernerhin in Vertrauensstellungen.

Zur Aufstellung solcher ungeheuerlichen Behauptung gehören natürlich unanfechtbare Beweise. Einige davon will ich bringen.

Ich war Zeuge eines Gespräches, das ein Herr Valentin (Schwiegersohn des Kommerzienrats Herrn B. Mannheimer) in Gegenwart seines Kompagnons Herrn Jakob mit Herrn A. Meyer führte. Herr Valentin sagte ungefähr wörtlich Folgendes:

Es ist ja richtig, daß wir Kinder den dringenden Wunsch haben, unsern Schwiegervater zu seinem Jubiläum zum Geheimen Kommerzienrat befördert zu sehen. Aber alles hat doch seine Grenzen. Herr v. Madai sagt alle Tage, daß es nun bald so weit ist, und doch geschieht nichts. Frau Greif besucht uns bald alle Tage und will haben, aber es hilft auch nichts.

„Da ging es mit meinem Schwager doch viel schneller!“

Aus diesen beiden Aeußerungen ging hervor, daß die beiden hohen Beamten ebenfalls in schlimmer Lage sein mußten. Ich war einem jüdischen Herrn Stadhagen Geld schuldig. Derselbe hatte bei mir eine Pfändung vorgenommen.

Es war zu der Zeit, als sich das Komitee bildete, 1885. Ich bat Herrn Meyer, zu ihm zu gehen und mir Frist zu erwirken. Im vorigen Jahr, also 1888, teilte mir Herr Stadhagen, dem ich inzwischen nach und nach einen großen Teil seines Guthabens abbezahlt hatte, Folgendes mit:

Stehen Sie noch mit Meyer in Verbindung? Nein. Na, das ist auch nicht der beste Bruder. Er rühmte sich mir gegenüber, alles durchsetzen zu können, da hat ihm denn mein Sohn, der Kassierer bei Bürenstein ist, 12 000 Mk. gegeben und noch mal so viel versprochen, wenn Bürenstein Kommerzienrat wird. Es ist aber nichts geschehen. Wir werden die 12 000 Mk. wieder eintreiben müssen. Wollen Sie ihm das sagen? Nein.

Als ich einmal, etwa vor 2—3 Jahren, mein Gehalt auf dem Rathause erhob, stand Meyer bereits da und erwartete mich. Er verlangte von mir dringend eine Summe von 200 Mk., da er heute Miete zahlen müsse und in den allergrößten Sorgen sei. Er versprach bestimmt, dieselben bald zurück zu geben. Ich gab die 200 Mk., und er erzählte mir folgende Geschichte: Ein Häringshändler Scherz, Präsidentenstraße wohnhaft, habe mit großen Summen falliert.

Ein Stettiner Haus habe wegen Vorlegung falscher Bücher, wodurch es sich zum Kreditgeben veranlaßt gesehen hätte, denunciirt, und Scherz habe 9 Monate Gefängniß erhalten. Die Mutter des Herrn Scherz sei mit ihm aus alten Zeiten her bekannt und habe ihm die Sache in die Hand gegeben. Er habe sofort ein Begnadigungsgesuch bei Herrn Manche eingereicht, und dieser habe ihm eine amtliche Bescheinigung darüber gegeben, die er sofort bei der Staatsanwaltschaft abgegeben und dadurch Aufschub des Strafvollzuges bewirkt habe. Herr Manche habe nun das Gesuch zum Bericht gebracht. In den nächsten Tagen möge ich ihn zu Scherz begleiten, dort erhalte er Geld und werde mir meines wiedergeben. Ich konnte die 200 Mk. selbstverständlich nur höchstens 3 Tage entbehren. Dann ging ich zu Meyer. Er hatte eine Mitteilung von Herrn Manche in der Hand, daß das Gesuch zum Bericht gegeben sei; diese nahm er mit zu Herrn Scherz hinein, während ich vor der Thür blieb. Als er wieder erschien, gingen wir in eine Konditorei, die dort in der Nachbarschaft ist, und er holte eine mir nicht übersichtliche Menge von Papiergeld aus der Tasche, wovon er mir 100 Mk. gab. Mehr wollte er dabei nicht übrig haben, da der gesammte Betrag von ihm an Herrn Manche abgeliefert werden müsse, der ihm dann nicht mehr abgebe, als er notwendig gebrauche.

Den Rest habe ich dann in 2 Jahren erst zum Teil in Raten von 1—3 Mk. zurück erhalten.

Dabei hatte Herr Meyer eine fürstliche Wohnung, Fürbringerstraße Nr. 18, Dienstmädchen, Amme, und seine Familie fuhr nie anders, als in einer Droschke I. Kl.

Ferner erfuhr ich durch ihn, daß ein sehr bedeutender und in den Kreisen der feinen Welt wegen seiner Keellität und absoluten Gleichgültigkeit, mit der er Hunderttausende verlor oder gewann, hoch angesehenen Spieler Reuter durch Herrn Manche auf seine Vermittelung hin einer schweren Strafe entzogen sei. Ich legte auf diese Mitteilung nur geringen Wert. Im vorigen Jahr aber, als Herr Meyer zugleich mit einem Kriminalkommissarius Trommer angeklagt war, wovon damals alle Welt sprach, erzählte mir ein ehemaliger Kriminalbeamter, daß Meyer sich immer in diesen feinen Spielerkreisen bewegt und dort schon ein unermesliches Vermögen verspielt habe.

Er habe später der Polizei heimlich Nachricht gegeben und sich in der verhängnisvollen Stunde rechtzeitig entfernt. Die Mitteilung ging mir durch Mark und Bein. Ich weiß recht gut, daß sich der Mensch in Zeiten schrecklicher Not manches erlaubt, was er in anderer Lage nicht thäte, aber harmlos vertrauende Leute, auch wenn sie auf dem Wege Unrechts sind, heimlich verraten, doch mit ihnen äußerlich gut Freund bleiben, dann seine Verbindung benutzen, um ihnen gegen schweres Geld Hülfe zu schaffen, nein, das kann kein Deutscher, auch wenn er Verbrecher ist. Künstlich wurden Verbrecher gezeugt, um ihnen dann gegen schweres Geld Begnadigung zu schaffen. Vollständig und ganz lernte ich die Herren aber in folgendem Fall kennen.

Nabe bei meiner Schule befindet sich die Fabrik von Keyling und Thomas, die 600—700 Leute beschäftigt. Die Arbeiter der Fabrik fühlen sich zufrieden, und die Kinder derselben zeichnen sich in der Schule durch gute Kleidung und Ernährung vor andern Kindern aus. Auch ist in der ganzen Gegend bekannt, daß beide Herren viel Gutes thun. Ich erhielt in früheren Jahren 20 Mk., die ich von Herrn Thomas in Empfang nahm, später noch mehr zur Bekleidung armer Kinder. Mit diesem Herrn Thomas kam ich vor etwa 3 Jahren in ein längeres Gespräch, aus dem ich zunächst erfah, daß er sich der antisozialistischen Partei zuzählte und auch antisemitische Anschauungen hatte. Natürlich wurde mir der Herr dadurch hochinteressant, zunächst der Partei wegen, die einen ihrer Hauptwohlthäter durch nichtsnutzige, wahrscheinlich beabsichtigte, Aeußerungen eines Führers, der schließlich dieselbe auch hat sprengen helfen, verloren hatte, dann aber auch dachte ich an meine eigene Person. Bezüglich der Weihnachtsliste wies er mich an verschiedene Firmen, darunter auch jüdische mit der Bemerkung, daß diese für milde Zwecke noch am ersten etwas geben könnten, und daß diese Angelegenheit mit Politik nichts zu thun habe. Dann beklagte er sich darüber, daß die reichen Juden alle Auszeichnungen, die der Staat gewähren könne, für sich erhielten, hingegen deutsche Männer trotz aller Verdienste unberücksichtigt blieben. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er vor Jahren ein Schreiben aus dem geheimen Kabinet Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen erhalten hätte mit der Bitte, einem Baurat oder Baumeister Jung (für die genaue Wichtigkeit des Namens kann ich nicht einstehen) in seiner Not zu helfen. Das Schriftstück aus dem Geheimen Kabinet des Kronprinzen wurde mir vorgelegt. Mir waren längst ähnliche Briefe bekannt. Der Kronprinz hatte eben seinen milden, wohlthätigen Sinn von seinem Vater geerbt. Er hat von Jugend an den größten Theil seines nicht eben großen Einkommens zu stillen Wohlthätigkeiten für Mitglieder aller Stände verwandt, und da er hier keine Grenzen kannte, war er selbst in Judenhande gerathen. Er ist, wie ich das später in dem Artikel: „Juden und die Fürsten und Gewaltigen“ weiter ausführen werde, auf Grund dieser seiner Schwäche, die in anderer als der gegenwärtigen Zeit für die größte Fürstentugend gegolten haben würde, selbst viele Jahre hindurch in schrecklichsten Sorgen gewesen, die auch seinen körperlichen Verfall und Tod herbeigeführt haben. Kaiser Friedrich stand als Mensch unendlich viel höher, als seine größten Lobredner ahnen. Freytag schwimmt mit seinem Urtheil überall auf der Oberfläche. Doch davon später. Als der Kronprinz nicht mehr selbst helfen konnte, empfahl er solche Hülfsjuchenden, denen er nach persönlicher Prüfung der Sachlage gern helfen wollte, an reiche Personen. Herr Thomas hatte auf diese Empfehlung hin 38 000 Mk. gegeben. Ein Dankschreiben des Kronprinzen dafür war ebenfals im Besitz des Herrn Thomas. Später war von den Angestellten seiner Fabrik eine von einem Generalstabssekretär verfaßte Immediateingabe an Sr. Majestät den Kaiser geschickt worden mit der Bitte, Herrn Albert Thomas zum Kommerzienrat zu ernennen. Hierauf war abschläglicher Bescheid erfolgt. Darauf erzählte ich

Herrn Thomas von meiner Bekanntschaft mit Herrn Manché und Aron Meyer, verschwieg ihm nicht das Verhältnis beider zu einander, lehnte es auch ab, irgend welche Vermittelung oder persönliche Vorststellung zu übernehmen, aber daß Herr Manché in dieser Sache etwas thun könne und bei Erfüllung gewisser Dinge auch etwas thun werde, stellte ich als positiv hin. Davon, daß ich selbst hierbei irgend einen Vorteil haben könne, ist zwischen uns gar nicht die Rede gewesen. Ich habe Herrn Thomas erst sehr viel später um ein kleines Darlehn gebeten, das ich gegen Wechsel erhalten habe. Später erfuhr ich dann sowohl von Herrn Thomas, als auch von Herrn Meyer, daß der erstere den letzteren aufgesucht habe und mit ihm persönlich zu Herrn Manché gegangen sei. Herr Thomas hat 30 000 Mk. übergeben, wovon 20 000 Mk. zu milden Stiftungen, 10 000 Mk. zu beliebig anderen Verwendungen (s. Valentin u. Jakob) bestimmt waren, denn noch 5000 Mk. in einem geschlossenen Couvert.

Dann hörte ich etwa ein Jahr lang nichts von der Sache, bis mich Herr Thomas zu sich bestellte und erklärte, daß er sich für betrogen halte, daß er daher sein Geld von Herrn Manché zurückgefordert habe. 20000 Mk. hätte er aber nur erhalten, der Rest sei angeblich beliebig verrechnet worden nach seiner eigenen Erklärung. Diese 10 000 Mk. sind dann später durch den Rechtsanwalt Wesener unter Androhung sofortiger Klage im Auftrage des Herrn Thomas ebenfalls zurückverlangt und auch gezahlt worden. Ich konnte ihm nur sagen, daß ich ihm ja im besten Glauben die Angelegenheit mitgeteilt habe, daß ich für nichts Verantwortlichkeit trage. Dies gab er auch ohne Weiteres zu, erklärte mir, daß er mir das nicht anrechnen könne und erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er durch einen hohen General, den er nach Namen und Wohnung bezeichnete, 10 000 Mk. zu den verschiedensten Stiftungen gegeben habe und hoffe, jetzt doch sein Ziel zu erreichen. Aber es geschah nicht. Ich war darüber hoch betrübt, denn ich hatte Herrn Thomas die Namen genannt, und außerdem rechnete ich ja auch im Stillen, ohne davon zu sprechen, darauf, daß Herr Thomas, wenn ihm sein Herzenswunsch in Erfüllung ginge, mir selbst resp. der Partei sehr nützlich werden könne. Insbesondere erhoffte ich von ihm die Mittel, ein großes, antisemitisches, socialreformatorisches Organ zu begründen. Zu diesem Zweck hin hatte ich mich schon mit vielen Führern der Partei in Beziehung gesetzt. Als daher wieder Monate vergingen, ohne daß etwas geschah, ging ich selbst zu den Herren Manché und Meyer, stellte sie ernsthaft zur Rede, machte sie darauf aufmerksam, in welche schiefe Lage ich selbst gekommen sei u. Man erzählte mir, daß nichts geschehen könne, weil die Aeltesten der Kaufmannschaft nicht günstig genug berichtet hätten, daß es vielleicht in Zukunft noch möglich sei u., dabei ließ aber einer der Herren das Wort fallen: „So ein Schlossergeselle!“ Dies empörte mich über alle Maßen. Also ein Deutscher, der sich durch seinen eigenen Geist zum großen Fabrikbesitzer und mehrfachen Millionär emporgearbeitet, unendlich vielen Personen Brot und der vaterländischen Industrie einen großen Absatzartikel geschaffen hatte, wird von Juden als Schlossergeselle abgethan, während die Zahl derjenigen Juden,

welche nichts für's Vaterland gethan und sich durch Spekulationen reich gemacht haben, zu Duzenden Geheime Kommerzienräte und Kommerzienräte sind!

Da beschloß ich, einfach von meinem Staatsbürgerrechte Gebrauch zu machen, alle Umwege zu verschmähen, und selbst bei Sr. Majestät vorstellig zu werden. Es regierte damals Kaiser Friedrich, auf den Herr Thomas mit vielem Grund Hoffnung setzen durfte. Ich durchwanderte meine ganze Stadtgegend, stellte die einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen des Herrn Thomas persönlich fest, holte mir die sämtlichen Papiere des Herrn Thomas und bat die angesehensten Bürger und Obermeister der Gegend, leider auch Lehrer Berner, der sich als ausgesprochener Antisemit bekannte, eine von mir verfaßte Immediat-Eingabe zu unterzeichnen, unterzeichnete dann selbst und suchte diese Eingabe mit Umgehung des Geheimen Civil-Cabinetts direct in die Hände Sr. Majestät des Kaisers Friedrich zu bringen. Meine Versuche, durch politische Parteigenossen eine weitere Empfehlung zu verschaffen, schlugen fehl. Diesmal war die Eingabe von Erfolg begleitet, denn Herr Thomas wurde mit einem Orden dekoriert. Hierdurch glaubte ich mir die Freundschaft des Herrn Thomas erworben zu haben und baute darauf eine großartige Speculation, die meine Verhältnisse vollständig verändern sollte. Ich hatte inzwischen nämlich mancherlei Entdeckungen gemacht, vor allem ein großes Thonlager direct an der Elbe, das sich vorzüglich zur Anlage einer Ziegelei eignete, dann noch eine wichtigere Entdeckung an der Nordsee. In Berlin hatte sich ein genialer dänischer Ingenieur und Offizier, Herr Bagge, von Juden zu Tode gehezt, erschossen. Derselbe hatte verschiedene Düngpulver erfunden, deren Rezepte nebst Urstoffen in die Hände seines Arbeiters gekommen waren. Vorhandene Briefe aus Frankreich bezeugten, daß diese Düngstoffe dort, aber in schlechterer Form, fast ausschließlich zum Treiben der herrlichen Gemüse verwandt werden, die man bei uns so teuer bezahlt. Die Grundlage dieses Düngpulvers war als Schlick bezeichnet, der in großen Massen an der dänischen Küste, in unbedeutenderer Menge auch an der Eider-, Elbe- und Emsmündung lagern sollte. In Esbjerg in Jütland hatte sich eine Fabrik gebildet, die diesen Schlick gewann, trocknete und in ganzen Schiffsladungen nach Frankreich verkaufte. Herr Bagge hatte diese Fabrik gegründet, war dann aber von bekannten Personen in bekannter Weise um dieselbe gebracht worden. Herr Bagge war ein genialer Mann, aber in Geschäftsfachen unpraktisch und ruhte jetzt im Grabe. Die Fabrik soll in gutem Flor stehen. Ich verband mich mit dem früheren Arbeiter des Bagge, erwarb die Rezepte, welche Bagge aus Frankreich mitgebracht hatte und entdeckte dann mit seiner Hülfe an der Mündung der Ribau in Jütland ein ganz großartiges, 4 m hohes Schlicklager und sicherte mir und dem Arbeiter gemeinschaftlich dasselbe durch Kontrakt mit den Besitzern auf 20 Jahre. Die erste Pacht sollte in vier Wochen bezahlt werden. Nach meiner Rückkehr ging ich zu dem Professor Dr. Petri, der mir erklärte, daß der Schlick zwar nicht so gehaltreich sei, als ich auf Grund eines anderen Gutachten annahm, daß

derselbe aber in Verbindung mit seinen Fäkalmassen, etwas Chilisalpeter und Kalk, einen Düngstoff hergeben könne von sehr bedeutendem Wert. Er sei nicht abgeneigt, sich mit mir zu verbinden und zu diesem Zweck die Angebote mehrerer Städte, denselben ein Tonnenssystem nach seinen Grundsätzen einzurichten, um möglichst viele Fäkalmassen zu erhalten, anzunehmen. Hierauf begab ich mich zu dem Professor Orth nach der Landwirtschaftlichen Hochschule und erbat auch dessen Gutachten. Dasselbe stimmte mit dem des Professors Dr. Petri überein. Stickstoff war nur etwas über $1\frac{1}{2}$ pCt. vorhanden, also Zusatz von Chilisalpeter nötig. Da die Probe, welche Herr Professor Orth erhalten hatte, direct von der Mündung des Flusses entnommen war, der etwas Schwefeleisen mit sich führt, so wurde auch dieses als schädlicher Bestandteil gefunden. Der übrige Schlack enthielt aber dieses Schwefeleisen nicht, und die Befreiung des Schwefeleisens durch Hinzufügung von Aetzalkali war eine leichte Sache. Jetzt ging ich zu Herrn Thomas, er ließ die Sache prüfen und erklärte sich dann bereit, mit uns gemeinschaftlich diese Entdeckung auszubeuten und das nötige Geld dazu herzugeben. $\frac{1}{3}$ des Reingewinnes sollten ihm zustehen und $\frac{2}{3}$ uns beiden zusammen. Ich reiste noch einmal hin, diesmal nicht mehr auf eigene Kosten, machte Terrainaufnahmen, verhandelte wegen Ankauf eines Lagerplatzes, in Hamburg mit en gros Firmen wegen Abnahme u. s. w. Nach meiner Rückkehr fand ich den oben erwähnten Arbeiter nach Kiebe, der nächsten Stadt vom Lager, der dort alles übrige in Ordnung bringen mußte. Diesem entstanden dort wesentliche Unkosten, und er schrieb um Geld, da er in großer Verlegenheit sei. Diesen Brief brachte ich Herrn Thomas, welcher jetzt sofort mit mir abfuhr. Unterwegs teilte er mir mit, daß er eine kleine Gesellschaft gegründet habe, die die Sache ausbeuten werde. Leider erhielt ich zugleich die innere Gewißheit, daß bei dieser Gesellschaft jüdische Bankiers seien. Da wußte ich denn den Verlauf der Sache schon im voraus. Herr Dr. Petri sollte nicht zugezogen werden, sondern könne sich seinen Bedarf von uns kaufen. Es wurde verlangt, daß wir dieser Gesellschaft das Recht zugestehen sollten, sich jederzeit in eine Actien-Gesellschaft zu verwandeln, in welchem Fall unser Gewinnanteil wegfallen, und wir mit einer kleinen Entschädigung zufrieden sein sollten. In Hamburg wurde mir ein Herr als Vertreter des Herrn Thomas vorgestellt, der zum Abschluß des Geschäftes mit nach Kiebe fahren sollte. Der Herr kam mit, besichtigte das Lager, fand es vorzüglich und wollte sofort Abschluß machen, den wir aber auf's entschiedenste verweigerten, da unsere Rechte damit einfach verschenkt wären. Im Fall des Abschlusses sollten die Unkosten daselbst, die große Sorgen machten, gedeckt werden. In ziemlich düsterer Stimmung reisten wir nach Hause. Hier kam ich nach kurzer Zeit hinter eine wunderbare Thatsache. Der Arbeiter hatte mit Herrn Thomas allein verhandelt, eine Stellung bei der neuen Gesellschaft zugesichert erhalten und war von dieser ohne mein Wissen nach Kiebe geschickt worden, um, da die vierwöchentliche Frist inzwischen verlaufen war, allein einen neuen Kontrakt zu machen. Ich reiste sofort wieder nach, und es gelang mir, den

Besitz meiner Rechte dauernd zu sichern. Von Herrn Thomas trat ich darauf ganz zurück und suchte nach einem neuen Geldmanne. Inzwischen aber erschien eine Notiz in allen Zeitungen, in welchen auf den Gehalt an Schwefeleisen aufmerksam gemacht wurde, das Professor Orth gefunden hatte. Der Arbeiter, welcher mir jetzt jeden denkbaren Schaden zufügte, hoffte noch, mit der Hilfe des Herrn Thomas wenigstens eine Gartendüngpulfabrik einzurichten, es hat sich dies aber auch zer schlagen, weil ich ja ebenfalls die Geheimnisse der Fabrikation wußte. Seitdem habe ich Herrn Thomas nicht wieder gesehen. Noch vor Kurzem habe ich schriftlich versucht, mit ihm die Angelegenheit wieder im Fluß zu bringen, aber ohne Erfolg. Inzwischen sind aber in Folge meiner Unregung weitere Kreise auf die Düngkraft des Seeschlicks aufmerksam geworden. Vor einigen Tagen stand in der Norddeutschen Allgemeinen-Zeitung, daß der Staat größere Lager von Seeschlick einrichte, um mit diesem die Lüneburger Haide ertragreich zu machen.

Als ich vor kurzer Zeit Herrn Thomas schriftlich bat auch in diesem Jahre wieder eine Spende für die Bekleidung mehrerer namhaft gemachten Kinder zu machen, überschickte er den Brief einfach der Polizei. Das war der Dank meiner Bemühung bezüglich des Ordens. Es entsteht die Frage: Wie ist der Mann zu dieser plötzlich so veränderten Haltung gekommen? Der Leser wird es fast errathen. Es hatte nicht ausbleiben können, daß einige Personen Kenntniz von meinen Beziehungen zu Herrn Thomas erhielten, so besonders der Lehrer Berner und auch mein nächster Vorgesetzter, der Schulinspektor Dr. Zwick, der mich mit großer Energie dazu drängte, über meine jetzige Lage Auskunft zu geben. Es entspann sich eine nichtsnutzige Intrigue, um Herrn Thomas von mir zu trennen, zunächst freilich ohne Erfolg. Nachfolgender Brief z. B. wurde ihm ins Bad nachgeschickt. Herr Thomas stellte mir denselben zu, hatte aber die Namen herausgeschnitten.

Hochgeehrter Herr . . .

In der beregten Angelegenheit war ich bei Herrn . . . und habe nach dessen Angabe die Ueberzeugung, daß es Rektor Ahlwardt ist. Die persönliche Beschreibung stimmt ganz genau, und hat derselbe geäußert, daß er dafür sorgen werde, daß Sie . . . erhalten, aber Sie sollen vorher ordentlich bluten.

Er hat unzweideutige Reden fallen lassen, wonach Sie ihm viel danken und er Sie quasi in Händen hat. Es läuft das Gespräch, daß Sie ihn vollständig erhalten; es soll früher gegen den Betreffenden ein Disciplinarverfahren vorgelegen haben und er soll jetzt wieder in einen . . . Prozeß verwickelt werden. Der ganze Vorgang soll in einer Kneipe passiert und von einem Ohrenzeugen einem sehr vermögenden Mann und Herrn . . . mitgeteilt sein (die eingeklammerten Stellen sind von Herrn Thomas in der Urschrift herausgeschnitten, dann ist mir der Brief von diesem zugeschickt.)

Herr Thomas bemerkt dazu am Rand: Wenn Sie wüßten, wie Sie mich durch diese Reden schädigen und wehethun, würden Sie es gewiß unterlassen. Ich habe nun schon von zwei Seiten derartige Briefe! Schweigen ist Gold!

Angeichts der Thatsache, daß ich außer zu den oben erwähnten beiden Herren mit Niemandem über Herrn Thomas Angelegenheit gesprochen, die Mitunterzeichner der Immediat-Eingabe von nichts weiterem wußten, ich seit mindestens einem Jahr keine Kneipe betreten, auch von Herrn Thomas außer den oben erwähnten Darlehen nie einen Pfennig Geld verlangt hatte, schrieb ich Herrn Thomas einen sehr geharnischten Brief, und als er nach Berlin zurückkam, verlangte ich aufs entschiedenste die Nennung der Namen, die Eingabe der Kneipe, damit ich diese vollendeten Hallunken zur Rechenschaft ziehen könne. Herr Thomas sagte: Lassen Sie nur, es muß Ihnen genügen, daß ich die ganze Sache nicht glaube, was Sie schon daraus ersehen können, daß ich Ihnen den Brief zugeschiebt habe. Gegen die Männer würden Sie doch nicht aufkommen. Sie sind zu offener Antisemit, da muß man sich so etwas schon gefallen lassen!“

Kurze Zeit darauf mußte ich einsehen, daß Herr Thomas nur gescherzt hatte, als er sich selbst antisemitischer Regungen rühmte. Er hatte mit einer jüdischen Firma zusammen die Norddeutsche Brauerei in eine Aktien-Gesellschaft verwandelt, und als ich einmal in der Darmstädter Bank zu thun hatte und dort lange warten mußte, wurde ich Zeuge auffälliger Gespräche. Es kam zunächst ein höherer Offizier, dem sehr warm Aktien von Ludwig Loewe empfohlen wurden. Das dritte Wort des Bankiers war: Thomas sagt das und das, folglich muß man jetzt kaufen. Dann kamen zwei ältere Damen, und wieder wurde ihnen unter Berufung auf Herrn Thomas ein Papier empfohlen. Mich berührte dieser Vorgang sehr peinlich, und ich sagte das auch Herrn Thomas. Dieser aber fand dies alles ganz in der Ordnung und äußerte unter Anderen: „Betrogen wird das Publikum ja unter allen Umständen bei jedem Ankauf von Papieren. Alle Bankiers sind sich ja darüber einig, wenn ein Papier ins Publikum kommen, oder wenn es zurückgehalten werden soll. Die Eingeweihten wissen ja immer alles schon vorher, und von nem sollten die das Geld wohl anders nehmen, als vom Publikum! Das muß sich jeder gefallen lassen, daß sich der Andere beim Kauf oder Verkauf von Papieren auf ihn beruft!“

Faßte ich Alles zusammen, so mußte ich zu folgendem Schluß kommen: „Herr Thomas sowohl wie alle übrigen deutschen reichen Männer, die noch an der Börse größere finanziellen Erfolge erzielen wollen, dürfen es nicht mehr mit ihren deutschen Brüdern, sondern müssen es selbst wider Willen mit den Juden halten. Diese Männer hinken dann nach rechts und links. Für meine Belehrung über Börsengeschäfte war ich sehr dankbar, denn ich kam zu der Einsicht, daß ein Laie seine Hand von diesem gefährlichen Spielzeug lassen muß! Daß Herr Thomas mich fallen lassen mußte, sobald die semitischen Hintermänner der

Briefschreiber mit ihm persönlich in Beziehung traten, war mir klar, und konnte ich ihm dasselbe von seinem Standpunkt nicht einmal verdenken. Andererseits wird er es auch mir nicht verdenken, daß ich zur Erreichung meines Zieles, welches er ja schon lange kennt, das Material nehme, wo ich es finde, ohne Rücksicht auf Freund und Feind.

Nachdem ich dies vor Monaten geschrieben, geht mir soeben, schon während des Druckes dieses Buches, die ungeheuerliche Nachricht zu, daß Herr Albert Thomas, dieser vielfache Millionär, der Schulden nie gekannt hat, der schuldenfreie Häuser in der Viktoriastraße, in Hamburg 2c. besitzt, sein Einkommen nicht verzehren kann und keine Kinder hat, vollständig bankrott sei und auch alle Liegenenschaften verloren habe. Der Leser wird höchlichst erstaunt fragen: Wie ist das möglich? Mir ist das in keiner Weise wunderbar. Sämtliche wohlbemittelten Deutschen sind dem Juden gegenüber, — man verzeihe den Ausdruck, der absolut nichts Beleidigendes haben soll, aber er paßt zu vortrefflich — was das Mastischwein dem Bauern ist. Je mästungsfähiger sich ein solches Tier erweist, desto mehr wird es natürlich angefütert. Mit seinem Fett, seinem schönen Schinken bezahlt es reichlich alle Mühe und Kosten. Herr Thomas war als intelligenter Fabrikant sehr reich geworden und hatte diesen Reichtum durch einige geschickte Spekulationen noch vermehrt. Die Juden wußten ihn zu gewinnen, veranlaßten ihn zu Spekulationen, wobei er stets verdiente, ließen ihn hinter die Koulißen blicken, und er zählte sich bereits zu den Eingeweihten, der auf das dumme Publikum herabsah. Sicher that es ihm wohl, wenn ihm der Buckel gekraht, d. h. wenn seine Einsicht gelobt wurde.

Endlich war er fett genug, wurde in große Zeitgeschäfte verwickelt, der Abgrund öffnete sich, und Differenzen von vielen Millionen starren ihm entgegen. Der Rest ist Schweigen.

Ja, Ihr reichen deutschen Männer, reißt Euch nicht die Hände. Thomas war nicht nur ein guter, auf das Wohl seiner Arbeiter bedachter, sondern auch ein kluger Mann. Aber Mephistopheles war ihm über. Heut seid Ihr nur noch nicht an der Reihe. Es wäre verkehrt, zuviel auf einmal einzuschlachten. Aber Eure Zeit wird kommen, trotz aller Klugheit. Habt Ihr nicht nach und nach tausend Andere stürzen sehen? Dann freut Ihr Euch und sagt: War der aber dumm! So wird Thomas auch oft gesagt haben, so wird man von Euch auch sagen! Eure Enkel werden den Lohn Eures Schweißes sicher nicht erben. Habt nicht Angst vor dem roten Gespenst. Das spiegeln Euch nur die Juden vor, das wird nie Fleisch und Bein, nein die Juden allein ziehen Alles an sich. Ihr seid die Mastischweine, die man gut behandelt, denen man den Buckel kraht, die übrigen Menschen sind Zugvieh, das die Peitsche fühlen muß. Das Schreiben dabei ist ihnen nicht verboten. Freiheit muß ja sein! Macht endlich die Augen auf! Laßt es an den bisherigen Opfern genug sein! Fort mit den Juden!

Der Fall Treitel.

Zu denjenigen Komiteemitgliedern, denen es mit der Regulierung meiner Verhältnisse ernst war, gehörte in erster Linie Herr Crohn, der aber leider zu der Zeit, als er am nötigsten gewesen wäre, verreist war. Vor seiner Abreise aber sah er schon ein, daß durch dasselbe ein durchgreifender Nutzen nicht erwachsen würde. Trotz seines Wohlwollens für mich suchte er Herrn Mauché doch auch für eigene Zwecke auszunützen. Ein Rechtsanwalt in Königsberg war wegen Betruges verurteilt, und um diesen, wenn nicht als Rechtsanwalt, so doch als Amtsrichter wieder in Stellung zu bringen, verhandelte er lebhaft mit Herrn Mauché. Auf seiner Reise schrieb er mir, wenn ich mich recht erinnere, aus Italien, einen Brief, in dem er mich auf einen Herrn Moritz Treitel, Bendlerstr. 9, hinvies, der wohl im Stande sei, mir Hilfe zu schaffen, da diesem daran liege, mit Herrn Mauché Verbindungen anzuknüpfen. Ich zeigte diesen Brief den Herren Meyer und Mauché, und beide rieten mir, Herrn Treitel aufzusuchen. Ich ging zu ihm und erkannte bald in demselben einen verständigen und wohlwollenden Mann. Nachdem ich ihm einen Ueberblick über meine gesammten Verhältnisse gegeben hatte, erklärte er, daß er wohl Jemand wisse, der mir helfen werde, und dem es ganz gleichgültig sei, wie hoch sich meine Verbindlichkeiten beliefen, aber es wäre vorher Rücksprache mit Herrn Mauché nötig. Der betreffende Herr (seinen Namen, Sulzbach, erfuhr ich erst viel später, und zwar durch Herrn Meyer) sei hundertfacher Millionär und wohne in Frankfurt a/M. Er hätte den dringenden Wunsch, einen seiner finanziellen Bedeutung entsprechenden Titel zu erhalten. Er sei Mitglied der Handelskammer, habe auch schon aus einem Thüringischen Lande, ich glaube Coburg-Gotha, den Titel Finanzrat erhalten, aber der sei in Preußen nicht anerkannt worden. Ihm sei bekannt, daß zur Erlangung des Kommerzienrat-Titels auch der Nachweis bedeutender Wohlthätigkeit gehöre. Deshalb wünsche er, Treitel, eben eine Unterredung mit Herrn Mauché, um zu erfahren, ob die Auslösung eines ihm ganz unbekanntem Rektors in Berlin an betreffender Stelle auch als Akt der Wohlthätigkeit angerechnet werde.

Diesen Bescheid brachte ich Herrn Mauché. Dieser Herr hatte keine Zeit, Herrn Treitel zu empfangen, schickte aber Herrn A. Meyer mit einer Vollmacht zu ihm.

Was diese Herrn mit einander verhandelt haben, ist mir nur teilweise und sehr viel später bekannt geworden, wie denn besonders Herr Treitel durchaus kein Freund überflüssigen Redens war. Bis her hatte ich keinen Grund gehabt, Herrn Meyer an der Wahrung meines Wohls interessiert zu glauben. Als ich ihn kennen lernte, lebte er, ein sechzigjähriger Junggeselle, keineswegs in glänzenden Verhältnissen. Dann aber hob sich sein Wohlstand schnell. Er verheiratete sich mit einem jungen, armen Mädchen, richtete sich einen fast fürstlichen Hausstand ein, hielt Dienstmädchen, später auch Amme und machte alle Wege in Berlin nur in einer Droschke I. Kl., während mir doch die Thätigkeit des Komitees nur geringen Nutzen brachte. Bei Treitel aber hat er reell an mir gehandelt, denn dieser Herr be-

stellte mich einige Tage später zu sich und sagte mir, daß er mich voll und ganz auslösen werde. Ich möchte ihm meine Gläubiger von einem bestimmten Tage ab täglich in Gruppen von 4 oder 5 zuführen, die dann alle Schuldtitel mitzubringen hätten.

Wo Abzüge zu machen seien, möge ich das sagen.

Wie der ermüdete Wanderer, der in finsterner Sturm- und Regennacht auf der Haide verirrt ist, nirgends einen Ruhepunkt findet, und doch bei jedem Schritt vorwärts ins Ungewisse, vielleicht in den Abgrund tritt, hell aufjauchzt, sobald die aufgehende Sonne mit ihren ersten, goldenen Strahlen seinen Pfad erleuchtet und sein Ziel ihm dicht vor Augen zeigt, so jubelte auch ich innerlich auf, da mir die goldene Sonne der Rettung so plötzlich warm entgegenleuchtete und mir ein Leben voller Zufriedenheit und Glück zeigte.

Blüten, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz, wie es mag.
Worte, die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Scharen,
Ueberall Tag.

Nachdem ich noch den Meinen die aufgehende Sonne gezeigt und ihnen, die mir in meinem Leiden so treu zur Seite gestanden, die Falten der Sorge von der Stirne gestrichen hatte, konnte ich nicht anders: Ich eilte hinaus ins Freie, in die Einsamkeit, kniete nieder und dankte meinem Gott, daß er das schwere Kreuz, zu schwer fast für ein armes Menschenherz, von mir genommen habe! Ich gelobte, mich ganz seinem Dienst, dem Dienst der hingebenden Nächstenliebe zu widmen. Aber wie? Als höchste Nächstenliebe war es mir bisher erschienen, meine Mitmenschen von dem entsetzlichen Druck des Judentums zu befreien, und das schien mir der höchste Gottesdienst. Ein Jude war es aber gewesen, der im entscheidendsten Moment für mich eingetreten war, und ihn hatte ich mit sophistischen Redensarten abgespeist, ein Jude half mir jetzt, und zwar in der denkbar gründlichsten Weise. Zwar mochten sie beide Hintergedanken haben, der erstere allgemeine, auf sein Volk bezügliche, der andere egoistische, aber wurde dadurch die Wohlthat für mich selbst schlechter, weniger wirksam? Es ging ein Riß durch meine Seele; noch war ich innerlich über die Sonne des Glücks erfreut, aber entflohen war meine Begeisterung; der göttliche Hauch, von dem ich mich umweht fühlte, war mir nicht mehr vorhanden. Es entstand ein unlösbarer Zwiespalt in meiner Seele, und die gegenwärtige Stunde war am wenigsten dazu angethan, denselben zu beseitigen.

Ich glaube, es wird dem Leser nirgends weniger, als hier, gefallen, daß ich plötzlich den Faden der Ereignisse abbreche und mich in theoretischen Betrachtungen ergehe. Welcher Schriftsteller könnte mit unserm ganz einzig artigen Jean Paul verglichen werden, aber gelesen wird er, wenigstens gegenwärtig, fast gar nicht. Warum? Weil es ihm, während man der Handlung gespannt folgen will, ge-

fällt, dieselbe in jedem Augenblick zu unterbrechen und sich in Betrachtungen und Gefühlsergüssen zu ergehen, die denjenigen Leser, der lediglich der Entwicklung der Thatfachen folgen möchte, auf die Folter spannen. Vielleicht will aber Jean Paul solche Leser gar nicht.

Mein Seelenzustand verlangt gebieterisch diese Unterbrechung, und mancher Leser auch. Der verständige, ernste Mann, der sorgende Familienvater freilich wird denselben, die unaussprechliche, fast verwirrende Freude ganz selbstverständlich finden und würde unbefangen weiter lesen. Ist es doch Pflicht jedes Menschen, in erster Linie für sich selbst, für die Seinen zu sorgen. Ein großer Erfolg in dieser Hinsicht ist wohl der reinsten Freude wert. Virchow hat diesen Standpunkt einmal in einer glänzenden Rede erörtert, und diese machte auf mich solchen Eindruck, daß ich noch manche Stellen, wenigstens dem Sinne nach, treu im Gedächtnis bewahre. „Jeder Einzelne hat für sich selbst zu sorgen. Jeder Einzelne hat die Pflicht, sich höher zu heben, als seine Vorfahren standen und dafür zu sorgen, daß seine Kinder höher steigen, als er selbst gestiegen ist. Die Summe dieser Einzelschritte bedeutet den Kulturfortschritt der Menschheit!“

Die ganze Welt ist viel zu groß,
Sie an ein Herz zu fassen.
Dazu genügt nur Gottes Schoß,
Dem bleibt es überlassen.
Ein Menschenherz ist viel zu klein,
Um liebend sich der Welt zu weih'n!

Verständige Leser, die so denken, werden meinen damaligen, sagen wir es grade heraus, egoistischen Zustand begreifen. Was aber sagt der Philosoph dazu? Ich meine nicht jene Leute, die zur Vervollkommnung ihres Geistes auch Philosophie studiert haben und zur Erreichung persönlicher Zwecke gelegentlich davon Gebrauch machen, sondern jene Männer, die bei allem und jedem rücksichtslos nach der Wahrheit streben, die sich mit Plato, Kant, Schopenhauer in den Born der ewigen Wahrheit vertieft haben?

Man wird dir sagen:

Lieber Freund, mit Berufung auf Schopenhauer hast du dein Buch angefangen. Eine Erörterung über die psychologische Wahrheit des alten Testaments, bei Gelegenheit der Geburt Josephs, schmeckt stark nach Naturalismus. Hier kniest du, wo dir ein rein persönlicher, noch dazu nicht so ganz appetitlich aussehender Vorteil zufällt, vor deinem Gott in hinsterbender Dankbarkeit nieder und fühlst den Hauch seiner unmittelbaren Nähe, was sollen wir denn nun aus dir machen? Das Wahrscheinliche ist, daß du ein konfusser Kopf bist und daneben reiner Egoist, denn wie kannst du wegen eines äußeren Vorteils, der noch dazu nicht ganz zweifelsohne ist, ohne übertriebenen Egoismus in diese Stimmung geraten? Hängt bei dir die Hingabe an deinen Gott mit Geld zusammen? Welche Berechtigung hast du, von einem solchen Standpunkt aus, der eigentlich gar kein Standpunkt ist, in das Getriebe der Welt einzugreifen? Verlangst du

etwa, weil etliche Juden an dir einen guten Groschen Geld verdient haben, was übrigens von deinen Stammesgenossen z. B. Peter Wirz, Zimmermann u. s. w. ebenfalls gesagt werden kann, daß nun dein ganzes Volk, das wahrhaftig Besseres zu thun hat, das geheiligte Gastrecht verletzen, die friedlich eingewanderten Juden verjagen, ihre erworbenen Reichthümer ganz oder theilweise zu Gunsten der Gesamtheit wegnehmen soll? Hat Dr. Straßmann an dir nicht edel gehandelt? Denn das bildest du dir doch nicht ein, daß er eben vor dir und deinem Antisemitismus Angst gehabt habe. Er hat ganz andern Männern gestanden. Hat dein Freund Grohn nicht ehrenwert gehandelt? Waren von den Komitee-Mitgliedern nicht zwei Juden? Bezahlt nicht Sulzbach in Frankfurt a. Main alle deine Schulden ohne jede Gegenleistung? Durchwandere Europa nach allen Himmelsrichtungen, ob du einen solchen Edelsinn wiederfindest. Ganz recht, er möchte dadurch etwas erreichen. Zudem er sich in vieler Hinsicht, nicht bloß bei dir, als wohlthätig erweist, will er Kommerzienrat werden, wozu sonst alle Vorbedingungen vorhanden sind. Ist das etwas Schlimmes? Strebt doch fast jeder Mensch nach äußerer Ehre. Warum sucht jeder Akademiker den Doctortitel, der doch zu garnichts nützt? Warum hält der Handwerker den Titel „Meister“ so hoch? Ein hundertfacher Millionär ist durchaus im Recht, auch ein äußeres Zeichen seines Reichthums zu erstreben, so gut der Gelehrte nach einem äußeren Zeichen der Gelehrsamkeit strebt. An dir will er Wohlthäter sein, und zum Dank dafür ziehst du ihn in diese Besprechung hinein? Haben deine Stammesgenossen dir geholfen, und hast du überhaupt Hilfe verdient? Du hast durch deine Uebernahme von Bürgschaften dich ins Elend gebracht, das hast du billiger Weise auch zu büßen. Geh ab! Wie man sich bettet, so schläft man!

Das sind harte und berechtigte Anklagen, doch will ich Antwort darauf geben.

Ich komme zunächst auf die erste Gruppe der Fragen, die sich auf meine Ueberzeugung richten.

Ich habe darauf zu antworten: Ja, es ist wahr, daß meine Seele ein Viertel Jahrhundert hindurch nicht zur Klarheit hat kommen können, daß ich innerlich mit den verschiedensten Gedanken und Empfindungen gerungen habe und zu innerlichem Gleichgewicht nicht habe gelangen können. Dieses Ringen nach der Wahrheit ist es eben gewesen, das mich zu allen äußeren Dingen vielfach so ungeschickt gemacht und mich dazu gebracht hat, meine persönlichen Interessen so schlecht zu fördern. Egoist bin ich aber, sofern es sich um äußere Güter gehandelt hat, so wenig gewesen, wie selten ein Mensch, so absolut wenig, daß ich manchen meiner Handlungen nachträglich egoistische Motive unterlegen muß, um sie überhaupt nur verständlich zu machen. Ursprünglich waren dieselben garnicht vorhanden. Wenn dann aber die Not zu schrecklich anpochte, habe ich manches gethan, was besser unterblieben wäre. Ich war erzogen im felsenfesten Glauben an die Bibel und habe mich schon als Knabe vertieft in religiöse Dinge, habe schon als Knabe verlebt Stunden der heiligsten religiösen Begeisterung. Daher liebte ich die Einsamkeit und bin

meinen Spielfameraden kaum jemals ein angenehmer Gesellschafter gewesen. Diesen absoluten, unerschütterlichen Glauben habe ich mir bewahrt bis etwa ins 21. Jahr. Damals fiel mir zuerst das übrigens höchst leichte Leben Jesu von Nienau in die Hände, das aber zu jener Zeit einen erschütternden Eindruck auf mich machte. Es folgten dann Strauß, Büchner, Moleschott, Carl Voigt zc. Damals wurde der innere Konflikt ein vollständiger. Ich sah keine Rettung. Der Zustand wurde unerträglich. Ich dachte: Beuge dich äußerem Zwang! Der Katholizismus wurde mir beneidenswert. Schließlich wandte ich mich an den von mir hochverehrten Prediger Zeller in Dranienburg, meinen früheren Lehrer, mit der Bitte, mir behülflich zu sein, irgendwann als Missionar angestellt zu werden. Bald darauf erschien auch ein geistlicher Herr in meiner Wohnung. Ich konnte nicht umhin, ihm meinen Seelenzustand zu enthüllen. Er wies mich an den Geh. Consistorialrat Herrn Wichern, sagte mir aber beim Fortgehen, ich thäte besser daran, ihm meinen geistigen Zustand nicht zu enthüllen. Das war für meine Seele ein Sturzbad. Noch ging ich zu Herrn Wichern, doch fand ich keinen Trost, nur Abweisung.

Ich will ganz aufrichtig sein. Was ich 1866 that, war reine Begeisterung, aber 1870 drängte ich mich teilweise so gewaltsam vor, damit irgend ein günstiger Zufall mich diesem unerträglichen Zustande entreiße. Wohl lernte ich in dieser Zeit wieder beten, aber lange hielt diese Stimmung nicht vor. Nach 1871 beschloß ich denn, zunächst einmal nach Kräften in die Forschungen der Gegenwart einzudringen, die Naturwissenschaften nicht als Dilettant, sondern ernstlich zu studieren. Ich verdanke diesem Studium, bei dem mir allseitig, auch von Männern mit hohem, wissenschaftlichen Ruf, Unterstützung zu teil wurde, gar manche schöne Stunde. Die Grenzen meines Wissens wurden weiter hinaus gerückt, das Wesen der Dinge, das „Wie“ wurde mir klarer, das letzte „Warum“ verbarg sich mehr, wie jemals. Die letzten Gründe waren nicht zu finden, und ich begann, die Forscher zu tadeln, welche gar sehr geneigt sind, bei jeder wichtigen und folgenreichen Entdeckung gleich ein volles philosophisches System aufzustellen, das durch die nächste Entdeckung umgestoßen wird. Forscht nur weiter! Ihr macht euch um die Wissenschaft und die Menschheit hochverdient! Dazu ist aber nicht jeder berufen, auf Grund seiner Entdeckung nun auch die Lehre von den letzten Gründen zu erörtern! Ich wandte mich der Philosophie zu, arbeitete mich mühsam durch alle Systeme, alle Schulen hindurch, und da ich auf Schritt und Tritt auf Hindernisse stieß wegen meiner Unkenntnis der griechischen Sprache, warf ich mich mit Eifer auf das Studium derselben, nicht um sie zu beherrschen, dazu war ich zu alt, aber um mir ein tieferes Verständnis der Philosophie zu ermöglichen.

Wie es möglich ist, daß hochachtbare Gelehrte das Studium dieser Sprache für überflüssig erklären, ist mir absolut unerfindlich. Mir ging, obwohl ich wenig genug davon verstehen lernte, eine neue Welt auf. Aber was half schließlich alles Studieren, was half es, daß ich sogar Hegel zu begreifen suchte?

Einige Philosophen erkannte ich selbst schon als Flausenmacher, so besonders unseren lieben Herbart. Endlich wies das Schicksal

Robert Gohr die Lösung des Knotens zu. Es war die Zeit, etwa 1882, als ich zum letzten Mal versuchte, ihn zu retten. Wir hatten einen kleinen Privatschulartikel zusammengebracht, der ihn nährte. Für passende Bekleidung hatte ich selbst noch gesorgt. Dieser Mann ist nur zu begreifen, wenn man seine inneren Kämpfe kennt, die er durchgeföhrt hat, und zu deren Ableitung er fieberhaft nach äußerer Thätigkeit griff. Solche innerlich bewegten Leute, wie Gohr, ich und tausend andere, die ihrem eigenen äußern Wohl nicht die Gesamtheit ihrer Geisteskräfte, sondern nur die absolut notwendige Aufmerksamkeit zuwenden, werden sicher eine Beute der scharfblickenden Juden.

Baff! liegt der Braten,
Wir haben das Huhn!

Davon soll aber hier nicht geredet werden.

Gohr zog in meine Nähe, ernährte sich redlich, und wir arbeiteten gemeinsam Tag und Nacht. Bis zum frühen Morgen haben wir oft über die Cleaten und Pythagoräer, Heraklit, die Atomisten, Anaxagoras, die Sophisten, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant und Hegel, dann aber auch über Marx, Lassalle, A. Wagner, Dühring zc. diskutiert. Schließlich gesellte sich noch Bombe dazu. horrible dictu! Gohr, Bombe, Ahwardt! Wer müßte sich vor diesen drei Leuten nicht bekreuzen! Die israelitische Kultur ist über diese Kulturfeinde ja auch siegreich hinweggeschritten. Der eine ruht auf dem Georgen-Kirchhof mit einem Gramm Cyanfali im Leibe, der andere auf dem Armen-Kirchhof, vom Schnaps gefällt, und der Dritte? Nun, vor Cyanfali und Schnaps ist der sicher und will jetzt beißen! Was wird man mit dem nun anfangen?

Manche seiner Aussprüche waren mir so wert, daß ich sie gleich nachher niederschrieb, und einige davon lasse ich hier folgen, ohne Zusammenhang, wie sie mir in die Hände fallen.

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme, d. h. der Egoismus, der die Mitmenschen von dem Genuße der vorhandenen geistigen und leiblichen Güter auszuschließen sucht, und zwar im Interesse des eigenen Wohlergehens, ist ein ewiges Hindernis der allgemeinen Glückseligkeit. Alle Verhältnisse werden einfach und klar ohne diesen ausschließenden Egoismus, dagegen verzwickelt und dunkel durch denselben und mit demselben. Wie einfach klar liegen die Prinzipien des Rechts ohne die Verkläufelungen der Selbstsucht; wie allgemein verständlich und für Jeden anziehend die Grundsätze der Wissenschaft, wenn Ehr- und Geldsucht ihrer Träger sie nicht absichtlich entstellten! In der Abweisung der egoistischen Triebe liegt die Erhabenheit der Lehre des Gottessohnes Christus.

* * *

Der Mensch befindet sich, wie das Kind, ursprünglich der Erscheinungswelt anschauungs- und urteilslos gegenüber. Der Fortschritt des Einzelnen wie der Geschlechter besteht darin, daß sie erkennen und den Wert des Erkannten abschätzen lernen. Die Allgemeinheit hat den größeren Nutzen, je mehr ihr die Erfahrungen

Einzelner mitgeteilt werden, aber auch in dem Maße, als sie zu dem Genuße der gewonnenen Resultate zugelassen wird.

* * *

Das einzige Kriterium ist die Allgemeinheit. Jede Sache hat nur soviel Wert, als sie sich verallgemeinern läßt. Den absolut größten Wert hat die allgemeinste Sache. Daraus läßt sich jede Erscheinungsform beurteilen, z. B. die Monarchie. Um ihrer selbst Willen ist sie gerichtet. (Ludwig XIV.) Die Monarchie der Hohenzollern wird aus diesem Grunde die Monarchie der Zukunft überhaupt sein.

* * *

Die größten Denker müssen es machen wie Antäus. Die Mutter Erde ist die allgemeine Menschheit. Zu dieser müssen sie zurückkehren, so oft sie neue Kraft schöpfen wollen.

* * *

Es giebt gewisses Gegebenes, was den sämtlichen Grundsätzen ursprünglich widerspricht. Auf dies Gegebene hin baut sich die bisherige Entwicklung. Dies ist die verschiedene Ausstattung der Menschen durch die Natur. Die Benutzung des Besten allein durch die Bevorzugtesten hat den ungeheueren Unterschied hervorgebracht. Man läßt den Zurückgebliebenen heut zu Tage zwar die notwendigsten Lebensbedingungen, aber alles übrige nehmen die besser Ausgerüsteten für sich. Als Regulativ für dies Alles setzte Christus die brüderliche Liebe.

Er mutet dem Stärkeren zu, von den gesellschaftlichen und persönlichen Vorzügen abzusehen. Der Staat in seiner bisherigen Verfassung konnte nicht zwingen; Christus aber zwingt durch Hinweis auf die zukünftigen Strafen. Die Philosophie hat diesen Glauben an die zukünftigen Strafen erschüttert, besonders bei den Bevorzugten, die Atheisten, d. h. Gegner Gottes geworden sind. Daß aber diese Philosophie ihre Anhänger nicht hat veranlassen können, das Gute zu üben, ist ein Zeugnis wider sie und die gesamte Wissenschaft. Die Niederwerfung des Egoismus ist Christi Hauptverdienst. Das sittliche Wollen muß mehr wert sein, als alle Vernunft.

* * *

Die neuere Philosophie ist eine Reaktion gegen den egoistischen Dogmatismus der mittelalterlichen Hierarchie. Aber indem sie ungehemmt sich Geltung verschaffte, hat sie über das Ziel hinausgeschossen und ist im Begriff, die sittlichen Mächte um ihre notwendigen und wahren Aufgaben zu bringen, das Kind mit dem Bad auszuschütten. Im Mittelalter sehen wir die sittlichen Mächte sich bethätigen in ihrer wahrhaften Notwendigkeit, aber sie sind durch die kastenartige Abschließung der hierarchischen Erkenntnisresultate corrumpt worden.

* * *

Aristoteles schrieb nur über das, was er wußte oder doch für höchst wahrscheinlich hielt; über das, was er nicht wußte, schwieg er als verständiger Mensch; daher wollen ihn die Hegelianer nicht als eigentlichen Philosophen, sondern nur als Empiriker gelten lassen.

* * *

In den früheren Zeiten war es verständlich, wenn man den zukünftigen Staatsangehörigen ohne Gesezeskenntnis ließ, weil die Geseze aus dem mit der Volksittlichkeit verbundenen Rechte hervorgingen; jezt wo das Recht von der Sittlichkeit losgelöst ist, wird es fast zur Pflicht, jeden jungen Bürger zu einem zukünftigen Advokaten heranzubilden.

Noch kamen wir auf den Gedanken, uns bei Schopenhauer nicht mit den Parerga und Paralipomena zu begnügen, sondern ihn ganz und ernsthaft zu studieren, als das Schicksal wieder dazwischen trat. Dir wurde eröffnet, daß Dein kleiner Schulzirkel aufgelöst würde, weil die Konzession fehlte, zugleich wurde Dein Gesuch um Beschäftigung als Vertreter bei der Stadt abgeschlagen. Auswandern konntest Du nicht, weil Deine Kurzsichtigkeit das nicht erlaubte. Da packte Dich Verzweiflung, Du kamst vollständig betrunken in meine Wohnung, noch nie hatte ich Dich so gesehen, aber ich konnte Dich begreifen. Die Frauen! die Frauen! Meine Frau hat mit mir Alles erduldet, nie geklagt, und wenn nirgends, so fand ich bei ihr Trost und Beistand. Sollte ich mich gegen sie ablehnend verhalten? Nachdem Du in trunkenem Zustand erschienen warst, wollte sie nichts mehr von Dir wissen! Ich wollte meinen häuslichen Frieden nicht opfern. Unser Verhältniß wurde abermals zerrissen, Du bist dann vor übermächtigen Gewalten zu Grunde gegangen!

Du schwebst mit Bombe jezt im Lichte der Wahrheit, ich wandle noch im Irthum! Ich fühle mich umweht von Eurem Geiste, Ihr Märtyrer, die man nicht durch Schwert oder Rad, nicht durch Feuer- martern, die doch nur Stunden dauern können, sondern mit der ausgefuchtesten Grausamkeit durch tausend Stiche mit vergifteten Nadeln während eines Jahrzehnts langsam hingeschlachtet hat!

Habt Ihr, während Ihr Euch Krümmtet vor Schmerz, Fehl- tritte gemacht, habt Ihr auch mir Schaden zugefügt, der mich zehn Jahre lang denselben Martern aussetzte, ich habe Euch längst ver- geben! So möge Gott mir verzeihen, wie ich Euch verziehen habe! Was, verzeihen? Ich danke Euch! Nicht um die Welt gebe ich die Erfahrungen hin, die ich machen mußte, und als Du, Robert Gohr, von mir gingst, zeigtest Du mir noch den Weg zu dem himmlischen Licht, den Du selbst leider nur in seinem Anfange betreten konntest! Auch Du hast mir zu verzeihen!

Arthur Schopenhauer! Da strahlte es mir entgegen, das so lange Jahre oft bang und verzweifelnd vergeblich gesuchte, heilige und helle Licht der Wahrheit!

Einen solchen Mann können Jahrtausende nur einmal hervor- bringen. — Wie vereinten sich alle widerstrebenden Kräfte und An- sichten in mir jezt so friedlich im Lichte der höhern Wahrheit. Mit Freuden und Hochgenuß konnte ich mich jezt in Dein System ver-

tiefen, großer Darwin, mit inniger Andacht konnte ich mich erbauen an der Predigt eines überzeugungstreuen christlichen Geistlichen und beten zu meinem Gott, was ich so lange vergeblich versucht hatte!

Ja, Alles und Jedes floß in ungetrübter Harmonie zusammen. Mein Vater, ein kleiner Landmann, war hauptsächlich Bienenzüchter! Bei diesen Tierchen verbrachte ich meine Jugendzeit zum größten Teil. Tagelang konnte ich ihrer Thätigkeit zuschauen, und ich glaube kaum, daß mir in dem äußern Verlauf ihres Lebens viel verborgen geblieben ist! Aber über ihr Wesen konnte ich nicht ins Reine kommen. Alles bei ihnen geht nach Kommando! Jede weiß genau ihre Pflicht, die Anlage des Ganzen, die Ausführung im Einzelnen entwickelt sich nach einem einzelnen, genau den Verhältnissen angemessenen Plan. Sie treffen unfehlbar stets das Richtige. Und doch fehlt das Organ, das diesen Plan entwirft. Die Königin ist es nicht, die legt nur Eier, ist sonst passiv. Beim Schwärmen erscheint sie stets sehr spät, beim Niederlassen des Schwarms kommt sie oft zuletzt, oft gar nicht, weil sie irgendwo ermüdet niedergefallen ist und erst aufgesucht werden muß. Hier ist also ein Wille, sogar ein Intellekt vorhanden ohne Organ. Tausende stellen sich in den Dienst eines Willens, der in keiner von ihnen vorhanden ist, vollführen zweckmäßige Arbeiten, deren Zusammenhang keine einzige übersehnt und leitet.

Instinkt! Ja, was ist das? Doch ein dummes, ganz nichts-sagendes Wort!

Solche Wahrnehmungen machte ich später noch gar viele. Sie mögen unbedeutend erscheinen, für das Geistesleben des Einzelnen sind sie es nicht! Von dieser Jugendbeobachtung an bis zu meinen letzten Gedanken, Alles trat jetzt durch Schopenhauer in innige Harmonie!

Fünf Jahre gebrauchte ich, Schopenhauer in seiner Totalität zu begreifen, und als ich ihn begriffen hatte, war ich befähigt, den letzten, entscheidenden Schritt zu thun, der Schopenhauer zum größten Apolegeten des Christentums macht. Nicht weit mehr war er davon entfernt, diesen Schritt selbst zu thun. Schopenhauer weist uns nach, daß der Wille ein ewiger, allwissender, unfehlbarer ist, und seine Beweisführung ist für alle Zeiten unanfechtbar. Was hindert ihn, bei diesem ewigen, allwissenden, unfehlbaren Willen auch Selbstbewußtsein vorauszusetzen, anstatt anzunehmen, daß derselbe zu allererst in dem Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt? Es ist lediglich der Blick auf das allgemeine, allerdings zweifellose Elend, das ihn veranlaßt, diesen Schritt nicht zu thun.

Ein selbstbewußter Wille, ein Gott, sagt er, kann diese Welt nicht gemacht haben, denn sie ist so schlecht, daß sie überhaupt nicht wäre, wenn sie an irgend einer Stelle nur um ein Weniges schlechter sein würde. Wer will ihm bestreiten, daß er mit seinem Pessimismus recht hat, daß Jammer und Elend das Loos aller Sterblichen ist! Wenn mich Gott nach meinen Vergehungen fragen würde, so würde ich ihn zu allererst fragen: Warum hast Du mich so gemacht, daß ich sie nicht meiden konnte, warum hast Du mich überhaupt zu diesem Elend geschaffen? Daß dieser Schopenhauer'sche Pessimismus

in der That allein die Möglichkeit bietet, auf der Welt in allen Lebensverhältnissen einigermaßen glücklich zu leben, ist nicht zu bestreiten. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich dem Leibnitz'schen Optimismus gehuldigt, wenn ich überall Gutes erwartete, heißhungrig nach Lebensglück gelehzt hätte?

So aber sah ich das Schlechte für selbstverständlich an und nahm es meist ohne Gemütsbewegung hin, das wenige Gute aber, das ab und zu unerwartet abtropfte, war eine hochwillkommene Zugabe!

Und doch hat Schopenhauer mit seinem Pessimismus, sofern er dadurch gehindert wird, die letzten Konsequenzen seines göttlichen Denkens zu ziehen, Unrecht.

Zunächst irrt er, wenn er das bloße Bewußtsein des Daseins gleich 0 setzt während es doch an und für sich schon ein + ist von hohem Werte. Auch die Befriedigung aller Bedürfnisse, so viel Anstrengung auch manche derselben erfordern, ist ein +.

Er irrt, wenn er glaubt, daß die meisten Lebewesen willig aus dem Dasein scheiden würden, wenn an der Grenze desselben nicht der furchtbare Wächter Tod stände mit all seinen Schrecken.

Er irrt, wenn er glaubt, daß jedes Leiden ein — wäre. Und wird ihm alles Elend des Daseins auch willig zugestanden, denn gar zu viel läßt sich wirklich nicht abhandeln, so gesteht er ja selbst willig zu, daß das Nichts, das heißt die unbedingte Grenze des menschlichen Denkens, durchaus nicht das absolute, sondern nur das relative Nichts bedeute. Was darüber hinwegliegt, ist eben für uns undenkbar, darum aber nicht ausgeschlossen. Schließlich wird er mit dem göttlichen (nicht etwa im biblischen Sinne gemeint) Verfasser des Buches Hiob bekennen müssen: Ich weiß es nicht, ich verstehe es nicht, mein Verstand kann es nicht ausdenken! Vielleicht aber wäre das Gegenteil das Verkehrte! Gewiß läßt sich schwer begreifen, daß oft hunderttausende hingeopfert worden sind, damit einer den allerdings auch vergeblichen Versuch macht, sich glücklich zu fühlen, daß Tausende in unwürdiger Sklaverei schmachten müssen, damit wenige ihre Zeit in unbefriedigendem Wohlleben verbringen, daß der ganze arische Volksstamm zu Knechten herabsinkt, damit ein weit niedriger stehender Volksstamm triumphiere. Vielleicht aber war es doch notwendig in der Entwicklung der Gesamtheit, und erst lange nach der Beendigung der Dinge hint der Menschengeist mit der Erkenntnis noch, und der Einzelwille, oder vielmehr der Wille im Einzelwesen kehrt nach Auflösung seines körperlichen Ausdrucks zu sich selbst zurück, befreit von dem bisherigen Bande der Erkenntnis, die den Gesamtüberblick verhinderten.

Und ist der Schopenhauer'sche Satz, daß mit dem Organ des Intellekts dieser selbst aufhören müsse, so absolut unanfechtbar? Das sind hier Alles aphoristische Andeutungen, deren Ausführung eine Reihe von Jahren erfordert. Wohl habe ich mich seit lange mit dem Gedanken getragen, diese durchgearbeiteten Ideen der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Daß es bisher nicht geschehen ist, haben übermächtige Gewalten verhindert. Aber geschehen wird es noch. Ich höre allseitiges Hohngelächter. Du, ein armjeliger, eben

dem Bankerott entronnener Schulmeister, gebildet in der Regulativzeit, dessen ganzer Stand von gar vielen nicht einmal zu den Gebildeten gezählt wird, der du hier und da einige Brocken von einzelnen Wissenschaften genascht hast, du willst Schopenhauers Gedanken fortführen? Maßlose, lächerliche Überhebung, Schulmeisterdünkel! Wozu in einer Beziehung ein Hartmann notwendig war, das will in anderer ein Schulmeister! Ich antworte darauf sehr ruhig: Ja, ich will!

Der lebendige Glaube, das unbedingte Überzeugtsein von Dingen, die dem Verstande nicht faßbar sind, ist das höchste Glück des Lebens, und unendlich beneidenswert sind alle, die ihn sich bewahrt haben. Sie sind gefeit gegen Alles, was das Elend dieses Lebens ausmacht.

Der grübelnde Verstand fängt aber gar leicht an zu zweifeln an der Wahrheit zunächst der einzelnen Religionsformen, dann an den Wahrheiten der Religion überhaupt, und das um so mehr, je mehr der Geist hinaufzustreben sucht in das Licht der Wahrheit. Sage mir Niemand, daß ein geistig geförderter Mensch arischen Stammes von diesen hangen Zweifeln nicht bedrückt gewesen wäre! Schwere Kämpfe sind mit diesem Zweifel verbunden. Mancher geht daran zu Grunde, körperlich oder geistig, mancher sucht sein Heil in wissenschaftlichen Forschungen, die ihn ablenken, die ihm eine neue Welt zeigen. Er kommt dann gar leicht in die Lage, seinen Verstand zum obersten Richter in allen, auch den unfassbaren Dingen, zu machen, er glaubt gar nichts mehr, ohne aber zur innerlichen Befriedigung zu kommen.

Diese innerlichen Kämpfe entstehen meistens in einem Lebensalter, in dem der Mann schon für seine Handlungen, auch in materieller Hinsicht, verantwortlich ist. Da er in der Regel dann den äußeren Dingen zu wenig Aufmerksamkeit zuwendet, so ist dies die Zeit, in der er von dem modernen Mephistopheles eingefangen und nie wieder losgelassen wird.

Arthur Schopenhauer wurde von mir der größte Apologet des Christentums genannt. Sein Alles überwältigender Geist, der alle Einwendungen mit einem Hauch seines Mundes fortbläst, kommt nun unferrn erschütterten Glauben zu Hülfe, indem er den Verstand zwingt, die Grundwahrheiten des Christentums als ewige und unabänderliche anzuerkennen.

Dadurch zwingt er die Gebildeten und Gelehrten, wieder einzusehen, daß die bisher milde belächelte, von den Semiten in Erkennung ihres Vorteils arg verspottete Religion der Volksmassen doch die höchsten und beseligenden ewigen Wahrheiten enthält, die allerdings untergeordnete Geister bis dahin nicht begriffen hatten. Es ist die Brücke, die Volksreligion und höchste Wissenschaft wieder verbindet, den geistig Hochstehenden, die ja die Religion äußerlich verehrten, weil ihr edler, nach dem Höchsten strebender Geist es unmöglich über sich gewinnen konnte, das Heiligtum ihres Volkes in den Staub zu ziehen, aber innerlich entfremdet waren, es ermöglicht, sich mit ihren Brüdern wieder eins zu fühlen. Auch der größte Forscher und Zweifler kann wieder inbrünstig beten. Er begreift

nebenbei auch, daß die Bruderliebe Christi mit dem Satze Kants: „Nichts in der Welt ist gut, als allein der gute Wille“, und der Lehre Schopenhauers, daß der Einzelwille sich eins fühlen müsse mit dem Gesamtwillen, durchaus identisch ist. Er begreift es, daß Christus wirklicher und wahrhaftiger Gott ist, denn sein Wille ist vollkommen eins mit dem Willen überhaupt.

Und auch die Wissenschaft ist hierdurch in Wirklichkeit und Wahrheit frei geworden. Sie ist in keiner Forschung mehr gebunden, noch verpflichtet, irgend ein Resultat derselben im Interesse der Volksreligion zurück zu halten.

Aber, wird man antworten, Schopenhauer ist doch ein Feind der Kirche. Wenn Du Dich lange mit demselben beschäftigt hast, mußt Du doch alle seine Angriffe auf diese kennen? Freilich kenne ich sie. Sie basieren teilweise auf der Engherzigkeit, die seinen Forschungen entgegen gesetzt wurden, teilweise auf der Erkenntnis, daß die tiefen religiösen Wahrheiten in menschliche Formen gezwängt und dadurch verdeckt seien nach dem Satze Rousseaus: „Alles ist gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, aber Alles verdirbt unter der Hand des Menschen.“

Eudlich bringt ihn dazu sein Streben, dem Willen, den er als allwissenden und ewigen nachweist, das Selbstbewußtsein, Erkenntnis seiner selbst abzusprechen und Intelligenz ohne körperliches Organ zu leugnen. Das erstere ist ein Widerspruch in sich, zu dem er durch seinen unbedingten Pessimismus gezwungen wurde, die letzte Behauptung wird hinfällig, wenn die erste fällt.

Bezüglich der Formen aber hat er teilweise recht. Zu jedem Ding ist eine Form notwendig, und wenn uralte Formen nicht mehr modern sind, so sind sie um so mehr durch ihr Alter geheiligt, und jedes Rütteln an einer Form kann den Inhalt beschädigen.

Beide Schwesternkirchen haben aber Zeiten erlebt, in der die Form das wesentliche war, der Inhalt zurücktrat; und solche Zustände verdienen, von einem Mann wie Schopenhauer gezeißelt zu werden.

Beide Kirchen sind bemüht, den Inhalt wieder zur Hauptsache zu machen, ohne die äußere Form zu verletzen. Ich erinnere nur auf katholischer Seite an den Erzbischof Ketteler in Mainz und vor allen Dingen an den jetzigen Papst Leo XIII., auf protestantischer Seite an den so viel geschmähten A. Stöcker. Daß er die alten geheiligten Formen wieder mit lebendigem Inhalte zu füllen sucht, das ist sein unvergängliches Verdienst für alle Zeiten.

Wüßten die Schwesternkirchen, die beide zu ihrer Ehre, ursprünglichen Aufgabe zurückkehren, doch endlich aufhören, über die Nichtigkeit ihrer Formen zu streiten und das Gegebene in dieser Hinsicht willig als Gegebenes hinnehmen! Dreimal habe ich die Feder angefaßt, um diese sämtlichen Erörterungen, die hier doch absolut nicht hergehören, zu streichen, aber doch habe ich es unterlassen. Auch einen andern Platz habe ich gesucht, denn man wolle daran denken, was diese Auseinandersetzungen mit dem Fall Treitel

zu thun haben, aber nicht finden können. Wenigstens eins wird der Leser daraus ersehen, daß ich von meinem Standpunkte durchaus berechtigt bin, mich unbedingt auf die Bibel als Quelle der Wahrheit zu berufen, dabei aber aus derselben rückwärtslos das herauszulesen, was wirklich darin steht, daß ich ferner berechtigt bin, in einem Atem mich auf Darwin zu berufen und zugleich anbetend vor meinem Gott niederzuzufinken.

Den zweiten Vorwurf des Egoismus kann ich kürzer beseitigen. Ein Mensch, der seinen Willen in den Dienst des Gesamtwillens zu stellen sich bemüht, sollte eigentlich nicht über ein persönliches Glück in eine so verzückte Stimmung geraten. Der Verdacht, daß der reinste Egoismus doch, wenn auch versteckt, den Grundzug meines Wesens bilde, ist nicht abzuweisen. Man wolle aber menschlich richten.

Viele Jahre war ich abgehezt. Keine Ruhe hatte ich bei Tag und Nacht. Ich schreckte zusammen, wenn an der Klingel gezogen wurde, weil ich jedesmal etwas Schreckliches vermuten mußte. Die bekümmerten Gesichter der Meinen schnitten mir ins Herz. Jeder Tag konnte Schlimmes bringen, fast an jedem Tage hatte ich Sorgen, wie ich die Meinen sättigen und doch den äußern Schein wahren sollte. Und das sollte jetzt mit einem Schlage anders werden! Frei und unabhängig sollte ich sein, die Meinen beglücken, meinen Studien, der ganzen Menschheit leben können? Da läßt sich mein Zustand wohl begreifen. Nein, egoistisch war meine Freude nicht.

Nun wird mir vorgeworfen, daß ich das Judentum bekämpfe und doch von einzelnen Juden Wohlthaten genossen hätte. Ich will den Einzelnen ihr Verdienst um mich nicht rauben. Wenn ich auch im Stande bin, bei Allen rein egoistische Triebfedern nachzuweisen, ich will es nicht thun. Der weitere Verlauf und vor Allem das Schlußkapitel werden das Weitere ergeben. Der arische Volkscharakter ist darum trotz aller Schlägen so hoch stehend, weil er den christlichen und den mit ihm identischen höchsten philosophischen Gedanken, der bei ihm von Hause aus so schöne Anknüpfungspunkte fand, in sich aufgenommen und untrennbar mit sich vereinigt hat. Die Bruderliebe, die Hingabe des Einzelnen an die Gesamtheit, ist die Grundlage derselben.

In dieser Richtung bewegt sich auch der Geist der fortschreitenden Kultur überhaupt. Daher sind wir Arier Träger derselben, nicht etwa deshalb, weil wir durch allerlei schöne Erfindungen von Eisenbahnen, Dampfschiffen zc. die Annehmlichkeiten des Daseins etwas erhöht oder auch nicht erhöht haben.

Der Jude vertritt das Prinzip des reinsten und erbarmungslosesten Egoismus. Auf zerstörten Existenzen baut er sein Glück auf, hat dies gethan seit vielen Jahrtausenden und wird dies thun, bis äußerer, unbedingter Zwang es ihm unmöglich macht.

Hat er sein Ziel erreicht, so ist er ja gegen die Vernichteten wohlthätig, oft ernsthaft wohlthätig, nicht bloß zum Schein, wie viele Segner der Juden behaupten. Etwas Menschliches findet man ja selbst bei ihnen, da sie doch auch das hehre Menschenantlitz tragen.

Durch diesen nackten Egoismus richtet aber der Jude den ideal angelegten Arier zu Grunde, und will sich denselben in seiner Eigenart erhalten, so kann er den Juden nicht einen Augenblick länger dulden.

Die Arier sind auch Menschen mit menschlichen Schwächen. Sie sind ja durchaus nicht frei von unberechtigtem Egoismus, streben nur darnach, ihn immer mehr einzudämmen. Gar viele von ihnen haben aber eingesehen, daß der Jude mit seiner rücksichtslosen Selbstsucht weiterkommt, als der Arier. Sie suchen ihm daher im selbstsüchtigen Streben gleichzukommen, wobei sie allerdings ihren eigenen innern Menschen vollständig betäuben müssen. Diese werden dann schlimmer, als die Juden selbst; deutsche Wucherer übertreffen den Juden noch, wenn nicht an Schlaueit, so doch an Grausamkeit. Andere begeben sich in den Dienst der Juden, verraten ihr eigenes Volk und lassen sich zu jeder Schandthat gebrauchen. Diese Vergiftung des Volkscharakters durch die Juden ist noch viel schlimmer, als die soziale Ausfaugung.

Noch jedes Volk haben die Juden auf diese Weise moralisch und materiell zu Grunde gerichtet und dem sichern Untergang entgegengeführt. Der Jude ist daher der unbedingte Feind eines jeden Kulturfortschritts und muß unter allen Umständen beseitigt werden.

Nun noch zur letzten Frage. Du hast in Deiner Uebernahme der Bürgerschaft eine unüberlegte Handlung begangen. Bist Du nicht verpflichtet, die Folgen zu tragen? Mit welchem Recht verlangst Du fremde Hilfe? Allerdings hatte ich die Folgen zu tragen und hatte keine Hilfe zu beanspruchen. Die Strafe hätte darin bestanden, daß ich mir die ca. 3000 Mk. hätte von meinen Bedürfnissen absparen und allmählich tilgen müssen. Entbehrung und vermehrte Arbeit wären hierbei unerlässlich gewesen. Selbst die Christellerschen 6000 Mk. hätten sich auf diese Weise tilgen lassen. Wogegen ich Hilfe suchen mußte, das war das entsetzliche Verderben, in das ich hierdurch gezogen wurde, gegen die schamlose Ausbeutung, der es um Tilgung der Verpflichtung in keiner Weise zu thun war, und die unter allen Umständen gehindert wurde. Solche Thorheiten, wie es meine Bürgerschaft war, begeht in einem bestimmten Lebensalter aber fast Jeder. Die idealen Jugendfreundschaften, von denen der Jude nichts weiß, sind nur ein Ausfluß des germanischen Geistes, der in jenem Alter das Allgemeine in dieser Form zu fassen, seinen Einzelwillen auf diesem Wege der Allgemeinheit dienstbar zu machen sucht. Sie bilden den notwendigen Uebergang von dem unbewußten Egoismus des Kindes zur bewußten Menschenliebe des Erwachsenen.

Diese Jugendfreundschaften treiben unsere edelsten und genialsten Jünglinge haufenweise in den Abgrund, denn dahinter steht Mephistopheles, der Einzelne gebunden hat, welche dann die Freunde ihm verknüpfen und mit sich gemeinsam in den Abgrund ziehen.

Gott sei Dank, endlich kann ich mich diesen theoretischen Erörterungen entziehen und wieder zu den Thatsachen kommen, auf deren Entwicklung der Leser schon längst ungeduldig gewartet haben wird.

Meine Freude über meine endliche Erlösung habe ich oben genugsam dargestellt. Dieselbe war groß genug, mich zu der größten Dummheit meines Lebens zu veranlassen, die die Summe aller übrigen Dummheiten in sich begreift. Am anderen Morgen kam zufällig mein Schulinspektor in meine Schule, und ich erzählte ihm hocherfreut von meiner Erlösung, ohne aber Namen zu nennen. Am Tage darauf oder am nächstfolgenden Tage erhielt ich von der städtischen Schuldeputation die Aufforderung, sofort den Nachweis meiner Schuldenregulierung zu führen, widrigenfalls unumsichtiglich das Disziplinarverfahren beantragt werden würde. Ich antwortete sofort, stellte kurz die Bemühungen während des letzten Jahres fest, sandte den vertraulichen Aufruf des Komitees mit ein und machte die Eröffnung, daß innerhalb einer Woche Herr Moritz Treitel meine sämtlichen Verbindlichkeiten gedeckt haben werde. An demselben Tage noch brachte ich die erste Serie meiner Gläubiger zu Herrn Treitel. Zu meinem größten Leidwesen machte derselbe nicht den geringsten Abzug trotz meiner dringenden Bitte, behandelte die Gläubiger sehr artig, beschenkte einen derselben sogar noch obenein mit einem fast neuen Ueberzieher. Ihre Schuldtitel mußten sie nach Empfang des Geldes an ihn abliefern. Es wurden an diesem Tage über 900 Mk. ausbezahlt. Am nächsten Tage erschien ich mit der zweiten Serie. Die Gläubiger warteten unten, während ich zu Herrn Treitel hineinging. Diesmal wurde mir ein sehr schlechter Empfang zu teil. Herr Treitel sagte: Einem Menschen, wie Ihnen, ist nicht zu helfen. Sie haben Ihrer Behörde mitgeteilt, was Sie doch sorgfältig hätten verschweigen müssen. Heute ist der Justizarius der städtischen Schuldeputation, Herr Dr. Horwitz, bei mir gewesen, und in Folge dessen ist es mir unmöglich, auch nur noch einen Pfennig zu zahlen. Mich geht es ja nichts an, daß Sie Antisemit sind, aber ich bin auch nicht unabhängig. Schicken Sie die Leute nur ruhig nach Hause! Ich überlasse es dem Leser, sich den Eindruck dieser Worte auf mich selbst auszumalen! Herrn Treitel konnte ich im Augenblick gar nicht antworten, doch mochte mir dieser den Eindruck seiner Worte vom Gesicht ablesen. Er wurde augenscheinlich von Mitleid ergriffen und sagte mir: „Hier haben Sie Geld, nehmen Sie sofort eine Droschke und fahren Sie zum Justizrat Dr. Horwitz. Er hat mir gesagt, daß er bis 5 Uhr zu sprechen sei. Bringen Sie von ihm eine Karte, dann zahle ich sofort weiter!“ Ich that auch diesen Schritt, für den ich Goti und Menschen um Verzeihung bitte, denn was derselbe bedeutete, wird sich der einsichtige Leser selbst sagen. Ich kam noch zur rechten Zeit, ließ mich anmelden, wurde aber nicht empfangen. Auf meine Frage, ob ich morgen oder übermorgen wieder kommen dürfe, wurde mir gesagt: „Der Herr Justizrat verreist morgen auf mehrere Tage nach Leipzig.“ Ich ging nach Hause. Ein Glöcklein läutete in meinem Ohr. Es war wohl mein und der Meinen Totenglöcklein. Vor dem Drantienburger Thor in einem Schaufenster hing ein Bild, die Grabstätte Heinrichs v. Kleist darstellend. Dann aber bemeisterte sich starre Entschlossenheit meiner Seele. Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten! Plötzlich nahmen die Töne einen anderen Klang an. Das Glöcklein läutete fröhlich und hoffnungsfreudig.

Es läutete zu der Geburtsstunde dieses Buches. Wenn nichts, so hätte mich sonst der letzte, von tiefem Erbarmen durchdrungene Blick des Herrn Treitel zum ewigen Schweigen in der Judenfrage veranlaßt. Meine Erfahrung ist die Mutter des Buches, Herr Dr. Horwiz der Vater desselben. Den Geburtshelfer lernen wir weiter unten kennen. Wollen wir hoffen, daß das Buch semen Eltern Ehre macht.

Die endliche Erlösung.

Mir hatte schon ein Blick auf die Arbeit eines Schreibers im Bureau des Herrn Justizrates gezeigt, was gegen mich im Werke war. Die städtische Schuldeputation hatte gegen mich beim königlichen Schulkollegium der Provinz Brandenburg das Disciplinarverfahren beantragt, wobei das vertrauliche Anschreiben des Komitees, welches als ein Anrufen der öffentlichen Wohlthätigkeit dargestellt war, als besonders belastend hingestellt worden ist. Ich wartete ruhig ab. Endlich erhielt ich ein mit Zustellungsurkunde versehenes Schreiben des königlichen Provinzial-Schulkollegiums. Es brachte die endliche, volle Erlösung. Der Leser wird staunen, wie das möglich sei, wenn ich ihm den Inhalt mittheile. Es hieß da: „Wir haben erfahren, daß Sie durch eigene Schuld in schwere Schuldverhältnisse gekommen sind. Wir erteilen Ihnen dafür, sowie für die Verpfändung von Gehaltsquittungen und die nicht zu billigende Anrufung der öffentlichen Wohlthätigkeit einen Verweis. Wir warnen Sie, sich in neue Schuldverbindlichkeiten einzulassen, widrigenfalls härtere Maßregeln gegen Sie ergriffen werden.“

Es ist ein Beweis unseres besonderen Vertrauens, daß dies nicht schon jetzt geschehen ist.“ So ungefähr lautete dieses Schreiben.

Freudiger hat mich wohl nie ein Schreiben berührt, wie gerade dieser Verweis. Derselbe wollte doch folgendes besagen: Für Deine alten Schulden soll Dir nichts geschehen, wenn nur das Anwachsen Deiner Schulden jetzt ein Ende nimmt. Das war volle und ganze Erlösung.

Meine Schulden waren niemals von der Höhe gewesen, daß ich sie nicht aus eigenen Einnahmen hätte tilgen können. Was meine Lage bisher so unhaltbar gemacht hatte, waren die ungeheueren Wucherzinsen, diese aber mußte ich zahlen, weil ich in ewiger Angst vor der städtischen Behörde lebte. Die dauernden Drohungen, die fortwährenden Ermahnungen, es nicht zu neuen Klagen kommen zu lassen, weil dann das Disciplinarverfahren eingeleitet werde, das Ausbleiben jeder behördlichen Hilfe gegen die Wucherer, hatten mich bisher dermaßen eingeschüchtern, daß ich den Wucherern auch nach Abpfändung meines Mobiliars und Einleitung des Gehaltsabzugsverfahrens notgedrungen jede Forderung bewilligen mußte, um nur ja nichts Neues an die Behörde gelangen zu lassen. Jetzt war das alles vorbei. Wegen alter Klagen hatte ich ja nichts mehr zu befürchten. Ich trat allen Gläubigern energisch entgegen, erklärte ihnen, daß ich sie wegen ihrer Kapitalforderung nach und nach aus eigenem Einkommen befriedigen werde und zwar in der

Reihenfolge, die ich selbst für angemessen halte. Zinsen bezahle ich nicht mehr. Wer damit nicht zufrieden sei, der möge thun, was er nicht lassen könne. Allerdings waren sie alle höchlichst aufgebracht, besonders da sie annehmen mußten, daß ich sie im Fall Treitel absichtlich belogen hätte. Vor der Thür des Herrn Treitel soll es noch am 3. Tage zu schönen Aufstritten gekommen sein. Die zweite Serie hatte ich noch beim Verlassen der Treitelschen Wohnung zu morgen bestellt, die dritte war am diesem Tage ebenfalls angerückt. Es konnte aber jetzt Alles nichts helfen. Ihre Drohungen machten jetzt keinen Eindruck mehr, verminderten nur ihre Abzahlungsraten. Als sie das merkten, stellte sich ein ganz leidliches Verhältnis her. Seit dem 13. April 1886 hat man mich in Ruhe gelassen, ich gewann Zeit und Ruhe, meine Verhältnisse aus eigenen Mitteln allmählich gründlich zu ordnen.

In diesen glückseligen Zustand, den denkbar glücklichsten von allen, denn mir wurde die Möglichkeit gegeben, mich ganz aus eigener Kraft aus den traurigen Verhältnissen, allerdings durch jahrelange Arbeit, herauszuziehen, setzte mich eine einzige, sonst für einen Beamten höchst empfindliche Strafe. So strafte eine königliche, konservative, väterliche und ernste Behörde. Es ist wohl recht heilsam, das Verhalten der Vertreter meiner nächsten Behörde, wie es sich im Laufe meiner Darstellung gezeigt hat, damit zu vergleichen.

Es sind kleine, an und für sich unbedeutende Vorgänge, die ich hier dargestellt habe. Aber wie sich im Tröpfchen Wasser die Sonne, so spiegeln sich in diesen Vorgängen die gesamten gegenwärtigen Zustände unseres preussischen Vaterlandes mit ihrer Zweifelseelentheorie ab.

Auf welcher Seite ist wohl Gerechtigkeit, Liberalität, väterliches Wohlwollen, selbst bei ernster Strafe zu finden?

Hier wurde ich durch eine einzige Strafe gerettet, dort unter dem Deckmantel der größten Liberalität (d. h. Liberalität gegen die Blutsauger) mit vielen vergifteten Nadelstichen zu Tode gemartert.

Nummehr galt es, zu zeigen, ob ich mir selbst helfen könne, ob ich ein moralisches Recht hätte, meinen Ruin in dem Judentum und seinen noch schlimmeren Mamelucken, oder in meiner eigenen Willensschwäche zu suchen.

Es hieß also, nunmehr zuerst die Lage klar ins Auge zu fassen. Mein Mobilien war verkauft worden. Es wäre mir ein leichtes gewesen, dasselbe zu retten. Meine Frau hätte nur Intervention nötig gehabt. Wir wollten aber Alles hingeben, um uns moralisch vor jedem eigenen Vorwurf zu bewahren. Den größten Teil ließ der deutsche Beamtenverein verkaufen. Zwar hatte sich meine Schuld von 1300 Mk. allmählich auf 400 Mk. vermindert in vielen einzelnen Ratenzahlungen bis zu 5 Mk. herab. Aber die Kleinheit und Unregelmäßigkeit der Zahlungen schien dem Verein doch unangenehm zu sein, denn an die 10mal hätte er im Laufe der Zeit die Abholung beantragt, wodurch allerdings regelmäßige neue Kosten entstanden.

Auch vor dem endgültigen Verkauf hatte ich noch durch den Verjaß der Uhr eine Abzahlungsrate von 15 Mk. beschafft, aber es nützte nichts. Herr Makke, derzeit mit der Führung dieser Angelegenheiten im Verein betraut, erklärte, daß man die Scherereien mit mir endlich satt habe. Als ich, während der Wagen schon vor der Thür hielt, noch einmal zu Herrn Makke eilte, wurde ich nicht empfangen. Ähnlich ging es einem Bekannten, der noch einen letzten Versuch machte.

Das Mobiliar wurde für ein Butterbrot verkauft, der Verein befriedigt, die Kosten gedeckt. Mein eigenes Guthaben konnte ich von dem Verein nicht zurückerhalten, mußte vielmehr in Höhe desselben ein kleines Darlehn nehmen. Dann wurde ich später wegen Nichtzahlung der Beiträge aus dem Verein ausgeschlossen, kurz vor einer Generalversammlung, in der ich beabsichtigte, endlich auf den ursprünglichen, idealen Zweck des Vereins zurück zu kommen. Der Vorstand hat ja in Allem gesetzlich gehandelt, aber ich hatte doch wohl Grund, über die Entwicklung dieses meines Kindes, dem ich meine Existenz geopfert hatte, und das ohne mich sicher nicht lebte, meine eigenen Gedanken zu haben. Wesentliche Aemter bei demselben sollen in Juden Händen ruhen. Die Reste des Mobilars, soweit es pfändbar war, incl. Gardinen, ließen dann Andere abholen.

Jetzt, wo ich an eine gründliche Regulierung zu denken hatte, erwies sich das Fehlen aller Wertgegenstände als großes Glück. Konnte ich jetzt doch selbst, befreit von Sorgen, ganz nach Belieben Alles bestimmen.

Es hieß also, jetzt den Hausstand vom Grunde aus neu einrichten. Ich nahm Mobiliar auf Leihkontrakt, allerdings nicht in einem Abzahlungsgeßchaft. Nach mehreren anderen Versuchen wandte ich mich an meinen Freund Reihn, Langestraße 9, dem ich, wie ich oben gezeigt, zuerst durch die Gohrsche Bürgschaft verpflichtet wurde. Derselbe behandelte mich ehrenwert und ließ mir später noch neue Geldsummen dazu. Ihm bezahlte ich auf die Möbel nur eine kleine Miete, und größere Summen, die er erhielt, wurden als Abzahlung auf das Darlehn verrechnet. Es wurde dies nötig, damit nicht etwa die Möbel durch endliche Bezahlung zu früh in mein Eigentum übergingen. Dann würden sofort wieder Pfändungen erfolgt sein.

Darauf setzte ich einen Schuldentilgungsplan fest und zwar auf der Grundlage, daß ich mein gesamtes Gehalt, incl. Mietsent-schädigung, zur Tilgung der Schulden verwandte.

Die Familie mußte aus Nebeneinnahmen erhalten werden. Dieselben setzten sich zusammen erstens aus Nebeneinnahmen aus der Schule, zweitens aus dem Ertrage meiner schriftstellerischen Arbeiten.

Mit den Nebeneinnahmen in der Schule hatte es folgende Bewandtnis. Das Schulgebäude, ein Barackenhaus, hatte keine Schuldienerrwohnung, sondern nur ein ganz kleines, kaum bewohn-

bares Zimmerchen. Man konnte sonach keinen Schuldiener anstellen, übertrug daher die Funktionen desselben an mich. Zwar erhielt ich dafür keineswegs das Einkommen eines Schuldieners als Entschädigung, aber immerhin erwuchs mir daraus eine hübsche Einnahme. Die Arbeiten verrichteten Familienglieder, die nötigen Botengänge u. besorgte ich selbst, im Winter wurde eine Arbeitsfrau zu Hülfe genommen. Meine litterarischen Arbeiten aber wurden gut bezahlt. Beim Bezahlen meiner Schulden verfolgte ich das Princip, die kleinen Gläubiger möglichst zuerst zu befriedigen. Es machte sich Alles ausgezeichnet. In 4 Jahren, bis Ende 1889, waren $\frac{2}{3}$ meiner Schulden getilgt.

Ich setze die Abzahlungen eines Vierteljahrs hierher und bin bereit, aus Postquittungen und sonstigen Belägen die Richtigkeit Jedermann zu beweisen.

Einnahmen:	Ausgaben:
Gehalt Mk. 795,—	Gehaltsabzug Mk. 185,—
Mietsentschädig. " 150,—	Klemm " 25,—
<u>Mk. 945,—</u>	Nikolai " 20,—
	Zimmermann " 20,—
	Fischer " 4,55
	Hermann & Co. " 45,—
	Dann " 7,50
	Witzel " 10,—
	Möller I. " 10,—
	Möller II. " 30,—
	Schulgeld " 25,—
	Randow " 11,30
	Steuer " 27,—
	Nieder Schuh " 20,—
	Kastner " 10,—
	Balkien " 15,—
	Lehmann " 15,—
	te Poel " 15,—
	Gottsch " 10,—
	Kriegerverein " 15,—
	Möbelleihgeld " 38,—
	Stadthagen " 20,—
	Zastrow " 20,—
	Korpzuhn " 10,—
	Müller " 40,—
	Schuhmacher " 25,—
	Schulze " 200,—
	Miete " 150,—
	<u>Summa Mk. 1023,35</u>
Feste Nebeneinnahmen:	
Reinigung Mk. 95,—	
Reinig. des Hofes	
u. Bürgersteiges " 18,—	
Unterh. e. Lampe	
im Amtszimmer " 2,25	
Unterh. e. Lampe	
auf d. Hausflur " 2,25	
Heizung " 67,50	
<u>Mk. 185,—</u>	
Unsichere Nebeneinnahmen:	
Für 11 Leitartikel im Laufe des	
Vierteljahres Mk. 280,—	
+ " 185,—	
+ " 945,—	
<u>Summa Mk. 1410,—</u>	
ab " 1023,35	
<u>Rest Mk. 386,65</u>	

Diese 386 Mk. 65 Pf. reichten aber für den Hausstand vollkommen aus. Wir sahen, daß unsere Verhältnisse mit schnellen

Schritten der Gefundung entgegen gingen, neuer Lebensmut kehrte zurück. Dabei lebten wir nicht etwa schlecht. Wir hatten an den Wochentagen unser Fleisch, an den Sonntagen ab und an unsern Braten, konnten uns und die Kinder anständig kleiden, bei Familienfeiern unsere Freunde, deren Zahl allerdings bis auf 3 herabgegangen war, anständig bewirten, konnten sogar, wie ich das schon oben gesagt habe, allerdings nur mit der Hülfe des Chefredakteurs Herrn Debo Müller, der Artikel bezahlte, für die er noch gar keine Verwendung hatte, einen sechswöchentlichen Aufenthalt an der See nehmen, kurz, es war ein angenehmes Leben. Jetzt, da es vorbei ist, kann ich ja wohl einige genaue Angaben über unser früheres Leben machen, zunächst über mein persönliches. Ich habe niemals Bedürfnisse gehabt, die über die einfachste Ernährung und Bekleidung hinausgingen und wüßte gar nicht, wie ich selbst im Falle der Wohlhabenheit für mich Aufwendungen machen sollte. Ich habe selbst als Junggeselle keinen Gefallen daran gefunden, mit meinem Freunden die Zeit in Kneipen totzuschlagen und bin z. B. in den letzten vier Jahren, abgesehen von den letzten Monaten, in denen ich öfter Bekannte, die für mich Material sammelten, in Lokalen aufsuchen mußte, alljährlich noch nicht zweimal in ein öffentliches Lokal gegangen. Nichts demoralisirt leichter, als Schulden. Jeder Beamter, der von ewigen Sorgen dieser Art gequält ist, greift heißhungrig nach irgend einer Zerstreuung, nach dem Zustand momentaner Vergessenheit. Mancher trinkt übermäßig, wird schließlich Gewohnheitsstrinker, ein anderer sucht verbotenen weiblichen Umgang, ein dritter spielt.

Diese Wirkung ist fast eine regelmäßige, und dann ist nichts leichter, als später beim unabwendbaren Zusammenbruch Ursache und Wirkung zu vertauschen. Fast alle Vergewohnen, Verbreehen und sittlichen Defecte von Beamten, die von Zeit zu Zeit die Deffentlichkeit aufregen, sind nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen der Verschuldung.

Ich konnte von dem sehnsüchtigen Verlangen, doch auch durch materiellen Genuß momentane Vergessenheit zu finden, natürlich nicht frei bleiben. Mein guter Genius führte meine Pfeife in meine Arme, die alles das übernahm, was sonst schöne Damen, Trunk und Spiel besorgen, aber sie war harmloser in ihren Ansprüchen. Schlimm genug war es doch, daß eine Leidenschaft mich fesseln mußte. In früheren Jahren fehlte gar oft der Tabak, und Kastaniensblätter, mußten ihre Schuldigkeit thun. Solcher Tabak wuchs auf meinem Schulhose reichlich. Unter Beimischung von $\frac{1}{4}$ Pfd. Rippentabak für 10 Pf., ließ sich derselbe pfundweise herstellen. Unendlich schlimm aber war es, daß der Familie fast immer die Mittel zur Befriedigung der unabwendbarsten Bedürfnisse fehlten. Es kam so weit, daß wir von der Schwemmergerste, die wir aus der Brauerei sehr billig für die Hühner gekauft hatten, schließlich Kaffee herstellen mußten, ja am Ende — wende Dich entsetzt ab, Leser — haben wir mitunter aus den für die Hühner bestimmten Brotresten ein Mittagbrot bereiten müssen. Der Hungertod ist aber bitter, Geld hatten wir nicht, Kredit auch nicht, die verkärbaren Gegenstände

waren alle fort. Und all das so ersparte Geld wanderte in den Säckel der Juden, denn die kleinen deutschen Gläubiger waren alle froh, wenn sie ihr Geld wieder bekamen. Allerdings waren sie, weil sie wegen ihres Geldes besorgt wurden und sofort klagten, darum nicht angenehme Gläubiger.

Warum ich Dir, verehrter Leser, diese teils läppischen, teils schauderhaften Geschichten, so lebhaft vor Augen führe? Weil 60pCt. aller Beamten, von manchen Ministern angefangen, die allerdings teilweise einem ihren früheren Kollegen weniger Zinsen gegeben haben sollen, bis zum Weichensteller herab, ferner mindestens 60pCt. aller kleinen deutschen Fabrikanten, Kaufleute und Arbeiter, 90pCt. aller Offiziere, 99pCt. aller Handwerker, genau in demselben Verhältnisse leben, ebenso darben und ebenso geschickt verstehen, dies vor der Welt zu verstecken, wie wir es verstanden haben.

Seid doch einmal alle ehrlich und gesteht, daß gegen die Knechtschaft der Jetztzeit alle frühere, auch unter Napoleon I. nur Kinder spiel gewesen ist. Wer wird sie enden? Noch steht es bei dem deutschen Volk selbst, dies zu thun. Andernfalls wird das Schicksal dies durch die Russen oder Socialdemokraten besorgen.

Vom 13. April 1886 ab war ich allerdings diesen Zuständen entronnen. Meine Verhältnisse gestalteten sich allmählig recht angenehm; wir konnten anfangen, für unsere Kinder einen Notgroßen zurückzulegen, unsere ganze Lebensführung gewann einen anderen, behäbigeren Zuschnitt, wir gediehen körperlich und geistig. Die größeren Gläubiger wurden durch das Gehaltsabzugsverfahren befriedigt, die übrigen fertigte ich allmählig selbst ab, wie denn in den 4 Jahren über 10000 Mark bar von mir bezahlt sind. Mit den schließlich verbleibenden Gläubigern Damm, Zimmermann pp. glaubte ich auf dem Wege der Civilklage fertig zu werden. Jetzt, wo ich Drohungen bezüglich Anzeigen bei der Behörde mit Ruhe entgegensehen konnte, fühle ich mich als freier Mann.

Also von all' den Tausenden war doch einmal einer den heutigetierigen Krallen entschlüpft!

Der Haß aber, den das Judentum und seine Mamelucken auf mich geworfen hatten, war damit nicht beseitigt. Judenthaß ist unverföhnlich und reicht über das Grab hinaus.

Andererseits war es mir auch trotz aller Selbstbeherrschung unmöglich, vor meinen Augen mein Vaterland in den Abgrund rollen zu sehen, ohne mich dem zu widersetzen.

Als einzelne Person hätte man mich wohl in Ruhe lassen können, aber man durfte es des Beispiels halber nicht.

Schon fing es an, sich in der Lehrerschaft hier und dort zu regen. Vor dem Halle'schen Thor traten sogar manche Lehrer offenen konservativen, socialreformerischen oder antisemitischen Vereinen bei. Ein warnendes Exempel an einem in weiteren Kreisen bekannten Parteiangehörigen wurde notwendig. Aber wie war dies zu schaffen? Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für'n Pferd!

Das sonst fast unfehlbare Rezept, einen misliebigen Beamten in Wucher Schulden zu verwickeln und dann mit der friedlichsten und

mitleidigsten Miene von der Welt in seiner eigenen Sauce schmoren zu lassen, war diesmal mißlungen.

Ein weiteres Bubenstück wurde daher ausgedacht, mich, es koste, was es wolle, zu beseitigen, dabei moralisch mit Schmutz zu bewerfen und so unschädlich zu machen.

Die offensichtlich falschen Denunciationen mußten selbstverständlich Meineide und andere Verbrechen im Gefolge haben, aber das deutsche Volk ist ja bereits so korrumpiert, daß das Judentum nur zuzugreifen braucht, um willige Handlanger zu finden, zumal es ja stets in der Lage ist, und im Berliner Schulwesen unbedingt, reichlich zu belohnen. Sollten manche Leser bei den nachfolgenden Darstellungen auf den Gedanken kommen, daß somit in Berlin überhaupt nur noch der Unrat an die Oberfläche kommen könne, so ist das nicht meine Schuld.

Meine amtlichen Verhältnisse.

Als ich an die 147. Gemeindeschule versetzt wurde, die unter dem Schulinspektor Herrn Reinecke stand, wurde ich in Verhältnisse gebracht, die bisher wohl noch an keiner Schule der Welt bestanden haben. —

Es ist bekannt, daß der Norden Berlins wegen seiner billigeren Mieten hauptsächlich einen Zufluchtsort für eheverlassene Frauen, Wittwen und ganz verarmte Arbeiter bildet. Da die Kinder dieser Leute sich teilweise selbst überlassen sind, so verkommen sie, lernen alle möglichen Schlechtigkeiten, und die vielen Schlupfwinkel bieten ihnen auch einen Zufluchtsort für die Nacht dar. Welche Sorgen der Schule aus solchen Kindern erwachsen, bedarf keiner Erörterung.

Als die 147. Gemeindeschule gebildet wurde, lieferten alle Schulen der Nachbarschaft ihre gesamten Kinder dieser Art an diese ab. In meiner, der dritten Klasse, befanden sich unter 51 Schülern 42 mit Nr. III „ungenügend“, waren durchweg 12 bis 14 Jahre alt und mit allen Untugenden vollständig bekannt. In den übrigen Klassen waren die Verhältnisse um nichts besser. Dazu erhielt die Anstalt zu 10, dann 13 Klassen nur 3 Lehrer. Der älteste davon war von seiner bisherigen Schule sehr wider seinen Willen versetzt worden. Der zweite, erst ein halbes Jahr in Berlin, hatte sich schon eine viermalige Versetzung gefallen lassen müssen. Der dritte, 20 Jahre alt, soeben erst vom Seminar kommend, ist später nach Chili ausgewandert. Sonst hatte ich nur Lehrerinnen, darunter auch eine Jüdin, so daß ich in die vierte Knabenklasse, zu großenteils zwölfjährigen Knaben, eine Lehrerin schicken mußte. Meine ernstliche Beschwerde darüber wurde von dem Schulinspektor Herrn Reinecke schroff abgewiesen. Daß es mir gelang, diese Schule emporzubringen, rechne ich mir als ein großes Verdienst an. Zur Ruhe ist die Schule erst nach mehreren Jahren gekommen. Bald wurden fliegende Klassen eröffnet, dann wieder eingezogen, dann kamen wieder neue fliegende Klassen, die wieder aus den schlechtesten Kindern bestanden.

Unmittelbar neben meiner Schule befindet sich die 73. Gemeindegemeinschaft unter Leitung des Direktors Herrn Fiez. Ich bin mit diesem Herrn niemals, weder in Gutem noch in Bösem, in andere als amtliche Beziehungen getreten. Um so erstaunter war ich daher, daß dieser Herr, doch wohl kaum aus eigenem Antrieb, eine gehässige Stellung gegen mich einnahm. Ich hatte auf meinem Hof eine Anzahl Hühner, die mir in meiner damaligen Lage sehr notwendig waren. Ihn konnten dieselben nicht lästig werden, da sich zwischen unseren Grundstücken ein hoher Zaun befindet. Gleichwohl beschwerte er sich bei der Behörde über dieselben, und ich wurde gezwungen, diese einzusperrern. Später kamen mir die Gärtner zu Hülfe, welche erklärten, daß sie kein Gras mehr ansäen werden, ich daher die Hühner jetzt wieder laufen lassen könne. Sehr viel später hatte der Direktor Fiez mit seiner Schule einen Ausflug gemacht, die Schuldienerfrau hatte dies benutzt, um auf dem Hof etwas Wäsche zu trocknen. Der Direktor war aber früher zurückgekehrt, als man erwartete, hatte die Wäsche zu Boden gerissen und angeblich mit Füßen getreten. Da kam die Frau weinend zu mir herum mit der Bitte, die Wäsche auf meinem Hof trocknen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir, daß sie endlich ihr Herz ausschütten müsse. Der Direktor Herr Fiez habe wiederholt ihren Mann aufgefordert, meine Hühner zu vergiften. Nachdem dies abgelehnt worden, hätte er die Hühner selbst durch Steinwürfe über den Zaun zu töten gesucht, wobei er einmal einen argen Fall gethan hätte. Der Direktor notiere alles und jedes über mich, besonders auch, wenn ich einmal während des Unterrichts aus der Schule herausgehe, was er stets von einem meiner Lehrer erfahre, und dann schreibe er darüber Berichte, die ihr Mann erst zu dem Schulinspektor Herrn Reinecke, dann, als wir einen anderen Schulinspektor bekamen, zu dem Herrn Dr. Zwick hätte bringen müssen. Ein solcher Bericht müsse wohl nicht gut ausgefallen sein, denn Herr Fiez hätte ihn durchgerissen, in den Papierkorb geworfen und einen neuen geschrieben. Den durchgerissenen besäße ihr Mann jetzt noch. Ich habe der Frau auf alle diese Mitteilungen keine Antwort gegeben, denn mich ließen diese Berichte des Herrn Fiez sehr gleichgültig, auch konnte ich die Wahrheit derselben nicht prüfen. Thatsache war freilich, daß ich auf meinem Schulhofe, der von der Straße bei verschlossenen Thüren absolut unzugänglich ist, eines Abends zwei Hühner tot vorfand.

Am anderen Abend lag wieder ein Huhn auf dem Hof, dem der Schenkel zerschmetterte war. Kinder hatten des Nachmittags den Schulhof nicht betreten. Ich hatte natürlich keinen Grund, irgend eine Person zu bezichtigen, am allerwenigsten aber den benachbarten Schuldiener, da dieser an den Tieren seine Freude hatte und ihnen tagtäglich Speisereste über den Zaun warf. Irgend welche heimlichen Berichte aber mußten den Schulinspektoren zugegangen sein, denn ich wurde wegen meines wiederholten Weggehens aus der Schule zur Rede gestellt, was doch von diesen Herren niemals einer wahrgenommen hatte. Ich war allerdings wiederholt in der Lage gewesen, das Schulhaus vorzeitig verlassen zu müssen, hatte mir dann aber stets von meinem nächsten Vorgesetzten schriftlich Urlaub

erbeten, auch unter den Lehrern einen Vertreter ernannt. Trotzdem müssen die Berichte nicht ohne Wirkung geblieben sein. Bei einer Revision, die der Herr Schulinspektor Keinede während 10 Minuten in drei Fächern in meiner Klasse abhielt (man denke an die Zusammenziehung der Klasse), sprach er sich unbefriedigt aus, was mir in meiner 24jährigen Lehrerlaufbahn weder vorher noch nachher vorgekommen ist, und kam dabei auf mein wiederholtes Verlassen der Schule zu sprechen. Einige Wochen später erschien der Herr Stadtschulrat Professor Dr. Bertram in Gemeinschaft mit dem Herrn Schulinspektor in meiner Klasse und verweilte dort zwei und eine halbe Stunde. Ich mußte so ziemlich alles Durchgenommene vorführen, und der Herr Schulrat prüfte selbst jedes Kind. Als er fortging, sagte er wörtlich Folgendes: „Daß Sie es so vorzüglich verstehen, wie nur irgend einer, weiß ich längst, aber ich hatte Bedenken, ob Sie es auch so vorzüglich machen würden, weil Sie öfter aus der Schule gegangen sein sollen. Ich freue mich aber, daß ich Ihnen wegen Ihrer Leistungen meine volle Anerkennung aussprechen kann. Machen Sie nun, daß Ihre persönlichen Verhältnisse in Ordnung kommen!“

Ich möchte den Mann sehen, der es wagen würde, und dann wahrscheinlich nicht ohne eigenen Schaden, Herrn Schulrat Dr. Bertram einen Bericht abzustatten, zu dem er nicht berufen ist. Ihm mußte also amtlich darüber etwas mitgeteilt sein, daß ich die Schule ohne Urlaub verlassen hätte, was doch durchaus mit der Wahrheit nicht übereinstimmte. Dem Leser wird es klar sein, weshalb ich mehreremal Urlaub bedurfte. Ich hatte Termine auf dem Gericht wahrzunehmen. Später habe ich freilich lieber ein Versäumnisurteil ergehen lassen, als daß ich um Urlaub gebeten hätte. Daß ich aber aus meinen Kindern etwas zu machen verstand, konnte die Thatsache beweisen, daß einer meiner Schüler, der eine Freistelle an der höheren Bürgerschule am Andreasplatz erhalten hat, seit Jahren in seiner jeweiligen Klasse primus ist, mehrere andere, die ich nach einer Präparandenanstalt gebracht habe, von dort die vorzüglichsten Zeugnisse bringen, dreißig bis vierzig andere, die als Lehrlinge von mir bei Großkaufleuten, z. B. Lissauer, Cords &c., ferner bei Handwerksmeistern, in Buchdruckereien, endlich auch auf Unteroffizierschulen untergebracht wurden, sich ohne Ausnahme vorzüglich bewähren. Gar viele Kinder sind wohl aus meiner Schule nicht entlassen, ohne daß ich für ihr weiteres Fortkommen gesorgt hätte.

Als Herr Dr. Zwick die Schule übernahm, wurde das Verhältnis noch weniger erträglich. Herr Rektor Fiez, dem ich trotz alles Vorgefallenen niemals mit einer Miene zu nahe getreten war, mußte irgend ein Abkommen mit dem Schulkommmissionsvorsitzer Herrn Randow getroffen haben, der beiden Schulen die neuen Kinder zuzuweisen hatte. Ich bekam durchaus nur schlechte Kinder, sodaß mein ganzes Lehrerkollegium in Entrüstung geriet. Herr Randow war allerdings von Herrn Fiez abhängig, sofern er als Buchbindermeister für die Fortbildungsschule des Herrn Fiez die Materialien lieferte. Endlich gelang es mir, die Ungerechtigkeit des Einschulens an einem bestimmten Fall in unzweifelhafter Weise festzustellen.

Herr Randow hatte zwei sehr sauber gekleidete Kinder Herrn Fiez überwiesen. Bei der Aufnahme hatte Herr Rektor Fiez aber festgestellt, daß die Kinder körperlich und geistig sehr gebrechlich waren. Er schickte die beiden Kinder mit einem Knaben der ersten Klasse einfach zu Herrn Randow zurück, dieser strich die Zuweisung aus und wies sie meiner Schule zu. Jetzt schickte ich über diesen und noch einige andere Fälle eine Beschwerde an die Schuldeputation zu Händen des Herrn Schulinspektors Dr. Zwick. Der Herr Schulinspektor hat dann als Beweis, daß er die Beschwerde erhalten hat, wohl mit mir und Herrn Rektor Fiez über den Fall gesprochen, bei welcher Gelegenheit sich noch eine andere, schwer zu entschuldigende Handlung des Herrn Rektors Fiez gegen mich herausstellte, aber von der Behörde habe ich nie eine Antwort erhalten. Wäre es nicht unglaublich, so müßte ich fast annehmen, daß die Beschwerde gar nicht ihren vorchriftsmäßigen Weg gefunden hat. Also abermals friedlos und rechtlos!

Zeigte sich so in Allem das Bestreben, mir von allen Seiten her die schlechtesten Kinder zuzuführen, so hatte ich auch halb Grund zu dem Glauben, daß ein Teil der meiner Schule überwiesenen Lehrer speziell für mich ausgesucht war.

In der Schule des Rektors Fiez befand sich ein Lehrer Herr Berner. Derselbe hatte sich die Unzufriedenheit des Schulinspektors, Oberturnwartes und Rektors wegen nicht genügender Leistungen zugezogen. Als der Rektor ihn etwas unsanft behandelte, denuncierte er denselben bei dem Schulinspektor Herrn Keinecke und mischte dabei Sachen hinein, die gar nicht dahingehörten. Seit Jahren hatte er im Geheimen viele Bemerkungen des Rektors notiert und teilte diese im vertrauten Kreise gefallenen Äußerungen dem Schulinspektor mit. So sagte er demselben, der Rektor hätte seine Lehrer ermahnt, vorsichtig zu sein, denn der neue Schulinspektor heiße Keinecke, und was das bedeute, wisse ein Jeder. Herr Fiez bewirkte die Versetzung des Herrn Berner, und zu meinem größten Erstaunen wurde derselbe an meine Schule gebracht, die unmittelbar neben der seinen lag. An der Schule des Herrn Fiez befand sich ferner seit 10 Jahren der Lehrer Michelchen. Derselbe soll ein ganz ausgezeichnete Lehrer gewesen sein, wurde aber von einer Geisteskrankheit befallen und in ein Irrenhaus gebracht. Am 1. October 1889 wurde mir mitgeteilt, daß dieser Lehrer an meine Schule versetzt sei. Mir war dies ganz unbegreiflich, denn wurde er versetzt, um für den Fall seines Eintritts neue Kinder zu erhalten, die seine Krankheit nicht kannten, so durfte er doch nicht an meine Schule kommen, in der er jedem Kinde bekannt war. Bezüglich des Herrn Berner wurde ich gleich bei seinem Eintritt von dem damaligen Lehrer, jetzigen Rektor Brüning, auf's entschiedenste gewarnt. Am meisten mußte ich mich vor seiner Freundlichkeit in Acht nehmen. Jeden Vorfall bringe er als eifriger Reporter sofort in die Zeitungen. Das alte Lehrerkollegium habe ihn auf's entschiedenste gemieden. Als die ewigen Zeitungsnachrichten demselben aber zu unangenehm wurden, hätten einige Kollegen beschlossen, ihm einen Dankzettel zu geben. In Herrn Berners Gegenwart hätte ein Kollege dem anderen

eine ausführliche Geschichte von einer entdeckten Falschmünzerbande erzählt, auch Haus und Namen dabei angegeben. Am anderen Tage hätte diese Nachricht in allen Zeitungen gestanden, doch wären Herrn Berner daraus große Schwierigkeiten bei der Polizei entstanden, auch hätten sich einige Zeitungen geweigert, fernerhin von ihm Reporterberichte anzunehmen. Herr Berner sei eine dämonische Natur, und er fürchte, derselbe sei nicht umsonst zu mir geschickt. Seine politische Anschauung wechselte er tagtäglich, je nachdem die liberalen oder konservativen Zeitungen ihm besser bezahlten. Als dieser Herr einige Zeit an meiner Schule war, besuchte er mich und teilte mir mit, daß er überaus glücklich sei, an meiner Schule zu unterrichten. Er wäre an der alten Schule ein dem Tode verfallener Mann gewesen, da ihn in Folge des Argers wiederholt Blutstürze befallen hätten. Jetzt werde er human und gerecht behandelt und erhole sich zusehends. Er werde mir dafür ewig dankbar sein. An meiner Schule gehe auch alles reell zu, bei Herrn Fietz sei aber manches Schwindel. So würden z. B. die besten Zeichnungen der Knaben aufgehoben und bei den Prüfungen öffentlich als neue Zeichnungen ausgestellt, während die Knaben doch längst eingeseget seien.

Daß der Lehrer Herr Klopstech, bevor er an meine Schule kam, in einem halben Jahr bereits viermal versetzt war, habe ich schon oben gesagt. Als Lehrer konnte ich über ihn nicht klagen, doch scheint er wegen einer anderen Sache einen großen Haß auf mich geworfen zu haben. Ich hatte mein Amtszimmer, weil ich nicht in der Schule wohnte, häuslich eingerichtet, sogar ein Sopha hineingestellt. Nun hatte sich bald nach Eröffnung der Anstalt Herr Klopstech wider mein Wissen mit einer jungen Lehrerin, häufig sogar mit zweien, verabredet, sich des Nachmittags, wenn kein Unterricht war, in meinem Amtszimmer zu treffen, damit er der einen oder anderen dort Unterricht im Geigen erteile. Als ich davon erfuhr, hielt ich es aus mehrfachen Gründen für nötig, dies durch Verschließung des Amtszimmers unmöglich zu machen. Herr Klopstech war hierüber sehr erbittert, doch vergaß ich diesen Vorfall sehr bald. Der Lehrer Wehle, welcher an meine Schule versetzt wurde, war an den vorhergehenden Schulen wegen grober Überschreitung seines Züchtigungsrechts in arge Verlegenheiten geraten, und schließlich war ihm dasselbe ganz entzogen worden. Ich mußte unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß einer Zusammenhäufung der schlechtesten Kinder mit so vielen Lehrern, die doch nicht ganz tadelfrei waren, insbesondere der Zuschreibung des Lehrers Berner, keine wohlwollende Abicht zu Grunde liegen könne. Grund zu amtlichen Tadeln oder zu Denunciationen seitens eines Lehrers mußte sich hier leicht finden lassen. Ich beschloß nach reiflicher Ueberlegung, mir das Herz des ganzen Lehrerkollegiums durch strengste Gerechtigkeit unbedingtes Wohlwollen und Entgegenkommen selbst auch in den kleinsten Dingen allmählich zu gewinnen und dadurch eine Begeisterung für den Beruf zu schaffen, die die Schule zu hoher Blüthe bringen sollte. Dies ist mir auch vier Jahre lang gelungen. Ich bin niemals einem Lehrer schroff entgegengetreten, habe auch Tadel in die schonendste Form ge-

kleidet, jeden persönlichen Wunsch erfüllt, die Unterstützungsgefuche mehrerer Lehrer warm befürwortet, sämtliche Beschwerden der Eltern in Güte erledigt, was keine leichte Sache war, da z. B. über Herrn Wehle fast wöchentlich von den Eltern die schlimmsten Dinge berichtet, endlich sogar mit allgemeinem Stricke gedroht wurde. Manche Kinder waren so gestoßen worden, daß sie sich schwere Verletzungen zugezogen hatten, andere waren mit Kindsvieh, Strolch, verkommenees Subjekt bezeichnet worden. Schließlich übernahm ich es, alle Kinder, die sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen, tagtäglich selbst zu bestrafen. Durch mein Entgegenkommen in jeder Hinsicht und meine unbedingte Gerechtigkeit bei den Versetzungsprüfungen erwarb ich mir denn auch schließlich das Vertrauen des ganzen Kollegiums, schlichtete Streitigkeiten unter demselben, und es vergingen einige Jahre der ungetrübten Eintracht und des eifrigsten Strebens. Die Schule wuchs ihrem inneren Werte nach zusehends und bereitete mir viele Freude. Ernste Schwierigkeiten entstanden allein durch den Herrn Berner. Bei einer Revision erklärte mir der Herr Schulinspektor, daß seine Klasse wenigstens in Naturkunde, in welcher er geprüft habe, die schlechteste sei, die er jemals kennen gelernt habe. Ich möge ihm den naturkundlichen Unterricht abnehmen. Ich erteilte diesen Unterricht hinfort selbst. Bald darauf erklärte Herr Klopstech, daß er Kinder nicht im Zeichnen unterrichten könne, die vorher bei Herrn Berner gewesen seien. Endlich beschwerte sich der Lehrer Wehle, daß die Kinder, welche er von Herrn Berner bekomme, absolut unbrauchbar seien, besonders im Diktat und Rechnen. Herrn Klopstech stellte ich dadurch zufrieden, daß ich Herrn Berner auch den Zeichenunterricht abnahm, Herrn Wehle machte ich darauf aufmerksam, daß doch die unter Aufsicht angefertigten Prüfungsarbeiten der Bernerschen Klasse ziemlich fehlerfrei seien. Von den Manipulationen, welche Herr Berner nachträglich mit den Arbeiten vornahm, wußte ich damals noch nichts. Herr Wehle war wirklich in schlimmer Lage, übrigens ein eifriger Lehrer, und ich bedauerte ihn, daß er sich in seiner sehr erklärlichen Aufregung oft zu schlimmen Dingen hinreißen ließ. Bei Herrn Berner wußte ich freilich nicht mehr, welchen Unterricht ich ihm zuteilen sollte, da Herr Dr. Angerstein ihm früher auch schon den Turnunterricht entzogen hatte. Persönlich war Herr Berner aber stets entgegenkommend, liebenswürdig und dankbar, und ich suchte alle Schwierigkeiten in Güte zu erledigen. Die Prüfungen ergaben im Allgemeinen ein immer schnelleres Aufsteigen der Schule, was auch der Herr Schulinspektor, der ebenfalls Vertrauen gefaßt zu haben schien, da er die Schule nur sehr selten besuchte, schriftlich bestätigte.

Dieses schöne Verhältnis wurde im März 1888 durch einen sehr grellen Misßklang gestört. Beim Tode Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm rief ich die Lehrer zu einer Konferenz zusammen und bat sie, in ihren Klassen die Kinder zu einer freiwilligen Spende von 5 Pfennigen pro Kind zu veranlassen. Den Betrag sollten 2 Lehrer zum Ankauf eines Kranzes benutzen, der an dem Sarge Sr. Majestät niedergelegt werden sollte. Zu meinem ungeheuersten Erstaunen erklärte mir der Lehrer Herr Wehle, daß er sich an der Besprechung

solcher Dinge durchaus nicht beteiligen könne und dringend bitte, von der Teilnahme an dieser Konferenz befreit zu werden. Ich bat ihn herzlich, doch unter den gegebenen Verhältnissen von solcher Bitte abzusehen. Er wiederholte dieselbe aber, worauf ich sie ablehnte. Ein großer Teil der übrigen Lehrer zeigte sich besorgt, daß die städtische Schuldeputation dies übel vermerken könne. (Für mich höchst charakteristisch!), einer erklärte, daß er für sich persönlich einen Beitrag geben würde, ein anderer enthielt sich der Abstimmung. Nur die beiden ältesten Lehrer, Herr Berner und Herr Heisegang, schlossen sich meinem Antrage an, der somit abgelehnt war. Man vergegenwärtige sich die damalige Situation! Schmerz sah man auf dem Antlitz eines jeden Deutschen bis zum rotesten Sozialdemokraten hin. Ein Berliner Lehrerkollegium aber lehnte aus Besorgnis vor unangenehmen Folgen bei der nächsten Behörde, die ich doch allein zu tragen gehabt hätte, jeden äußeren Ausdruck der Teilnahme ab. Ich sprang entrüstet auf und rief, meiner selbst nicht mehr mächtig, indem ich ausspie: „Pfui, ich schäme mich, Leiter eines solchen Kollegiums zu sein!“ und als Herr Wehle darauf antworten wollte, rief ich: „Scheeren Sie sich hinaus!“ Letzterer Ausdruck that mir bald darauf leid, und ich habe keinen Anstand genommen, Herrn Wehle später vor dem Kollegium mein Bedauern hierüber auszusprechen. Nunmehr ging ich kraft eigener Machtvollkommenheit in die einzelnen Klassen, sagte den Kindern, daß es Absicht sei, speziell von den Schülern unserm toten Kaiser einen letzten Kranz zu widmen, wer daher wolle, möge 5 Pfennige mitbringen. Es war am anderen Morgen während, daß fast alle Kinder, deren Eltern doch, wie die Wahlergebnisse zeigen, zu drei Vierteln Sozialdemokraten sind, viel größere Summen brachten, selbst bis zu einer Mark, wahrscheinlich das ganze Vermögen der Eltern. Natürlich mußte dies alles zurückgewiesen werden, da jedes Kind nur 5 Pfennige bringen durfte. Ich habe bei dieser Gelegenheit über das angeblich so revolutionär gesinnte Volk und über seine Leiter und Führer meine eigenen Betrachtungen angestellt. Es kam eine größere Geldsumme zusammen, für die der Lehrer Berner einen sehr schönen Kranz kaufte, der dann auch als Zeichen der Liebe und Verehrung der Schüler, leider nicht auch des Lehrerkollegiums der 147. Gemeindegemeinschaft, am Sarge Sr. Majestät niedergelegt worden ist. Hier fand ich, daß doch mehrere Lehrerkollegien es an Beweisen der Pietät nicht hatten fehlen lassen. Eine einzige Klasse, die des Lehrers Heiseke, hatte keinen Beitrag gebracht, trotzdem ich die Kinder persönlich dazu aufgefordert hatte. Als ich in die Klasse kam, sagte mir ein Kind, daß Herr Heiseke es ihnen verboten habe. Herr Heiseke stand dabei. Ich entfernte mich stillschweigend.

Am anderen Tage rief ich ihn ins Amtszimmer und sagte ihm in ruhiger Weise: „Herr Heiseke, wir beide können nicht zusammen bleiben, melden Sie sich von der Schule fort unter irgend einem Vorwande, und dann mag die Sache erledigt sein!“ Herr Heiseke sagte, daß ich im Irrtum sei, er habe den Kindern nichts verboten, leider hätte er die Äußerung des Knaben nicht richtig verstanden, da er am Fenster gestanden hätte. Er gehöre nicht zu den

Hannoveranern, die zu Hause Welfen gewesen und hier Demokraten geworden seien. Er hoffe also, daß wir auch fernerhin zusammen bleiben könnten. Obgleich seine Erklärung den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an sich trug, denn weshalb hätten sich sonst seine Kinder sämtlich an der Sammlung nicht beteiligt, zu der ich sie doch selbst aufgefordert hatte, so nahm ich dieselbe doch als ausreichend entgegen, denn weitere Erörterungen über diesen Punkt waren mir höchst peinlich. Das vertrauensvolle Verhältnis zwischen meinem Lehrerkollegium und mir war aber dahin. Herr Wehle erklärte mir viel später, wenn ich diese Sache zur Mitteilung gebracht hätte, so hätte es sich in dem beginnenden Kampfe um beiderseitige Existenzfragen gehandelt. Dies verstand ich nicht ganz. Noch später hatten sich die Lehrer auf eine Äußerung meinerseits besonnen, die ich vor Jahren einmal am Frühstückstisch gethan hatte. Es war damals die Rede von Friedrich Wilhelm IV. Ich sagte, daß die durch die nichtsnutzigsten jüdisch-demokratischen Ränke ins Leben gerufene Revolution dem arbeitenden Volk unendlich geschadet und all den hochidealen Bestrebungen des Königs zum Besten derjenigen Volksklassen, die die eigentlichen Werte hervorbringen, einen Damm entgegengesetzt hätten. Der König sei dadurch vollständig zerrüttet worden und in den letzten Jahren seines Lebens sogar voller Verzweiflung dem Trunk verfallen, der seinen Tod noch beschleunigt habe. An diese Äußerung meinerseits klammerten sie sich in der Befürchtung, daß ich ihnen wegen ihres Verhaltens Schwierigkeiten bereiten könne, als wenn dieser Gedanke jemals in meine Seele gekommen wäre! Der Fall war nicht an und für sich, sondern als Symptom von so großer Wichtigkeit. So wie aber das veränderte Verhältnis zwischen mir und meinem Lehrerkollegium, das mir natürlich Haß eintragen mußte, sich vertraulich weiter verbreitete, wurden darauf von anderer Seite sofort die nichtsnutzigen Spekulationen gebaut, die denn auch, selbstverständlich unter jüdischer Leitung, schließlich zu einer Katastrophe geführt haben.

Die Entwicklung nach dem 11. März 1888.

Daß gute Verhältnis zwischen dem Lehrerkollegium und mir war selbstverständlich zu Ende, fühle Höflichkeit an die Stelle des bisherigen Vertrauens getreten. Nur zwischen dem Lehrer Berner und mir entwickelte sich eine vertraulichere Freundschaft. Hatte er doch fast allein den Mut gehabt, ohne Furcht vor schlimmen amtlichen Folgen seinem Kaiser nach seinem Hintritt eine letzte Ehre zu erweisen. Da er mir außerdem an Jahren weit voraus war, so weihte ich ihn auch in manche persönlichen Verhältnisse ein, so besonders auch in mein Vorhaben, in Sachen Thomas eine Immediateingabe an Se. Majestät den Kaiser zu richten. Auch sagte ich ihm sehr offen, daß ich hoffe, im Fall des Erfolges Herrn Thomas zu bewegen, eine große antisemitisch-soziale Zeitung zu errichten, auch für diese, um sie gut zu fundiren, ein eigenes Haus anzukaufen. Herr Berner unterschrieb die Eingabe selbst zuerst.

Mein Vertrauen zu Herrn Berner wuchs umsomehr, als er im Verein mit dem Baron von Ungar-Sternberg öffentlich gegen die Wahl des freisinnigen Pastors Scipio an der Dankeskirche protestirt, dann eine umfangreiche Beschwerde ans Konsistorium gesandt und auch in der That die Beanstandung der Wahl erreicht hatte. Natürlich hatte er sich dadurch den grimmigen Haß des Kirchenrates der Dankeskirche zugezogen.

Von diesem Augenblick an trat eine merkwürdige Veränderung mit Herrn Berner ein.

Zunächst war er plötzlich im Besitz eines Hauses in der Sellastraße, das er von dem hochfortschrittlichen Ratsbaumeister Herrn Stargardt bei sehr geringer Anzahlung gekauft hatte. Diesen Mann, seinen Hauswirt, hatte er bei dem Lehrerkollegium früher kaum sehr zart behandelt, sich über seinen Charakter und Geist wenig anerkennend ausgesprochen und bedauert, daß er, der von Herrn Stargardt doch manches verdiene, gezwungen sei, seine schöne Zeit mit ihm im Schachspiel totzuschlagen. Zuweilen müsse er ihn, um ihn bei Laune zu erhalten, auch gewinnen lassen.

Als der freisinnige Prediger Haupt als zweiter Prediger an der Dankeskirche gewählt wurde, übersandte der erste Prediger, Herr Baumann, ihm vertraulich Material, aus dem hervorgehen sollte, daß Herr Haupt die Gottheit Christi leugne, mit der Bitte, abermals einen Protest zu veranlassen. Herr Berner theilte diese vertrauliche Mitteilung öffentlich mit und erzählte, daß er absolut nicht an solche Sachen denke. Er habe geglaubt, sich die Freundschaft des Herrn Baron v. Ungar-Sternberg durch den ersten Protest zu erwerben, aber dieser habe ihn nach Erledigung der Sache gar nicht mehr beachtet. Jetzt hätten sich andere Freunde gefunden, die mehr könnten, als der Herr Baron. Außerdem habe ihm das Deutsche Tageblatt einen langen Artikel nicht bezahlt, und so gehe er denn jetzt in's andere Lager über. Ihm erwachsen daraus die größten Vorteile. Er war wegen seines Hauses in die allergrößten Sorgen gekommen, denn das ganze Hinterhaus stand leer. Der Kirchenrat der Dankeskirche mietete ihm für einen anständigen Preis zwei Stockwerke zu Konfirmandensälen ab, wiewohl man sich bis jetzt sehr gut ohne dieselben beholfen hatte. Die benutzten städtischen Räumlichkeiten waren von der Stadt in keiner Weise gekündigt, auch hatte die Gemeinde hierfür keinen Pfennig Geld disponibel, die Synode mußte angegangen werden.

Das dritte Stockwerk mietete eine jüdische Gemeinde zur Synagoge. Auffällig war dies Alles immerhin, denn die unmittelbare Nähe der Gasanstalt empfiehlt die Räume nicht besonders. Mir kam sofort der Gedanke, daß hier ein Geschäft abgeschlossen sei, bei dem mein Kopf als zu bezahlender Preis angesehen werden solle. Der Beweis fand sich bald.

Herr Thomas erhielt zunächst den anonymen Brief, welchen ich oben abgedruckt habe. Als Ubersender bezeichnete Herr Thomas zwar keine bestimmte Person, aber unmittelbar nachher fragte er nach dem Ratsmaurermeister Stargardt, den ich gar nicht kannte, ermahnte mich auch, mich vor einem Lehrer Berner oder Börner in

Nicht zu nehmen. Zweck des Briefes war ja offenbar, Herrn Thomas abzuhalten, für meine beabsichtigte Zeitung, noch weniger aber für mich persönlich, irgend etwas zu thun. Es ist dies schließlich auch gelungen. Später liefen die unerhörtesten anonymen Denunziationen bei der Königl. Staatsanwaltschaft gegen mich ein, und zwar mit den verschiedensten Handschriften, in denen die tollsten Beschuldigungen enthalten waren, so besonders, daß ich Titel für Geld verkaufe. Als Zeugin war eine getaufte Jüdin, jetzt Frau Rentier Schulz in der Schlegelstraße, angegeben, auf welche ich weiter unten zurückkomme. Die Staatsanwaltschaft hat darauf ohne mein Wissen Untersuchungen angestellt, die allerdings das Unsinnsige der Denunziation klar ans Licht gestellt haben.

Solche Denunziationen sind, wie mir erst jetzt bekannt geworden ist, viele abgeschickt worden, und hat denn auch schließlich der Lehrer Berner gestanden, daß er dieselben verfaßt und zur größeren Sicherheit gegen Entdeckung von **seiner Frau!** habe abschreiben lassen.

Alles half nichts, die Hintermänner drängten zweifellos, und so unternahm denn Herr Berner den ungeheuren Versuch, das ganze Lehrerkollegium zu einer wissentlich falschen Denunziation zu bewegen, die, das mußte sich doch jeder sagen, zahllose Meineide im Gefolge haben mußte. Dies alles geschah zu einer Zeit, in der ich mit Allen bereits wieder freundschaftlich verkehrte, diesem und jenem beim Königl. Provinzial-Schulkollegium eine Unterstützung verschafft, andere vor schlimmen Dingen bez. Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes bewahrt hatte.

Die Thatsache, daß ein ganzes Lehrerkollegium mit Ausnahme eines einzigen Lehrers, des Herrn Leisegang, der seit der Verweigerung seiner Unterschrift wahrscheinlich aber Spießruten laufen muß, sich dazu hergiebt, mich wissentlich falsch zu denunzieren, ist geradezu ungeheuerlich.

Nimmt man auch an, daß dieses Lehrerkollegium seit 5 Jahren mit großer Sorgfalt für mich ausgesucht ist, so ist doch mindestens die große Dummheit unbegreiflich und läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß das rücksichtslose Treiben der Hintermänner, wobei es wahrscheinlich an Versprechungen und Drohungen nicht gefehlt haben wird, die Leute um alle vernünftige Ueberlegung gebracht hat.

Die Grundlage der Denunziation bildete die von mir seit vielen Jahren bewirkte Bekleidung armer Kinder zu Weihnachten.

Ich habe es, so lange ich denken kann, für meine Aufgabe angesehen, die Leiden meiner Mitmenschen in meinem Gesichtskreise zu mildern oder zu beseitigen. Meine Wohnung ist daher von Hilfesuchenden niemals leer geworden. Es kamen Lehrer und Lehrerinnen, die meinen Rat und meine Hilfe bei Examenangelegenheiten in Anspruch nahmen, und vergebens ist wohl Niemand gekommen; es kamen Leute aller Stände, mir oft bis dahin ganz unbekannt, um mich wegen Beihülfe zur Erlangung einer Stellung, lohnender Arbeit zc. anzugehen, und meistens kamen auch sie nicht vergebens. Die Zahl der um Unterstützung bittenden war oft so groß, daß ich meiner Familie das Notwendige entziehen mußte, um diese einiger-

maßen zu befriedigen. Auch böse Erfahrungen haben mich nicht beeinflussen können.

Als meine vornehmste Aufgabe sah ich es aber an, die mir anvertrauten Schulkinder im Winter gegen die schlimmen Einflüsse der Witterung zu schützen. Ich sorgte für Stiefel und warme Kleidung.

Es giebt ja in Berlin wer weiß wie viel Wohlthätigkeitsanstalten, oft durch vornehme Leute in's Leben gerufen, aber von ihrem Wirken ist im Großen und Ganzen wenig zu spüren.

Aus meiner Schule sind z. B. nie mehr wie 2 Kinder bedacht worden, während doch nie unter 100 wirklich Bedürftige vorhanden waren. —

In meinen verschiedensten Stellungen als Lehrer habe ich mir dadurch den Dank unzähliger bedrückter Eltern und nebenbei, wenn auch ungesucht, die Anerkennung meiner Vorgesetzten verdient.

Als ich am 1. Oktober 1881 die 119. Gemeindeschule als Rektor übernahm, fand ich in dieser Hinsicht ein ganz außerordentlich williges und opferfreudiges Kollegium, wie sich dasselbe überhaupt bis zu meinem Scheiden 1885 als das Muster eines Lehrerkollegiums bewies.

Auf meinen Vorschlag wurde unter den Lehrern ein Rendant gewählt, die übrigen Arbeiten unter die Damen und Herren verteilt, es wurden Konzerte, dann vor Weihnachten Sammlungen veranstaltet, und wir konnten zum Weihnachtsfeste 100—120, d. h. sämtliche bedürftigen Kinder ohne Rücksicht auf die Würdigkeit bekleiden, auch noch mit sonstigen kleinen Geschenken versehen, die das Kinderherz erfreuen. Als wir uns dann in einem Jahre einem Vereine anschlossen, machten wir trübe Erfahrungen. Jedes Vereinsmitglied wollte Kinder zur Beschercung vorschlagen, und der Schule blieb wenig übrig. Es mußte nebenher doch noch gesammelt werden.

Als ich im Jahre 1885 an die 147. Gemeindeschule versetzt wurde, fand ich unter den Damen ebenfalls Entgegenkommen und Beihilfe. Nachdem aber die Mädchen und mit ihnen die Lehrerinnen von der Schule fortgenommen und nur Lehrer an der Schule angestellt wurden, war es damit vorbei.

Das neue Kollegium verhielt sich durchaus ablehnend, und von 1886—1889 hat nicht ein einziger Lehrer für die Beschaffung auch nur einer Mark gesorgt.

Nicht einmal die dürtigsten Kinder wurden in den einzelnen Klassen mit einiger Sorgfalt herausgesucht, und einigen besonders armen Kindern wurden angeblich wegen Unfleißes von dem Lehrer Herrn Klopstsch die geschenkten Stiefel wieder fortgenommen, so daß ich energisch eingreifen mußte. Eine Mutter fühlte sich hierdurch so verletzt, daß sie gegen Herrn Klopstsch wiederholt beleidigend wurde und auf seinen Antrag gerichtlich bestraft werden mußte. An eigene Beiträge war gar nicht zu denken, und meine wiederholte Bitte, mit der zur Verfügung gestellten Liste zu irgend einem Herrn hinzugehen, wurde unter allerlei Ausflüchten abgelehnt. „Sie machen das ja Alles am besten, wir sind ja mit Allem einverstanden,

aber auf unsere Thätigkeit verzichten Sie wohl, weil wir doch wenig nützen können!" sagte der Lehrer Herr Heiseke.

So war ich denn auf mich allein angewiesen. Obgleich sonst leider nicht immer vorsichtig genug, sagte ich mir in diesem Falle doch: „Du mußt irgend eine zuverlässige Person zur Controlle haben, denn da bisher jede deiner Handlungen beobachtet und das Harmloseste zum Verbrechen gemacht ist, so könnte leicht Jemand behaupten, du sähest bei der Bekleidung der armen Kinder auch auf deinen Vorteil. Da deine schwierige äußere Lage Jedermann bekannt ist, so würde eine solche Behauptung leicht Glauben finden und so, wie die Welt einmal ist, auch für natürlich gehalten werden. Zwar ist die innere Genugthuung, die du beim Glück Anderer findest, größer, als der Gram über dein eigenes Unglück, aber wenn du das behaupten würdest, könntest du höchstens ausgelacht werden.“

Als die geeignetste Person bot sich der jeweilige Schulkommissionsvorsteher dar. Derselbe kannte die Kinder, die Eltern, konnte mit Rat und That zur Seite stehen. Im Jahre 1888, um das es sich hier handelt, war der Hotelbesitzer und Hauseigentümer Herr Maaß, am Gartenplatz Nr. 6 u. 7, Vorsteher der Schulkommission. Ich fertigte etwa Ende October oder Anfang November die Liste an, versah sie mit Unterschrift und Stempel, ging zu Herrn Maaß und bat ihn, ebenfalls Namen und Stempel darauf zu setzen, dann begab ich mich zu den mir seit Jahren bekannten Gelbgebern, die ihre üblichen Beträge einzeichneten.

Drei Herren traf ich nicht an, die aber ihren Beitrag mit der Post sandten. Diese Postsendungen zu unterschlagen wäre bei betrügerischer Absicht möglich gewesen. Nach Abschluß der Sammlung ging ich zu Herrn Maaß, legte diesem die Liste vor, die er als die von ihm unterzeichnete erkannte, bat ihn, die Summe festzustellen, gab ihm auch die drei Postabschnitte, dann ließ ich mir Quittung geben und vernichtete hierauf in seiner Gegenwart die erste Seite des Aufrufes, auf welcher die Unterschriften standen nebst den ersten Zeichnungen. Die zweite Hälfte, auf der sich lediglich Zeichnungen befanden, behielt ich zurück.

Die Vernichtung des Aufrufes erfolgte, weil ich ja möglicherweise sonst in den nächsten Tagen damit noch neue Sammlungen hätte vornehmen können, den zweiten, an und für sich wertlosen halben Bogen mußte ich aber alljährlich zurückhalten. Manche Zeichner, besonders die mir fernere stehenden, gaben nämlich nur, sobald ich sie überzeugen konnte, daß sie dies in früheren Jahren auch gethan hätten.

Hierzu waren die alten Listen nötig. Bei manchen Firmen hatte ich nicht einmal auf den Chef zu warten, falls ich die früheren Zeichnungen vorlegte.

Diese klebte ich daher einfach zusammen, legte sie in die neue Liste und hatte sie so gleich zur Hand. So war es mir möglich, in 5—6 Wochen, ohne großen Zeitverlust, die nötigen Gelder zu sammeln. Mehrere Firmen statteten mich auch mit Nestern aus, die noch ganz wohl Verwendung finden konnten.

Wiewohl das Lehrerkollegium absolut nichts that, hielt ich es doch für angezeigt, alljährlich demselben genaue Rechnung abzulegen, und zwar vor Weihnachten bezüglich der eingegangenen Gelder, nach Weihnachten über die Verwendung derselben. Leitend für mich war dabei der Gedanke, daß die Freude an den Erfolgen sie doch endlich aus ihrer Lethargie aufrütteln werde. Bevor ich daher mit dem Schulkommissionsvorsteher Herrn Maab abschloß, beraumte ich in üblicher Weise eine Konferenz an, legte die Liste dem Kollegium zur Prüfung vor, einer der Herren, Herr Wehle, zählte die Posten zusammen. Allen übrigen Herren stand die Liste zur Verfügung. Herr Leisegang führte das Protokoll, es wurde einstimmig beschlossen: „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden.“ Herr Leisegang hatte mich aber vor Beginn der Konferenz gebeten, es möglichst kurz zu machen, da er wegen eines Termines auf dem Stadtgericht fortgehen müsse. Die Konferenz aber zog sich wegen Erledigung anderer amtlicher Sachen in die Länge, Herr Leisegang entfernte sich daher vor Schluß derselben.

Das nicht ganz fertige Protokoll gab ich an Herrn Heiseke zum Abschluß.

Am andern Tage übersandte Herr Heiseke durch einen Knaben das Protokollbuch. Ich sah zu meinem ungeheuersten Erstaunen, daß das Protokoll des Herrn Leisegang ganz beseitigt war. In dem von Herrn Heiseke angefertigten neuen Protokoll fehlte der Passus: die Liste wurde geprüft und für richtig befunden.

An und für sich war das Alles unbedeutend, mich aber durchzuckte sofort der Gedanke: Man hat gegen dich irgend ein Komplott geschmiedet, dessen Urheber im Augenblick noch nicht zu erkennen ist.

Ich ließ Herrn Heiseke sofort ins Amtszimmer kommen und stellte ihn wegen beider Thatsachen zur Rede.

Entfernt wollte er die Seite aus dem Protokollbuch haben, weil zwei Handschriften in einem Protokoll schlecht aussähen, er auf meine nachträgliche Genehmigung auch sicher gerechnet hätte. Den Passus aber: „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden“, habe er fortgelassen, weil er sich des Wortlautes nicht mehr genau erinnere. Ich forderte ihn auf, sich sofort zu jedem beliebigen Lehrer zu begeben, die Einstimmigkeit des Beschlusses noch einmal zu konstatieren und dann den Passus nachträglich einzutragen. Er ging mit mir sofort zu Herrn Wehle, der die Thatsache zugab, dann ohne mich zu Herrn Bühring und trug hierauf den Passus nachträglich ein.

Mein Mißtrauen war aber jetzt aufs höchste erwacht, und da am Rande neben dem Protokoll noch Platz war, schrieb ich sämtliche Posten noch selbst daneben.

Wie richtig ich geurteilt hatte, zeigte sich bald. Ich erhielt eine Vorladung nach dem Molkenmarkt zu einem Kriminalkommissarius, wo mir die Mitteilung gemacht wurde, daß ein jüdischer Bankier Richter aus der Behrenstraße wegen der Weihnachtsbescherung gegen mich denunciert habe, angeblich infolge des Wucherprocesses Lieh-Zucker. Ich konnte darüber nur lachen, aber die Kriminalpolizei nahm den Fall sehr ernst. Ich hatte gar keinen Grund,

ihr etwas zu verschweigen, teilte ohne Aufforderung die Zeichner, auch die Höhe der Zeichnungen mit, war bereit, ihr das gesammelte Geld vorzuzeigen, auch über die Verwendung nach Abschluß der Bescherung Rechnung zu legen pp.

Wie mir später bekannt wurde, ist die Polizei dann zu vielen Zeichnern hingegangen, hat sich von der Richtigkeit überzeugt, noch sonstige Recherchen angestellt und schließlich eingesehen, daß ich **absolut selbstlos und rechtschaffen zu Werke gegangen war.** Der Fall war damit erledigt. Über meine Lippen ist der Name Richter nicht gekommen, außer mir wußte nur die Polizei resp. Staatsanwaltschaft etwas von der Denunciation. In einem spätern Protokoll hat Herr Lehrer Berner ausdrücklich auf die Richter'sche Denunciation hingewiesen. Der Zusammenhang wird wohl ewig unaufgeklärt bleiben.

Bis jetzt hatten sich die Lehrer im Hintergrunde gehalten, die Richtigkeit protokollarisch bestätigt, aber gewirkt hatten sie, wie sich bald herausstellte, schon vorher, und als Alles nichts nützte, traten sie unter Führung des Herrn Berner, mehrere sicher schweren Herzens und unter unbedingtem Zwange, in Aktion.

Die Verteilung der Gaben an 92 Kinder, das Anpassen der Stiefel und Kleidungsstücke, das Verteilen der übrigen Sachen, Strümpfe, Strickwolle, warmer Tücher, warmer Unterkleider, Hüte, Mützen, Pfefferkuchen, Spielsachen für die jungen Geschwister pp. lag, wie gewöhnlich, in meinen Händen allein. Nach Neujahr ging ich mit den quittierten Rechnungen zum Schulkommissionsvorsteher Herrn Maack, ließ diese prüfen und Decharge erteilen, prüfte dann seine Ausgaben, die er für 12 Mädchen gemacht hatte und berief einige Tage später die Lehrer zu einer Konferenz zusammen.

Vor Beginn der Konferenz hatte ich das Protokollbuch und alle Beläge, die bereits von Herrn Maack geprüft waren, auf meinen Platz am Konferenztisch gelegt und war eines Bedürfnisses wegen auf einen Augenblick nach dem Hof gegangen. Als ich zurückkehrte, waren die meisten Herren bereits im Amtszimmer. Bei meiner Rückkehr vermifste ich sofort zwei Quittungen, nämlich die des Schuhmachers Jonas über gelieferte 50 paar Stiefel und eine Quittung über 6 Mk. für einen Knabenüberzieher. Wenngleich sowohl Herr Jonas, als auch der Lieferant des Überziehers gar nicht daran dachten, das Geld noch einmal zu fordern und mir noch an demselben Tage neue Quittungen ausstellten, war mir der Vorfall doch höchst unangenehm. Schon wiederholt waren mir früher Schriftstücke fortgekommen, und einmal schon, etwa ein Jahr früher, beschuldigte ich einen Lehrer vor versammelter Konferenz, daß er ein solches Schriftstück aus meinem Überzieher gezogen habe. Derselbe erklärte damals auf Ehrenwort seine Unschuld, und heute bin ich fest überzeugt, daß ich auch wirklich eine falsche Person beschuldigt habe. Als ich nach Eröffnung der Konferenz das Protokoll hatte verlesen lassen, erhob sich sofort ein großer Sturm. Herr Berner erklärte, daß er von dem Kollegium bevollmächtigt sei, mir Folgendes mitzuteilen: „Die Herren Heiseke, Klopffsch und Thiede wären im November, also zu einer Zeit, in welcher ich soeben mit den Sammlungen begonnen hatte, ohne mein

Wissen ins Amtszimmer gegangen und hätten dort in einem Buch, „Katechismus der Sozialreform“, die Weihnachtsliste gefunden und die sämtlichen Beträge zusammengezählt. Der Betrag wäre weit höher gewesen, wie der von mir angegebene. Da außerdem jetzt mehrere Beläge fehlten, (wovon ich bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte), so bitte man um Aufklärung.

Ich antwortete sehr ruhig: „Die beiden mir in unbegreiflicher Weise fehlenden Quittungen kann ich in zehn Minuten ersetzen, die Herren aber, welche die Liste fanden, haben zweifellos die auf den Rückseiten der alten Listen gezeichneten Beträge mitgezählt.“ Letzteres wurde bestritten, und nannte Herr Heiseke sogar eine Anzahl von Namen von Zeichnern, die er sich gemerkt hatte. Der alte Satz, daß der Teufel, wenn er ein besonders feines Spiel eingefädelt habe, gleich auch die falsche Karte mit hineinstecke, bewahrheitete sich auch hier. Unter all den Namen hatte sich Herr Heiseke gerade diejenigen Namen von Gebern aus den alten Listen gemerkt, die ich in diesem Jahre aus Mangel an Zeit gar nicht besucht hatte, so z. B. Gebr. Delpey, Bing und mehrere Firmen in der Bank-Strasse. Ich sagte daher: „Der Beweis, daß Sie die alten Listen mit vor sich hatten, ist erbracht, denn auf der neuen Liste waren diese Namen gar nicht vorhanden. Da es erst wenige Wochen her ist, so bin ich, um jedes Mißtrauen zu beseitigen, bereit, jetzt sogleich mit Ihnen zu den betreffenden Herren hinzugehen und mich persönlich vorzustellen, denn sonst könnten sich die Herren am Ende nicht genau erinnern. Dieser Vorschlag wurde allseitig abgelehnt. Nach wiederholter dringender Aufforderung meinerseits erklärte sich schließlich Herr Heiseke bereit, zu den Herren hinzugehen, aber allein, hat es aber nicht gethan. Ebenjowenig hatte man Lust, die neu zu beschaffenden Quittungen anzusehen, noch sich zu Herrn Maaf zu begeben, um sich auch dort Klarheit zu verschaffen. Nachdem ich so meinerseits alles gethan hatte, was zur unbedingten Aufklärung nach allen Seiten dienen konnte, mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich hier gar nicht um Aufklärung, sondern um ein lange Zeit vorbereitetes Komplott handelte. Sicher hatten sich die Herren Thiede, Jahn, Schwarz, die ich seit Jahren als durchaus ehrenwerte Leute kennen gelernt hatte, hierzu nur unter übermächtigem Zwange hergegeben. Wenn man aber dem Teufel den kleinen Finger reicht, so hat er bald die ganze Hand. Bald darauf erhielt ich einen von acht Lehrern unterzeichneten Brief, in dem ich aufgefordert wurde, innerhalb acht Tagen noch genauere Auskunft zu geben, widrigenfalls man sich an die Behörde wenden müsse. Selbstverständlich ließ ich dieses Schreiben ganz unbeachtet. In dieser Zeit begann Herr Heiseke sein Doppelspiel. Er erschien bei mir im Amtszimmer und sagte mir, daß er mein Freund sei, und daß jeder von ihnen gezwungen sei, die dem Herrn Schulinspektor vorher zur Begutachtung vorgelegte Anklageschrift zu unterzeichnen. Herr Schulinspektor Dr. Zwick habe erklärt, daß er sich Jeden für alle Zeit merken würde, der nicht unterschreiben werde.

Mir war diese Mitteilung hoch interessant, aber gleichwohl konnte ich mich auf nichts einlassen. Auch Herr Thiede und Herr

Schwarz, beide sicher in wohlwollender Absicht, rieten mir zum Nachgeben. Herr Thiede erklärte dabei, daß er sich in einer Zwangslage befinde, nannte allerdings den Namen des Herrn Dr. Zwick nicht. Herr Schwarz verweigerte mir auf meine Frage, ob er unter behördlichem Druck handele, jede Auskunft. Nach acht Tagen wurde die Denunziation an die städtische Schuldeputation, z. H. des Herrn Dr. Zwick abgesandt, und diese Beschwerdeschrift teilte nicht das Schicksal meiner früheren Beschwerdeschrift über Herrn Fiez an die städtische Schuldeputation, z. H. des Herrn Dr. Zwick. In der Denunziation der acht Lehrer waren nun so unbedingte und klar nachweisbare Unwahrheiten enthalten, daß sicher vier der Herren dieselbe niemals unterschrieben hätten, wenn an derselben noch irgend etwas hätte geändert werden dürfen. Zunächst wurde ich da beschuldigt, ins Protokollbuch die Notiz, „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden“, wider Wissen und Willen des Lehrerkollegiums selbst hingeschrieben, d. h. eine Urkundenfälschung begangen zu haben. Da Herr Heiseke als Protokollführer diese Notiz nach Rücksprache mit mehreren anderen Herren geschrieben hat und doch nicht anzunehmen ist, daß die Herren bei ihren sehr zahlreichen Zusammenkünften diesen Fall nicht reichlich erwogen hätten, so erweist sich mit dieser wesentlich falschen Denunziation fast ein ganzes Berliner Lehrerkollegium, das nach Herrn Heisekes Aussagen unter behördlichem Druck handelte, als eine Rotte von Leuten, die gemeinschaftlich Handlungen begehen, welche unter das Strafgesetz fallen. Nach ihrer eigenen Überzeugung konnte doch diese Thatsache nicht verborgen bleiben, falls sie nicht alle zum Meinenide entschlossen waren und außerdem das Protokollbuch beseitigten. Letzteres lag seit fünf Jahren im Amtszimmer zu jedermanns Einsicht, aber das Amtszimmer hielt ich jetzt streng verschlossen, und als mir auch dieses noch nicht ausreichend zu sein schien, nahm ich es mit in meine Wohnung. Als es später amtlich von mir verlangt wurde, übersandte ich es direkt ans Königl. Provinzial Schulkollegium. Einem Arminprozeß wollte ich mich nicht aussetzen.

Zweitens wird in der Denunziation behauptet: „Der Rektor Ahlwardt hat im Namen des Lehrerkollegiums die Sammelliste unterzeichnet, wiewohl das Lehrerkollegium ihm dies unter sagt hatte. Dies ist eine absolute Unwahrheit, bei der auch nicht die Spur einer Begründung vorhanden ist. Es ist niemals auch nur eine Andeutung dieser Art gemacht worden, wie denn überhaupt außer dem traurigen Vorfall bei der Beerdigung des Kaisers Wilhelm niemals zwischen mir und den einzelnen Lehrern ein verlegendes Wort gesprochen ist.

Wenn die Herren Bähring, Thiede, Jahn, Schwarz denen ich doch noch ein Gewissen zutraue, vor Gericht beschwören werden, nicht etwa, daß mir vom Kollegium die Unterzeichnung unter sagt, sondern, daß nur eine entfernte Andeutung dieser Art gemacht sei, so will ich gern als Verleumder bestraft werden und nach Plözensee wandern, um wenigstens einige Zeit unter halbwegs ehrlichen Leuten zu sein. Damit die Herren ja Gelegenheit nehmen, mich zu verklagen, nenne ich vier der Unterzeichner, Wehle, Berner, Klopstsch und Heiseke be-

wußte Lügner und erkläre, daß sie zu ihrer Schandthat nur aus Furcht vor zukünftigen Übeln oder in der Hoffnung künftiger Belohnungen ihre Unterschrift hergegeben haben. Die andern vier nenne ich vorläufig nicht so, weil sonst auch diese klagen, und es mir dann an jedem Zeugen fehlt. Das beste am Ganzen ist es nun, daß es mir gar nicht eingefallen war, überhaupt im Auftrage des Lehrerkollegiums zu unterzeichnen. Ich schrieb einfach: „D. Ahlwardt, Grenzstr. Nr. 16, Rektor des Lehrerkollegiums der 147. Gemeinde-Schule“, wie das Herr Maack und manche Geber noch wissen werden. Köstlich ist es, wie man sich um die unbequeme Thatsache herumdrückte, daß Herr Heiseke sich Namen von Leuten gemerkt hatte, die 1888 gar nicht in Anspruch genommen waren. Es heißt in der Denunziation: „Bei Prüfung der Liste vermischten wir mehrere Namen von Gebern, z. B. Gebr. Delpey“. Welch kollossaler Schwindel! Es war in der Konferenz vor Weihnachten keinem eingefallen, die Liste auch nur anzusehen. Nur Herr Behle, neben den ich mich hinsetzte, war zu bewegen, die Posten zu addieren. Erst in der Konferenz nach Weihnachten, als ich den Herren darlegte, daß sie die alten und die neue Liste zusammengefaßt hätten, und Herr Heiseke Namen von Zeichnern nannte, gewannen diese Namen Wichtigkeit. Die Herren haben dies auch sehr wohl herausgeföhlt, daher die großartige Lüge. Eine einzige Bemerkung aber stand in der Denunziation, die einen Schimmer von Glaubwürdigkeit für sich hatte. Es hieß: Der Rektor Ahlwardt theilte nach Ausweis des Protokolls nach der Weihnachtsbescheerung von 1886 mit, daß er noch 37,50 Mk. übrig behalten habe; er werde dieselben auf der Sparkasse anlegen. Über dieses Geld fehlt uns der Nachweis.

In Folge dieser Denunziation erschien der Schulinspektor Herr Dr. Zwick in meinem Amtszimmer und verlangte Auskunft. Ich sagte, daß ich dieselbe schriftlich einreichen werde und übersandte am anderen Morgen eine über zwanzig Seiten starke Denkschrift an Herrn Dr. Zwick. Darauf lud er mich zur Protokollaufnahme nach seiner Wohnung. Ich begab mich dahin, bat aber, mich möglichst bald wieder zu entlassen, da meine Frau sehr schwer krank sei. Das Protokoll wurde daher kurz abgefaßt.

Zur Aufklärung arbeitete ich in der folgenden Nacht eine weitere Denkschrift von über 20 Seiten aus, die ich ebenfalls Herrn Dr. Zwick am anderen Morgen, und zwar persönlich, überreichte. Einen Zeugen hatte ich mitgenommen. Ich durfte wohl annehmen, daß der Herr Dr. Zwick nach der Schule kommen würde, um dort eine Konferenz abzuhalten, in der sich ja die Wahrheit sofort hätte herausstellen müssen. Es geschah nicht. Herr Dr. Zwick übersandte Alles der städtischen Schuldeputation; auch diese hielt es nicht für notwendig, irgend welche Untersuchung anzustellen, sondern fandte die Akten zur Erhebung der Disziplinaruntersuchung sofort an das königliche Provinzial-Schulkollegium. Man vergleiche mit diesem Verhalten einmal das Verhalten der städtischen Behörden fortschrittlichen Beamten gegenüber, z. B. in den weiter unten erwähnten Fällen Richter und Bellardi. Ersterer, der zwei Lehrerinnen in

einem Jahr geschwängert hatte, erhielt gleichwohl nach kürzerer Zeit den Unterrichtserlaubnischein an der von seiner Frau geleiteten Mädchenschule wieder. Letzterem, der eine wissentlich falsche anonyme Denunciation gegen einen Untergebenen bei der Behörde eingereicht und dies auch eingestanden hatte, wohnt noch jetzt in einem der prächtigsten Schulhäuser Berlins und hat noch nebenher die Leitung einer einträglichen Fortbildungsschule erhalten. Natürlich waren beide hochfortschrittliche Herren. Das königliche Schulkollegium that das einzig richtige: Es überreichte die ganze Angelegenheit der königlichen Staatsanwaltschaft. Die übrigen Sachen waren rasch erledigt. Eine sehr peinliche, bis in die allerkleinsten Einzelheiten gehende Untersuchung fand aber die Angelegenheit wegen der Mark 37,50. Der Sachverhalt war hier folgender: Ich hatte zu Weihnachten 1886 37,50 Mark übrig behalten, theilte dies den Lehrern mit und hat mehrere der Herren, so besonders Herrn Wehle, dies Geld in Verwahrung zu nehmen. Dies wurde allseitig abgelehnt. Den Grund dafür konnte ich freilich den Herren nicht sagen, will ihn jetzt aber offen aussprechen. Bei meinen dauernden Geldverlegenheiten hielt ich die Versuchung, das in meiner Wohnung aufbewahrte fremde Geld in Zeiten der Not anzugreifen, für zu groß. Die Not des Augenblicks vermag gar viel, und ich wollte mir diese Kraftprobe nicht unnötig auflegen. Als daher die Lehrer die Aufbewahrung verweigerten, erklärte ich, daß ich dann meine Gründe habe, das Geld nach der Sparkasse zu bringen. Wesentlicher Nutzen konnte allerdings hierdurch nicht erzielt werden, denn die wenigen Zinsen werden aufgewogen durch die Bezahlung des Buches bei Abhebung des Geldes. Aber auch auf meinen Namen durfte ich das Geld nicht einzahlen, da ich wiederholt mit dem Offenbarungseide bedroht wurde. Es wäre dann wegen dieses Geldes zu den ärgsten Weiterungen gekommen, da der Gläubiger sofort Beschlag darauf gelegt haben würde. Ich ließ es daher auf den Namen meiner Kinder eintragen. Der Staatsanwaltschaft kam es nun darauf an, festzustellen, erstens durch wen ich mit dem Offenbarungseide bedroht wurde, zweitens, daß es gerade in der fraglichen Zeit geschehen sei, drittens, wer im Laufe des Jahres resp. zu Weihnachten von diesem Gelde beschenkt war, wer die betreffenden Stiefel oder Bekleidungsstücke geliefert u. s. w. Ich konnte alles aktenmäßig auf Heller und Pfennig nachweisen, und damit war die Sache **wiederum erledigt**. Man denke aber, was entstanden wäre, wenn eine der betreffenden Personen gestorben oder unbekannt verzogen wäre. Ich hätte wegen dieses Geldes für diejenigen Handlungen meines Lebens, auf die ich mit vollem Bewußtsein stolzer bin, als auf alles übrige, einen schlimmen Verdacht auf mir haften lassen müssen. Bei dieser Untersuchung sah ich wiederholt die Akten auf den Tisch liegen und war fast sprachlos vor Erstaunen, als ich die Wahrnehmung machen mußte, daß die beiden umfangreichen Denkschriften, die ich dem Schulinspektor Herrn Dr. Zwick übergeben hatte, nicht bei den Akten waren. Während sonst bei ähnlichen Untersuchungen jedes Papierstückchen von Wert ist, fehlen hier 2 dicke, höchst wichtige Beweisstücke. Wo mögen diese beiden Schriftstücke geblieben sein? Die

Nachricht, daß nichts Belastendes gegen mich vorliege, erhielt ich später, während gerade der Schulinspektor Herr Dr. Zwick bei mir im Amtszimmer war. Ich überreichte ihm dieselbe sofort. Ich möchte den Herren, die mich so gern und so oft denuncieren, noch ein neues Räffel aufgeben. Ich habe nicht nur für die Bekleidung meiner Schüler, sondern für die armen Leute der ganzen Nachbarschaft gesorgt. Dies wurde im Laufe der Jahre so bekannt, daß mir schließlich von allen Ecken und Enden Kinder und Erwachsene mit Empfehlungen zugesandt wurden. Die Direktoren Schulz, Illig, der Armenkommissions-Vorsteher Richter, der Apotheker Selberg Nachfolger, Beamte der Nationalbank für Deutschland, der Dresdener-Bank, Fabrikbesitzer der Gegend sandten Notleidende zu mir. Der Beamte der Nationalbank z. B. einmal die Frau eines kranken Droschkenfußsers mit 5 oder 6 Kindern, außerdem habe ich viele verlorene Familien wieder emporgebracht, viele Kinder zur Einsegnung bekleidet, wie das alles im Notfalle die Polizei feststellen könnte, zumal sich auch schließlich einige Polizeibeamte fanden, die mich auf besondere Not hinwiesen. Ferner errichtete ich im vorigen Jahr für die elendesten meiner Schüler eine Ferienkolonie bei Rathenow, für die ich in diesem Jahr etwa 20 Kinder ausersehen hatte. Woher ist all dies Geld gekommen? Aus meinen Mitteln doch sicher nur zum geringsten Teil. Ich hatte nicht einmal joviell, um meine eigenen Kinder zu Weihnachten etwas reichlich zu bedenken und mußte sie daran gewöhnen, in der Freude Anderer ihre eigene Freude zu finden. Jrgend woher mußte doch aber das Geld gekommen sein. Vielleicht findet sich hier Grund zu neuen Denunciationen, besonders jetzt, wo ich in die Öffentlichkeit trete.

Nach Erledigung der letzten und schändlichsten Denunziation, die von meinen Lehrern, d. h. von Leuten ausgegangen war, an denen mein Herz hing, denen ich mit der allergrößten Liebe entgegen gekommen war, die ich unter allen Umständen, auch der Behörde gegenüber in Schutz genommen hatte, und die dies bisher auch dankbar anerkannt hatten, machte aber das Maß voll. Ich war seit vielen Jahren allen möglichen schändlichen Dingen ausgesetzt, kein Verbrechen außer direktem Mord und Totschlag hatte man unversucht gelassen. Es wurde mir ungemüßlich, immer Ambos zu sein, ich wollte auch einmal Hammer werden. Bei dem Schulinspektor Herrn Dr. Zwick beantragte ich energisch die Versetzung des Lehrers Berner. Ich glaubte nicht, daß in der ganzen Welt eine Behörde sein könne, die uns Beide nach den stattgehabten Vorfällen zusammenlassen würde. Meinem Antrage wurde nicht Folge gegeben. Darauf reichte ich beim Königl. Provinzial-Schulkollegium eine Beschwerde über die ohne Angabe irgend eines Grundes einbehaltene Gehaltszulage ein. Endlich ging ich daran, mit der Ausarbeitung dieses längst geplanten Buches zu beginnen. Es war dies im Oktober v. Js. Natürlich konnte dies nicht verborgen bleiben. Der Knabe Karl fing an, fürchterlich zu werden. Da wurde denn zum letzten und entscheidenden Schlage ausgeholt, der entweder mich oder meine Gegner, d. h. nicht die elenden Drahtpuppen, sondern deren Hintermänner vernichten muß.

Wie schon oben berichtet, wurde am 1. Oktober 1889 der geistesranke Lehrer Michelchen an meine Schule geschickt. Ich ließ ihn eintreten und bemerkte an ihm, der soeben aus Dalldorf gekommen war, nichts besonders Auffälliges. Zwei Tage darauf teilte mir der Schulinspektor mit, daß Herr Michelchen in der Schule nicht geduldet werden dürfe. Ich entließ diesen bedauernswerten Herrn, indem ich ihm in schonendster Weise mitteilte, daß ihm ein Nachurlaub bewilligt sei. Seine Klasse war aber nun ohne Lehrer, und ich mußte tagtäglich einen anderen Lehrer in dieselbe schicken, der aber auch keine eigene Klasse zu versehen hatte. Hieraus entstanden natürlich große Uebelstände. Ich schrieb sofort um Vertretung, es kam aber keine. Auch ein zweites Schreiben war erfolglos. Die Lage wurde verzweifelt, zumal sie sich wochenlang hinzog, das Lehrerkollegium wurde entrüstet, weil es mir die Schuld zuschob, mich womöglich in Verdacht hatte, daß ich mich an seinen Mühseligkeiten weidete. Besonders war Herr Schwarz ungehalten, dem ich die vierte Klasse des Herrn Michelchen zugesagt hatte, sobald eine Vertretung für seine Klasse käme.

Da er nun nie wußte, woran er war, so ging er beschwerdeführend zum Schulinspektor, und ebenso that dies Herr Klopstech, dem ich zwei Ueberstunden entzogen hatte. Jetzt blühte Herrn Berners Weizen. Noch sehe ich ihn, wie er mit Herrn Schwarz auf dem Hofe auf und ab ging und in diesen hineinredete. Seine eigene Lage wurde inzwischen etwas unheimlich. Bei der Versetzungsprüfung hatte ich einen Lehrer gebeten, die schriftlichen Arbeiten mit zu beaufsichtigen. Der Ausfall derselben ist für die Versetzung befanulich von wesentlichster Bedeutung. Die mündliche Prüfung nahm ich dann später selbst vor. Nachdem diese so höchwichtigen Arbeiten unter Aufsicht des zweiten Lehrers vollendet, den Kindern abgenommen und ins Spind gelegt waren, entfernte sich dieser. Sofort nach Fertigstellung sollten die Kinder nach Hause gehen. Eine Stunde später betrat ich die Klasse und fand sämtliche Kinder mit der Feder in Hand, während die Probearbeiten vor ihnen lagen. Diese geradezu ungeheuerliche Thatsache unterbreitete ich natürlich dem Schulinspektor. Es war meine erste Anzeige in acht Jahren. Der Herr Schulinspektor äußerte sich mir gegenüber nicht, doch wurde mir gerade jetzt mitgeteilt, daß Herr Berner, nach Ansicht des Herrn Schulinspektors der schlechteste Lehrer, den er kennen gelernt hatte, thätiges Mitglied des von Herrn Dr. Zwick geleiteten Kinderhortes geworden sei. Einige Tage später, gleich nach Beginn des Unterrichts, bat mich Herr Rector Fieß um einen sofortigen Besuch. Er teilte mir mit, daß er leider aus Versehen eine Lehrerin, die als Vertreterin für Herrn Michelchen gesandt sei, seit längerer Zeit an seiner Schule beschäftigt habe. Er bedaure dies, gebe mir aber sein Ehrenwort, daß er das Wort Michelchen übersehen habe. Natürlich glaubte ich seinem Ehrenwort nicht, aber ich hatte keine Gegenbeweise. Darum also war meine Schule ruiniert! Aber wie war das möglich? Ich hatte doch wiederholt geschrieben, Herr Dr. Zwick mußte doch die Sachlage kennen! Natürlich war ich sofort gezwungen, das Kollegium zu einer kurzen Besprechung ins Amtszimmer zu rufen, ihm

Mittheilung von der Sache zu machen und die neuen Verhältnisse zu regeln. Nachdem dies geschehen war, und ich die Herren eben aufforderte, in ihre Klassen zu gehen, trat Herr Lehrer Berner vor mit der Frage, warum er aus der 4. in die 5. Klasse versetzt sei. Diese Frage an und für sich unberechtigt, war nach den Vorgängen bei der letzten Prüfung geradezu frivol, und ich erklärte ihm sehr ruhig, daß seine durchaus ungenügenden Leistungen hieran die Schuld trügen. Hierauf wurde er so roh und beleidigend, wie es in preussischen Beamtenverhältnissen kaum noch vorgekommen sein dürfte. So sagte er mir vor versammeltem Kollegium: „Glauben Sie nicht, daß Sie mit uns fertig sind, meine Freunde und ich sammeln ununterbrochen Material, um Sie doch noch zu stürzen!“ Die Sache war teuflisch fein eingefädelt. Ließ ich mir diese Beleidigungen gefallen, so war aller Grund vorhanden, mich von der Schule zu setzen. Auch ließ sich dem Schulkollegium ja nachweisen, daß ich nicht mehr die genügende Autorität besitze.

Duldetet ich sie nicht, was dann? Ich antwortete dem Herrn Berner wenig, sondern forderte ihn in angemessenen Zwischenräumen drei Mal auf, das Amtszimmer zu verlassen. Er ging nicht, sondern redete weiter. Hätte ich einen Schutzmann herbeigeholt, so war er mit all den amtlichen Aktenstücken, unter denen sich auch eine Beschwerdechrift gegen ihn selbst befand, allein. Ich entschloß mich daher kurz. Ich ergriff ihn und beförderte ihn in schnellster Weise aus der Thür, einfach von meinem Hausrecht Gebrauch machend, was jedem Preußen zusteht, außerdem meine amtliche Pflicht erfüllend, denn die vorhandenen Aktenstücke mußte ich gegen die unbefugte im Amtszimmer weilenden schützen. Als ich ihn ergreifen wollte, griff er mit seinen Händen nach meinen Rockaufschlägen, ich schlug diese zur Seite und mag dabei auch mit seinem Gesicht in Berührung gekommen sein. Herr Berner ging jetzt nicht etwa in seine Klasse, sondern verließ trotz meiner wiederholten Aufforderung zunächst seine Kinder zu beschäftigen, das Schulhaus. Etwa eine Viertelstunde später sprach ich Herrn Schwarz gegenüber die Besorgnis aus, daß dieser Vorfall sofort wieder in die Zeitungen gebracht werde. Herr Schwarz übernahm es, sich sofort in Herrn Berners Wohnung zu begeben, um ihn zu veranlassen, zwar jeden beliebigen amtlichen Schritt, aber keinen in die Öffentlichkeit zu thun. Als Herr Schwarz in Herrn Berners Wohnung eintraf, war dieser bereits bei dem Schulinspektor Dr. Zwick gewesen und hatte Anweisung erhalten, nicht mehr in die Schule zu gehen. Mir war dies hoch erstaunlich, denn die Wohnung des Herrn Schulinspektors liegt in Moabit, und es hätte mindestens eine Stunde dazu gehört, dies Alles zu besorgen. Herr Berner hatte dem Herrn Schwarz allerdings erklärt, daß er den Herrn Schulinspektor gerade in dem Augenblick auf der Pferdebahn gesehen habe, als er aus der Schulzendorferstraße über die Müllerstraße nach seiner Wohnung gegangen sei. Mir war diese Sache schwer glaublich. Wohl spielt der Zufall oft eine merkwürdige Rolle, aber hier war derselbe fast zu merkwürdig. Erstens ist man es von Herrn Dr. Zwick nicht gewöhnt, daß er überhaupt zu so früher Stunde seine Wohnung verläßt, zweitens.

mußte er schon von seiner Wohnung in Moabit nach einer Schule des hohen Norden gekommen sein, dort seine Geschäfte besorgt haben und sich bereits auf dem Wege nach der Stadt befinden, drittens wird Herr Dr. Zwick, der Nichtraucher ist, bei so ungünstiger Witterung, wie wir sie Ende Oktober hatten, nicht hinten auf der Plattform gestanden haben, zumal er sich, so lange ich ihn kenne, gegen Zugluft sehr empfindlich zeigte. Nach 8 Uhr fahren die Wagen fast immer leer und gewähren im Innern bequemen Platz. Die Fensterscheiben waren an diesem Tage aber in Folge des nebligen Wetters von außen schwer durchsichtig.

Nimmt man noch dasjenige hinzu, was ich weiter unten beim Fall Schulze erzähle, speciell die angebliche Äußerung des Herrn Dr. Zwick zu der Frau Schulze: Es ist mein dringendster Wunsch, daß der Ahlwardt gestürzt werde, und ich würde es dauernd im Gedächtnis behalten, aber direkt möchte ich nicht gerne vorgehen, so ließe sich auch Folgendes nicht ganz als unmöglich denken: Eine Beschwerde von mir über die ausgebliebene Gehaltszulage lag beim Schulkollegium, eine mündliche Beschwerde über den Lehrer Berner war bereits angebracht, eine schriftliche bei der Schuldeputation evtl. dem Schulkollegium stand am nächsten Tage in Aussicht, ebenso eine sofortige Beschwerde über den Rektor Fiez; auch war bekannt, daß ich das jetzt vorliegende Buch in Angriff genommen habe. Eine Verabredung, noch einen letzten entscheidenden Versuch zu machen, ist da begreiflich. Die Rollen waren exact verteilt, und Herr Schulinspektor Dr. Zwick wartete in einem ganz nahe gelegenen Lokal auf den Ausgang. Es sind das alles Vermutungen ohne andere Beweise, als diejenigen, die in der Entwicklung selbst liegen. Am anderen Morgen erschien Herr Dr. Zwick in meiner Schule, um ein Protokoll mit mir aufzunehmen. Ein Knabe erschien mit einem Brief von Herrn Rektor Fiez an Herrn Dr. Zwick. Herr Fiez mußte also schon am Tage vorher von seiner Anwesenheit an meiner Schule Kenntniß erhalten haben. Ich bestand entschieden darauf, daß der Vorfall mit Herrn Rektor Fiez als durchaus zur Sache gehörig ins Protokoll aufgenommen werde. Herr Dr. Zwick verweigerte dies zunächst, da Herr Rektor Fiez mit seiner Erklärung, daß er den Namen Michelchen übersehen habe, ganz zweifellos die Wahrheit gesprochen habe, und jeden Zweifel meinerseits müsse doch das Ehrenwort des Herrn Fiez beseitigen; er werde für die Wahrheit der Erklärung des Herrn Fiez bei der städtischen Schuldeputation sicher einstehen. Fast in demselben Augenblick trat eine Dame ins Amtszimmer und stellte sich als Fräulein Engelke vor, die als Vertreterin für Herrn Michelchen gesandt sei. Ich wollte die Dame in ihre Klasse begleiten, aber Herr Dr. Zwick suchte mich davon abzuhalten, indem er davon sprach, daß ich amtliche Verrichtungen nicht mehr vornehmen dürfe. Ich war aber schon aus der Thür und stand neben der Dame, da ich die Wichtigkeit des Moments vollständig erfaßte. Herr Dr. Zwick folgte zwar, blieb aber an der Amtszimmerthür stehen, während ich mit dem Fräulein raschen Schrittes nach der Klasse ging. Fräulein Engelke, sagte ich, haben Sie gewußt, daß Sie Herrn Michelchen an meiner Schule vertreten

sollten? Gewiß, sagte sie, auf meiner Zuweisung stand ja, daß ich Vertreterin für Herrn Michelson sei, aber irrtümlich war ich noch an die alte Schule des Herrn Michelson gewiesen. Ich machte den Herrn Rektor Fiez ausdrücklich hierauf aufmerksam und sagte, daß ich sofort zum Herrn Schulinspektor gehen werde. Herr Rektor Fiez aber antwortete: „Das ist nicht nötig, treten Sie nur gleich bei mir für einen erkrankten Lehrer ein, ich werde das schon in Ordnung bringen!“ Nach dieser Erklärung begab ich mich sofort wieder in's Amtszimmer, Herr Dr. Zwiak begegnete mir schon auf dem Hausflur, um mich zu holen. Armes Fräulein Engelke! Sie haben sich mit dieser Ihrer Erklärung, bei der Sie, ohne es zu ahnen, ein schändliches Gewebe von Lug und Trug und Schwindel aufdeckten, eine schwere Stellung geschaffen!

Doch auch ich fühlte mich recht unglücklich. Früher Diebstahl, dann wissentlich falsche Denunciation wegen Betruges, Urkundenfälschung, Unterschlagung, Lug und Trug und Schwindel bei meinen Untergebenen, die ich wie meine Kinder behandelt habe, Lug und Trug und Heimtücke bei meinen Kollegen, speziell dem Rektor Fiez, dem ich stets mit Achtung entgegen gekommen war, obgleich mir dies nicht leicht wurde, da der Rektor Bürstenbinder zur Kennzeichnung seines Bildungsstandpunktes noch als Lehrer an der 7. Gemeindefschule, etwa 1876, vor dem versammelten Lehrerkollegium erzählte, daß Fiez mit seiner Frau darüber in handgreifliche Uneinigkeit gekommen sei, ob Schiller oder Goethe Minna von Barnhelm gedichtet habe. Das Rektorexamen hat dieser Mann natürlich nicht gemacht. Bei einem kleinen Kolloquium, dem er sich zu unterwerfen hatte, als er schon Rektor war, fiel er zweimal durch. Als eine Säule des Fortschritts im Norden von Berlin hat er natürlich die beste Schule, die besten Kinder und Lehrer, leitet außerdem eine sehr einträgliche Fortbildungsschule, an der auch fremdsprachlicher Unterricht erteilt wird. Viele Direktoren der Umgegend, die natürlich, da sie schon das meiste Gehalt haben, auch noch die gut bezahlten Stunden an der Fortbildungsschule geben, sind seine Untergebenen. Außerdem leitet der Rektor Fiez auch noch eine gut bezahlte Volksbibliothek. So großartige Stellungen kann natürlich nur die Stadt Berlin verleihen, und für eifrige Politiker sind dieselben niemals unerreichbar. Natürlich sind dabei zuweilen Dienste, wie sie mir gegenüber geleistet werden mußten, nicht von der Hand zu weisen. Dieser Lug, Trug und Schwindel meiner Untergebenen und Kollegen standen nun unter wohlwollendster Protektion meines Vorgesetzten. Und gar bei der städtischen Schul-Deputation wurde ich in keinem noch so harten Anklagefall überhaupt noch gehört. Hier war ich stets im Voraus verurteilt. Und doch hatte ich bezüglich meiner Amtsführung fast stets die größte Anerkennung gefunden. Ueber mein Privat- und Familienleben konnten auch die allerärmsten Feinde nichts Ungünstiges aussagen. Niemals bin ich einem Mitgliede der Schuldeputation oder gar meinem nächsten Vorgesetzten anders, als höflich und dienstwillig entgegengekommen. Im Amtszimmer vollendete Herr Dr. Zwiak das Protokoll u. rief dann als Zeugen nach einander die Herren Bühring, Klopstich und

Schwarz ins Amtszimmer. Ich protestirte gegen alle drei als nicht unparteiisch. Von Herrn Heiseke wußte ich, daß Herr Bühring mit den Herren Schulinspektoren Dr. Zwick und Reinecke eng befreundet sei und sich mit der Absicht trage, mit einer nahen Verwandten des Herrn Reinecke in noch intimere Beziehungen zu treten, außerdem hatte er von meiner Beseitigung direkten Nutzen, sofern er an meine Stelle treten mußte. Herr Schwarz und Herr Klopstech waren aber erst wenige Tage vorher bei Herrn Dr. Zwick gewesen, um mich zu verklagen. Mein Einwand wurde abgelehnt. Demnächst erklärte mir der Schulinspektor Dr. Zwick, daß ich vom Amt suspendiert sei und mich jeder amtlichen Handlung zu enthalten habe. Am nächsten Tage erklärte mir Herr Bühring im Auftrage des Herrn Dr. Zwick, daß er die vorläufige Leitung der Schule übernehme. Mir blieb nicht einmal Zeit, meine Privatsachen zu nehmen, die sich zum Teil noch im Amtszimmer befanden. Die Würfel waren gefallen! Entweder mußte ich meinen Untergang finden, oder aber meine Gegner mußten stürzen.

Ich hoffe zu Gott, daß ich dies Alles nicht umsonst erduldet habe, sondern daß die Ueheber dieses zwölfjährigen Märtyrertums, die meine sämtlichen Stammesgenossen, welche es wagen, gleich mir eine eigene abweichende Meinung zu haben, in ähnlicher Weise verfolgen, diese Vampyre in Menschengestalt, die eingewanderten Juden, ihrem endlichen unabwendbaren Schicksale um ein gut Stück näher gebracht werden. Vielleicht ist mein Buch das Streichholz, welches das Pulverfaß in Brand steckt. An dem Schicksale ihrer deutschen Mamelucken und Handlanger liegt mir weniger. Vielleicht thun sie, von ihrem Gewissen geplagt, bei einer endlichen Abrechnung mit dem Judentum die besten Dienste.

Ich hatte damals, um in dem jetzt beginnenden Kampfe frei zu sein, wirklich den Wunsch, mich pensionieren zu lassen, sprach denselben auch einige Tage später dem königlichen Provinzial-Schulkollegium schriftlich aus. Freilich wurde mir das bald wieder leid, denn nach dem, was ich erfahren hatte, war ich auch als Rektor im Dienst jetzt frei in allen meinen Entschlüssen. Was ich aber dem königlichen Schulkollegium mitgeteilt hatte, stand kurz darauf, in gehässigster Weise entstellt, nebst ganz unrichtiger Darstellung des Falles Berner und unter Hinweis auf die längst erledigte Weihnachtsbescherung, von der die Zeitungen früher berichtet hatten, in allen Judenzeitungen, merkwürdigerweise auch in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Ueber letztere war ich damals erstaunt, jetzt bin ich es allerdings nicht mehr. Ich las dieselbe seit 24 Jahren, war dort bekannt, hatte sogar wiederholt für die Sonntagsbeilage Artikel angeboten, die gerne angenommen, von mir aber dann zurückgezogen wurden, weil man die Zeile mit nur 5 Pfennigen bezahlen wollte, während doch die Staatsbürger Zeitung sofort das Dreifache gab. Von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erwartete ich doch, daß sie eine Berichtigung von mir aufnehmen werde. Sie versteckte sich aber hinter dem Berliner Tageblatt. Dieses versprach eine Berichtigung, brachte sie aber nicht. Auch das Fremdenblatt soll böse Dinge über mich geschrieben haben, doch konnte ich dieses anscheinend mit Ausschluß

der Deffentlichkeit erscheinende Blatt nicht aufstreiben. So war ich denn während eines Jahres in den Judenzeitungen viermal an den Pranger gestellt, und bei meinen Gesinnungsgeossen schädete mir das am allermeisten, denn wiewohl sie die Juden hassen, glauben sie doch ihren Zeitungen. Wunderbarer Weise brachten die Judenzeitungen jedesmal, wenn sie mich angriffen, auch immer in derselben Nummer die Nachricht, daß der Herr Schulrat Dr. Vertram bald sein Amt niederlegen werde. Ich halte diese gleichzeitige Mittheilung nicht für Zufall. Sie sollte ein Köder sein für Leute, die hoffen dürfen, sein Nachfolger zu werden, mir gegenüber nun ihre Schuldigkeit zu thun. Zugleich ersah ich aus den Zeitungsberichten aber, daß die Judenschaft sogar im Schulkollegium ihre Spione haben mußte. Brüstete sich doch auch der Rektor Herr Fiez später zu andern Personen damit, daß er über den Gang der Untersuchung Genaueres wisse, und als ich die Aeußerung des Herrn Heiseke über die Beteiligung des Herrn Dr. Zwick zu Protokoll gegeben hatte, fand sich dieser bald darauf in der Schule ein und berief Herrn Heiseke zu einem langen Gespräch ins Amtszimmer. Sie können freilich auch von andern Dingen gesprochen haben. Ueber beide Herren will ich hier noch beiläufig eine Bemerkung machen. Längere Zeit früher, vor einer öffentlichen Wahl, sagte mir Herr Dr. Zwick: Herr Rektor, ich begreife Sie nicht. Sie sind nicht egoistisch genug. Wer sich dem Lauf der Geschichte widersetzt, wird von ihren Rädern zermalmt! Wollen Sie sich das merken!

Herr Heiseke aber zeigte sich in seiner ganzen Größe. Meine alte siebenzigjährige Schwiegermutter, der ich notgedrungen nach meinem Abgange noch die Reinigung der Schule belassen mußte, behandelte Herr Heiseke vor allen Kindern so brutal, daß selbst Herr Bühring eingreifen mußte. Letzterer behielt aber von den 38 Mk., die für Reinigung ausgesetzt sind, seit dem 1. April 6 Mk. monatlich für sich.

Die nun beginnende Disziplinaruntersuchung entwickelte sich hoch interessant. Leider bin ich gesetzlich behindert, vor Beendigung derselben Actenmaterial aus derselben zu veröffentlichen. Sämtliche Untersuchungen dieser Art wurden bisher an städtische Beamte übertragen, und auf diese Weise wurde bis jetzt fast noch jeder Angeklagte beseitigt. Wunderbarer Weise waren dies immer Leute meiner Gesinnung. Meistens waren sie durch die Einleitung der Untersuchung schon so betäubt, daß sie willenlos Alles mit sich gehen ließen. Ich bin zwar keine hervorragend aktive, aber eine alte, knorrige, zähe, pommersche Natur, die sich nicht so leicht aus der Fassung bringen läßt. Ich brachte gleich genügendes Material, und so wurde die Untersuchung in die Hände einer hohen königlichen Behörde gelegt, bei der ich zwar strenge Richter, aber sicher Gerechtigkeit finde. Eines Mehreren bedarf es nicht. Eins wird die Untersuchung sicher ergeben müssen. Die königliche Behörde wird die Ueberzeugung gewinnen, daß es ein sehr schwerer Fehler gewesen ist, daß sie das Schulaufsichtsrecht, welches für sie doch so hohe Pflichten in sich birgt, in Berlin aus den Händen gegeben hat. Die Stadt Berlin wählt die königlichen Schulinspektoren. Nach

welchen Grundsätzen dies geschieht, werden wir später genau kennen lernen. Diese Herren werden dann von der Königlichen Regierung als königliche Beamte bestätigt. Unter diesen Umständen allein können sich Zustände entwickeln, wie ich sie dargestellt habe, und wie sie beim Tode des Kaisers Wilhelm so kraß zum Ausdruck kamen.

Der Fall Klopstech.

Um mich ja ganz sicher zu verderben, hatte man eine Teufelei erfunden, die wirklich bewundernswert war. Um diese begreiflich zu machen, muß ich mich leider trotz meines Widerstrebens auf die persönlichen Verhältnisse des Lehrers Klopstech einlassen.

Herr Klopstech, Lehrer an meiner Schule seit dem 1. April 1885, teilte mir gelegentlich mit, daß er seit 7 Jahren mit einem bemittelten Mädchen in seiner Heimatstadt Drossen verlobt sei. Kurz vor den großen Ferien 1885 bat er um einen notwendigen Urlaub nach der Stadt Volkwitz in Schlesien. Als er zurückkam, erzählte er mir, daß er seine alte Verlobung aufgegeben und sich mit einem sehr reichen Mädchen, einer Apothekertochter aus Volkwitz, verlobt habe. Die alte Braut sei weniger reich und gebildet gewesen.

Außerdem habe er von einem Verwandten über 1000 Thaler geerbt. Ich gratulierte ihm zu seinem Reichtum, und da am Tage vorher die Gehälter auf dem Rathause ausgezahlt waren, die ich an mich genommen hatte, so bat ich ihn, mir seine 390 Mark auf einige Tage zu lassen. Demnächst konnte ich ihm allerdings nur $\frac{1}{4}$ der Summe zurückzahlen, den Rest erst später in mehreren Raten. Auf diesen Vorfall hatte sich Herr Klopstech jetzt, Ende 1889, besonnen, als alles Uebrige gegen mich nicht verschlagen wollte. Deshalb bestand Herr Dr. Zwick so sehr auf seine Zeugenvernehmung, weil dieser Vorfall mit eingestrichelt werden sollte, und Herr Klopstech mußte ihm eine sehr gehässige Darstellung zu geben. Daß Herr Klopstech diese ganz harmlose und längst vergessene Sache jetzt plötzlich hervorjuchte, gab mir erst den vollen Beweis der absoluten Bössartigkeit aller Machinationen gegen mich. Wir hatten damals dieses Verhältnis in aller Freundschaft erledigt, ohne daß er auch nur die entfernteste Bemerkung gemacht hätte, und später konnte ich ihm Dienste erweisen, ohne die er kaum in gegenwärtigen Verhältnissen leben würde. Gleich am Hochzeitstage hatte er mit seiner jungen Frau vor allen Gästen einen so bösen Auftritt gehabt, daß die seiner Frau Näherstehenden an sofortige Trennung dachten.

Da er sich auch in den Vermögensverhältnissen vollständig getäuscht hatte, so entwickelte sich jetzt ein eheliches Leben, das für die Dauer kaum erträglich war. Beide Eheleute flüchteten sich zu uns, und wir haben alle unsere Kraft aufgewandt, eine Trennung zu verhüten. Einmal hatte er einen Brief seiner Schwiegermutter aufgefangen, worin diese ihre Tochter nach Rücksprache mit dem alten, würdigen Pfarrer in Volkwitz aufforderte, ihren Mann sofort zu verlassen und nach Hause zu kommen. Ich mußte alle meine Ueberredungskunst anwenden, um eine Trennung der Ehe, die ich für das Schlimmste von Allem hielt, zu verhüten. Meine Frau

begab sich jetzt gar häufig zu den jungen Eheleuten, unterrichtete die Frau in der Berliner Kochweise, sättigte späterhin ihr Kind, und mit Mühe und Not hielten wir die jungen Eheleute zusammen. Wir haben nie daran gedacht, baare Auslagen aller Art, so z. B. das auf seinen Wunsch erfolgte Anbringen einer Guirlande an seiner Thür bei dem Einzug der jungen Frau uns ersetzen zu lassen. Später wurde er krank und kam auf die Idee, daß seine Frau im Verein mit ihren Angehörigen ihn mit der Medizin, die aus Polkwitz geschickt wurde, vergiften wollte. Er schickte seinen Vater zu mir, den ich dann mit einem Brief an seinen Hausarzt Herrn Dr. Reinsdorf sandte. Später sorgte ich wiederholenilich für Unterstützung und lehnte ein weiteres Unterstützungsgesuch erst dann ab, als ich erfuhr, daß er sich ein sehr kostbares Veloziped gekauft hatte. In der Schule bewies ich ihm jedes denkbare Entgegenkommen, zumal er hier seine volle Schuldigkeit that. Auch später hat er meine guten Dienste gar häufig in Anspruch genommen, und wir blieben im freundschaftlichsten Verhältnis, bis er in die Neze des Herrn Berner geriet. Hier hat er sich immer weiter verwickelt, bis er schließlich einer der eifrigsten Parteigänger geworden ist. Ob Furcht vor Nachteilen oder Hoffnung auf Vorteile ihn geleitet haben, mag dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlich ist das letzte der Fall, denn er sehnte sich als wirklich guter Zeichenlehrer nach Zeichenunterricht an einer Fortbildungsschule, der pro Stunde mit drei Mark bezahlt wird. Ich konnte ihm denselben trotz wiederholten Versuches nicht verschaffen. Noch wenige Tage vor meinem Abgange aus der Schule kam Herr Klopstech zu mir und versprach mir wichtige Enthüllungen, wenn ich mich noch folgenden Vorfalles erinnere: In seiner letzten Krankheit habe er sein Vermögen schriftlich seinem Vater geschenkt, damit es evtl. nicht in die Hände seiner Frau falle. Jetzt wolle sein Vater sich wieder verheiraten, habe ihn und seine Frau so halb hinausgeworfen und werde jetzt das Geld wahrscheinlich behalten. Er wolle es demnächst einklagen, bedürfe aber eines Zeugen, daß das Geschenk nur pro forma zu seiner Sicherheit vor seiner Frau, und damit diese bei seinem evtl. Tode fernerhin kein materielles Interesse habe, erfolgt sei.“ Ich kannte die Verhältnisse, hatte s. Z. diese Darstellung so aus seinem Munde gehört, leider aber nicht von seinem Vater. Ich konnte ihm als Zeuge also nicht dienen. Wenige Tage darauf war er abermals das dienstwilligste Werkzeug meiner Gegner.

Später hat er beschworen, daß alle diese Thatsachen unwahr oder entstellt seien. Ich fürchte, ich fürchte, dieser Eid wird sehr schlimme Folgen haben, denn viele Thatsachen dürften durch zahlreiche Zeugen bewiesen werden.

Der Fall Schulze.

Als am 28. Mai 1885 mein Sohn Benno nach 1½-jährigem Krankenlager starb, fehlte es uns an Allem und Jedem. Beerdigungskosten, die Mittel zur Anschaffung von Trauerkleidern für Frau und Kinder, mußten unter allen Umständen beschafft werden. Ich

begab mich zu einem jüdischen Agenten in der Königsstadt, der innerhalb des Rahmens, den man für Agenten überhaupt ziehen muß, noch immerhin nicht der schlechteste war. Es läßt sich dies allein schon daraus schließen, daß er, obwohl bedürfnislos, doch in blutarmen Verhältnissen lebte. Deshalb, und weil seine durchaus ordentlichen Kinder sich zu geachteten Stellungen emporgearbeitet haben, nenne ich seinen Namen nicht. Der Herr begegnete mir mit seiner Frau vor seiner Hausthür. Ich teilte ihm mein Anliegen mit, doch wußte er lange keinen Rat, weil seine Geldmänner in Folge nicht pünktlichen Zahlens seiner Klienten abgesprungen waren. Endlich verfiel seine Frau auf eine neue Idee. Sie sagte: Wir haben eine Cousine, die sich später hat taufen lassen, um sich mit einem Schutzmann zu verheiraten. Sie ist ungeheuer klug, und obwohl von Hause aus blutarm, hat sie ihrem Manne durch allerlei Geschäfte, um die Sie sich nicht zu kümmern haben, doch ein großes Vermögen zusammengeschafft. Derselbe konnte sich daher pensionieren lassen und lebt jetzt recht angenehm, obgleich er sich um irgend welche Angelegenheiten seiner Frau nicht zu kümmern hat. Versprechen kann ich Ihnen nichts, aber den Versuch will ich machen, sie zu einem Darlehn zu bewegen. Das sage ich Ihnen aber gleich, verdienen will sie sehr viel! Ihr Mann fügte noch hinzu: Ich werde so recht herzlich Ihre Not schildern, vielleicht schlage ich sie breit. Außerdem, da Sie Rektor sind, könnte Frau Schulze das Geschäft auch machen, weil sie möglicherweise andere Spekulationen damit verbindet. Ich war natürlich nach Lage der Sache zu jeder Bedingung bereit, zumal ich in Folge des Todes meines Sohnes vollständig gebrochen war. Ich begab mich mit dem Ehepaar nach der Schlegelstraße, in der Frau Schulze als Hauseigentümerin wohnte, und wartete in der Nähe des Hauses das Resultat der Bemühungen ab. Nach einiger Zeit erschien der Herr bei mir und teilte mir mit, daß Frau Schulze das Darlehn von 100 Mark unter folgenden Bedingungen gewähren wolle: 1. Wechsel über 150 Mark, zahlbar am 1. Juli, also nach 5 Wochen, 2. als Sicherheit Hergabe meiner Mietsquittung per 1. Juli. Die Miete könne ich auf eigene Quittung selbst erheben und dann die 150 Mark am 1. Juli persönlich oder durch den Agenten ihr zustellen. Wir gingen beide nach meiner Wohnung, fertigten Wechsel und Mietsquittung aus, begaben uns zu Frau Schulze, die in der allerliebsten Weise die 100 Mark auszahlte und erklärte, daß sie bei pünktlichem Eingang des Geldes sich auch später zu Gefälligkeiten gern bereit zeige. Mein Familienunglück bedauere sie tief, doch müsse man sich in Gottes Willen fügen. Sie sandte noch an demselben Tage einen Kranz in meine Wohnung. Den Agenten entschädigte ich natürlich für seine Bemühungen, wie er das ja auch ehrlich verdient hatte. Am 1. Juli erhob ich das Geld und sandte ihr die 150 Mark durch den Agenten zu. Wechsel und Mietsquittung wurden zurückgegeben, und der Agent erzählte, daß ihm eine Belohnung von 5 Mark angeboten sei. Etwa 4 oder 5 Tage nach dem 1. Juli begab ich mich wieder zu Frau Schulze, und zwar diesmal ohne den Agenten. Das Geschäft wurde in ähnlicher Weise wieder gemacht. Diesmal

war es um 10 Mark für mich billiger. Ich weiß nicht genau mehr, erhielt ich 110 Mark und schrieb 150, oder erhielt ich 100 Mark und schrieb 140.

Leider ist bei der Länge der Zeit und bei den Wirren, die ich seither erlebt habe, mein Gedächtnis bezüglich des nun Folgenden nicht ganz treu. Entweder bezahlte ich den Wechsel am 1. October abermals und erneuerte ihn dann, oder das nun folgende Geschäft wurde vor dem 1. October gemacht. Sicher ist, und auch von mir zu beeciden, daß die 140 oder 150 Mark, welche ich Frau Schulze noch schuldete, bei dem neuen Geschäft mit eingerechnet wurden. Frau Schulze war mir nämlich ungemein liebenswürdig entgegengekommen, hatte mir mitgeteilt, daß ihre Tochter Lehrerin an der höheren Töchterschule von Böhm sei, in der zweiten Klasse unterrichte und außerordentliche Erfolge erziele. Eine der unteren Klassen dieser Schule besuchte aber meine Tochter als Schülerin. Von einer Freundin ihrer Tochter, die Lehrerin an meiner Schule sei, habe sie erfahren, daß ich mich nicht nur zu der Zeit, als ich mich zum ersten Mal an sie gewandt habe, sondern überhaupt in ungünstiger Lage befinde. Durch ihr entgegenkommendes Wesen ermutigt, bat ich sie um ein größeres Darlehn, dessen Höhe ich nicht mehr genau angeben kann. Es waren wohl etwas über 600 Mark. Frau Schulze bewilligte dasselbe sofort und erklärte, daß sie, da ich in Not sei, nichts mehr an mir verdienen wolle, sondern lediglich aus Nächstenliebe, und weil sie auch meine Familie, der sie inzwischen Besuche abgestattet hatte, lieb gewonnen habe, das Darlehn hergäbe. Sie verlange daher nur 6 % per anno. In Zahlung gab sie mir aber eine goldene Uhr zum Preise von 185 Mark, denn das könne sie doch nicht mit ansehen, daß ein städtischer Rektor ohne Taschenuhr umherlaufe. Ferner wurde der Wechsel von 150 Mark in Zahlung gegeben. Daar erhielt ich noch über 200 Mark. Außerdem erklärte sie sich bereit, daß ihre Tochter meiner Tochter, die etwas im Französischen zurückgeblieben sei, Privatstunden erteile, wofür pro Stunde eine Mark bezahlt werden müsse. Ueber die ganze Summe mußte ich einen Wechsel ausstellen, fällig am nächsten Quartalsersten, ebenso eine Gehaltsquittung. An diesem Tage begab ich mich dann zu Frau Schulze, bezahlte die verabredete Rate aus meinem erhobenen Gehalt, ferner die Zinsen, endlich die von ihrer Tochter erteilten Privatstunden und gab neuen Wechsel und neue Quittung. Letzteres Geld wollte ich direkt an ihre Tochter abliefern, doch erklärte sie, das sei nicht nötig, denn das Geld nehme sie doch, ebenso wie auch das Gehalt ihrer Tochter, das diese bis zum letzten Pfennig abliefern müsse. Sie lege das sicher an, und ihre Tochter fühle sich ganz wohl dabei. So ging das lange Zeit fort. Meine Abzahlungen wurden allerdings immer kleiner.

Inzwischen entstand zwischen uns ein ganz angenehmes Verhältnis. Wir wechselten sogar Briefe. Frau Schulze mit ihrer Tochter stäteten sogar meiner Frau wiederholentlich Besuche ab, besonders des Nachmittags auf dem Schulhose, und als sie einmal von einer Landpartie hörten, die ich mit meinem Lehrerkollegium machen wollte, erbot sich Fräulein Schulze, dieselbe mitzumachen,

was ich leider ablehnen mußte, da an meiner Schule keine einzige Dame mehr war. Desto eifriger fand sie sich spät Abends auf meinem Schulhofe ein, auf welchem ich ziemlich regelmäßig meine erste Klasse versammelte, um in Gemeinschaft mit dem Lehrer Güßow, der ein ganz vorzügliches astronomisches Fernrohr besaß, den Knaben die Wunder des Himmels zu zeigen. Diesen Herrn wußte Fräulein Schulze so zu fesseln, daß er sich mit ihr verlobte und dann auch verheiratete. Allerdings ist diese Ehe später wieder getrennt worden. Nach der Verlobung ihrer Tochter mit Herrn Güßow hat Frau Schulze wieder bedeutend höhere Abzahlungen verlangt. Mit meiner Uhr hatte ich inzwischen schlechte Erfahrungen gemacht. Sie ging nicht, und der Uhrmacher Junk erklärte dieselbe überhaupt für ziemlich wertlos. Die Goldplatte sei so dünn, daß sie dem geringsten Druck nachgebe, außerdem sei sie an den Seiten durchlässig und deshalb nie reinzuhalten. Ein Kenner taxierte ihren Wert auf 25 Mark. Bei dem späteren Civilprozeß deponierte ich sie dem Gerichtshof, der sie aber dankend ablehnte. Einige Zeit nach der Verlobung erschien der oben genannte Agent, der inzwischen Grund erhalten haben mochte, gegen Frau Schulze misgestimmt zu sein, und sagte mir: Ich habe erfahren, daß einer Ihrer Lehrer sich mit Fräulein Schulze verlobt hat. Es ist Ihre Pflicht, demselben über die Familie einiges Nähere mitzuteilen. Ich habe Sie bisher im Unklaren gelassen, weil es nicht gut ist, daß man Alles weiß. Jetzt aber sage ich Ihnen Folgendes: „Frau Schulze ist früher eine der schlimmsten Wucherinnen gewesen, die schon viele Leute unglücklich gemacht hat. Mehrere Offiziere sollen sich ihretwegen erschossen haben. Oft ist sie diesen Herren ins Manöver nachgereist. Einmal in einer schwachen Stunde zeigte sie mir eine unglaubliche Menge von Brillantringen und goldenen Uhren. Brillanten waren es sicherlich mehrere Liter; dann ging sie mit mir auf den Hof und öffnete eine neue Hemise, die bis oben hinauf mit der prachtvollsten Wäsche angefüllt war, teilweise mit Grafenkronen gestickt. Sie forderte mich auf, ihr für all diese Herrlichkeiten einen möglichst schwiegernen Käufer zu bringen, der die Sachen nach Rußland verkaufen könne. Ich brachte ihr einen Herrn Koslowsky, der ihr auch viel abgekauft hat. Ich war dabei und höchst erstaunt über das Geheimnisvolle der Verhandlung. Die Thüren wurden verschlossen. Herr Koslowsky verpflichtete sich, die zu recht billigen Preisen erworbenen Sachen im Auslande zu verkaufen. Am Tage darauf konnte ich freilich sehen, daß Herr Koslowsky ein besonders wertvolles Stück im Börsencafé, Ecke Burg- und neue Friedrichstraße, verauktionierte. Für meine Bemühungen erhielt ich von Frau Schulze drei Mark. Die ganze Angelegenheit kam mir höchst verdächtig vor, und konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß hier möglicherweise nicht Alles mit rechten Dingen zugehe. Ich ging nach der Polizei, wo mir aber gesagt wurde, daß man bei einem bisher unbescholtenen Menschen keine Haussuchung halten könne. Meine Einwendung, daß Leute, die nichts besessen hätten, ohne große geheime Einkünfte, da doch das Gehalt des Mannes und die Einnahmen der Frau aus einem kleineren früheren Rückkaufgeschäfte

nicht bedeutend waren, unmöglich zum Rentier und Berliner Hausbesitzer werden könnten, wurde nicht beachtet.“ Wir wurden aufs Höchste erregt, denn mit dieser Familie hatten wir persönlichen Umgang gehabt. Als daher einige Tage darauf, am Quartalsersten, Frau Schulze in meiner Wohnung erschien, sagten wir ihr sehr offenherzig das Vorgefallene und forderten sie auf, sich von dem Mitgetheilten durch eine Klage gegen den Agenten zu reinigen, widrigenfalls wir auf ihren persönlichen Umgang verzichten müßten! Es kam zu einem sehr heftigen Auftritt, Frau Schulze entfernte sich, und nach einer Stunde erschien Herr Schulze, den ich jetzt zum ersten Male handelnd auftreten sah. Er verlangte von mir, daß ich noch ganz andere Dinge aussagen sollte, als mir der Agent mitgeteilt hatte. Dies mußte ich entschieden ablehnen. Dagegen gab ich auf Verlangen eine schriftliche, und wenn ich nicht irre, auch eidesstattliche Erklärung, in der alles enthalten war, was der Agent ausgesagt hatte. Darauf ist dieser beim Schiedsmann verklagt worden. Vor dem Termin erhielt ich aber noch einen Brief von Herrn Schulze, der so anfang: Wenn Sie mir in der Eidesache gegen . . . zu Willen sind, so pp. und jetzt folgten verblühte Drohungen und Versprechungen. Als der Agent bald darauf bei mir erschien, nahm er denselben an sich, um ihn im Termine als Beweisstück zu gebrauchen. Viel später, bei dem Zivilprozeß, überreichte er auf meine dringende Bitte diesen Brief zur Ansicht dem Gerichtshof und dem Kläger, belassen wollte er mir den Brief nicht, sondern versprach, ihn sorgfältig aufzubewahren. Im Termin bei dem Schiedsmann hat der Agent seine sämtlichen Behauptungen aufrecht erhalten und ist von der Familie Schulze nicht verklagt worden. Daraus mußte ich natürlich meine Schlüsse ziehen. Der Umgang zwischen der Schulzeschen Familie und uns war natürlich vorbei. Frau Schulze verlangte ihr gesamtes Geld, während ich nur erklären konnte, daß ich über die Ratenzahlungen nicht hinaus könne. Jetzt verschenkte sie den Wechsel an einen Herrn Gumpert in Pantow, der gegen mich klagbar vorging. Im Termin berief ich mich natürlich auf den stattgehabten Wucher, stellte die Uhr dem Gerichtshof zur Verfügung, der sie aber ablehnte, ebenso den Brief, den der ebenfalls vorhandene Agent vorlegte. Der Gerichtshof erklärte, das sei Alles dem dritten Besitzer gegenüber gleichgültig, und ich müsse verurteilt werden. Hierauf erhob ich den Einwand, daß Herr Gumpert gar nicht Besitzer, sondern nur vorgeschobene Person sei. Er behauptete, daß er den Wechsel geschenkt erhalten habe. Dies sollte er beedigen. Hierauf aber entsetzte er sich und bat um einen neuen Termin zur Eidesabnahme. In diesem neuen Termin erschien er nicht und wurde deshalb abgewiesen.

Später hat dieser Herr Gumpert, nach der Erklärung der Frau Schulze ihr Privatsekretär, den Wechsel wieder an Frau Schulze cediert, und diese klagte dann persönlich. Im Termin beschwor sie, daß sie keinen Wucher getrieben habe. Der daneben sitzende Agent wurde von mir sofort zum Zeugen vorgeschlagen, war auch bereit

zum Zeugnis, aber der Richter erklärte, daß im Wechselprozeß Zeugen nicht zugelassen würden. Darauf bezahlte ich den Wechsel an Frau Schulze in ihrer Wohnung, nachdem sie sich bereit erklärt hatte, sich einigen Abzug gefallen zu lassen. Ihr Mann quittierte in ihrem Namen und versprach auch schriftlich, mir den noch beim Rechtsanwalt liegenden Wechsel zuzusenden. Den Abzug wollten sie sich nur gefallen lassen, wenn es ihm erlaubt sei, in die Quittung zu schreiben, daß dies eine persönliche Gefälligkeit sei. Andererseits müsse das ganze Geschäft unterbleiben. Als ich fortging, erklärte mir Frau Schulze: „Ich war vor längerer Zeit bei dem Schulvorsteher Böhm eingeladen, wo mir auch der Herr Schulinspektor Dr. Zwick vorgestellt wurde. Mir sind da schöne Dinge von Ihnen mitgetheilt worden! Sie sollen ja noch schlimmer sein, als Stöcker. Herr Dr. Zwick sagte, daß er Sie gerne gestürzt sehen möchte und sich den, der dazu beitragen werde, dauernd merken werde. Er selbst persönlich möge nur nicht gerne vorgehen!“ Man wolle bedenken, daß ihre Tochter Lehrerin, ihr zukünftiger Schwiegerohn ein außerordentlich tüchtiger Lehrer war, der wohl berechtigt war, auf ein sehr rasches Vorwärtkommen zu hoffen. Diesem wollte ich natürlich sofort nach der ersten Mitteilung des Agenten Anflärung geben, Herr Güssow, ein durchaus ehrenwerter und harmloser Mann, hatte dieselben wohl zu beanspruchen. Aber wunderbar! Von diesem Tage ab ging Herr Güssow mir geflissentlich aus dem Wege. Als ich trotzdem anfing, von der zukünftigen Schwiegermutter zu ihm zu sprechen, erklärte er, daß er davon nichts wissen wolle. Er wolle die Tochter, nicht aber die Mutter heiraten. Es war klar, er war gegen mich aufgehetzt worden. So mußte das Verderben seinen Gang gehen. Später wurde er ohne Angabe eines Grundes auf Veranlassung des Herrn Dr. Zwick urplötzlich von der Schule versetzt. Herr Güssow war davon am meisten überrascht. Er erklärte, daß er zwar auf Veranlassung seiner zukünftigen Schwiegermutter den Herrn Schulinspektor um spätere Versetzung gebeten habe, da er nach seiner noch weit hinausliegenden Verheiratung in das Haus seiner Schwiegermutter ziehen wolle, aber an eine sofortige Versetzung habe er nicht gedacht. Ich war natürlich über die Versetzung dieses vorzüglichsten meiner Lehrer, der erstaunliche Resultate erzielt hatte, unangenehm überrascht, zumal er, auch wenn er in dem Hause seiner Schwiegereltern gewohnt hätte, noch immer einen näheren Schulweg gehabt hätte, als die meisten übrigen Lehrer, und mir früher Lehrerinnen zugewiesen waren, deren Wohnung sechsmal so weit entfernt war.

Aber was sollte ich machen? Späterhin hat irgend eine geheimnisvolle Person, nicht etwa Herr Güssow, der jede Schandthat entrüstet von sich abgewiesen haben würde, eine Verbindung zwischen Herrn Berner und Frau Schulze hergestellt, und zwar zu der Zeit, als Herr Berner seine Schwenkung vollzog. Dürfte ich der Erklärung der Frau Schulze Glauben schenken, so hätten sie sich der wohlwollendsten Protektion des Herrn Dr. Zwick zu erfreuen gehabt. Inzwischen war auch der Herr Schulvorsteher Böhm, oder wie man an der Schule sagte, Herr Direktor Böhm, Mitglied der städtischen Schuldeputation geworden. Herr Böhm ist einfacher Elementarlehrer,

und so hatte ja auch die Lehrerschaft eine Vertretung in derselben. Das nun Kommende zu beschreiben wird überflüssig sein, zumal der Leser Gelegenheit nehmen kann, die erste Scene des Macbeth noch einmal durchzulesen. In den nun folgenden anonymen Denunziationen bei der Staatsanwaltschaft, deren einige eingeständenermaßen von Herrn und Frau Berner herrühren, ist neben Herrn Berner stets auch Frau Schulze als Zeuge genannt worden. Letzere hat dann auch ein recht hübsches Tränklein à la Macbeth zusammengebraut, das sie allerdings am letzten Ende selbst wird austrinken müssen. Die Staatsanwaltschaft hat auf die Denunziationen so wenig Werth gelegt, daß sie mich nicht einmal vernommen hat.

Der Fall Petereit.

So unbedeutend dieser Fall an und für sich ist, hat er mich doch schmerzlicher berührt, wie irgend etwas anderes und giebt so recht ein Bild dafür, welche Schandthaten die jüdischen Mamelucken unter Leitung ihrer würdigen Meister begehen können.

Vor etwa vier Jahren kam ein junger, ansehnlicher Mann zu mir, der sich als Petereit vorstellte. Er erzählte mir, daß er aus Lütthauen stamme, Schulkenntnisse nur in sehr geringem Maße besitze, da er in seiner Jugend Unterricht nicht genossen habe, und in seinem zwanzigsten Jahre zum Garde-Füsilier-Regiment ausgehoben sei. Hier habe er etwas Deutsch sprechen, auch ein wenig lesen und schreiben gelernt, dann sei er Hülfsbriefsträger geworden und habe sich der Nachhülfe eines Postbeamten zu erfreuen gehabt. Darauf habe er sein Amt aufgegeben, um sich mit einer Witwe Merkel zu verheiraten, die in der Gerichtstraße ein Grünframgeschäft besitze. Diese habe ihn auf die Märkte geschickt, aber er wäre dort nicht zurechtgekommen, weil er nicht rechnen könne. Da außerdem die Märkte demnächst eingingen, so werde er Pferd und Wagen verkaufen. Das Geschäft seiner Frau nähere aber nicht, und so müsse er sich nach irgend einer Stellung umsehen. Er habe in der ganzen Nachbarschaft gehört, daß ich mich aller Notleidenden annehme, und so bitte er mich, ihm zur Erlangung irgend einer, wenn auch noch so geringen Lebensstellung, behülflich zu sein. Ich that dies selbstverständlich, was ich auch sonst in keinem Falle ablehnte. Ich durchwanderte mit ihm die Stadt, ging nach der Pferdebahn-Gesellschaft, nach der Omnibus-Gesellschaft, zu verschiedenen Theatern, zu Freunden in verschiedenen Ministerien, aber nirgends wollte sich etwas finden. Endlich kam ich zu Herrn Hewich, Bureau-Vorsteher in der Eisenbahn-Direktion, der früher mein Kollege im Deutschen Beamtenverein gewesen war. Dieser gab uns eine Empfehlung an den Vorsteher des Güterbahnhofes der Nordbahn mit. Dieser stellte Petereit als Arbeiter ein mit einem Tagelohn von zwei Mark. Er sagte ihm aber, daß er Fortschritte machen könne, wenn er sich gut führe und sich so viel Kenntnisse aneigne, daß er Examen bestünde. Auf dem Heimwege sagte mir Petereit, daß er Schulkenntnisse allerdings gar nicht besitze, und daß er es wage, mich zu bitten, ihm einigen Unterricht zu erteilen. Bezahlen könne er mir gegenwärtig

zwar dafür nichts, denn sie seien jetzt so arm, daß sie sich eben nur satt essen könnten, aber in Zukunft werde er ja etwas verdienen. Ich habe ihm darauf drei und ein halbes Jahr lang, wiewohl ich Überfluß an freier Zeit nicht hatte, ohne Entschädigung Unterricht erteilt, oft bis zu acht Stunden wöchentlich und zu den unregelmäßigsten Zeiten, wie es sein Dienst mit sich brachte. Er lernte zunächst lesen und schreiben, dann das lateinische Alphabet, dann kamen wir zu den Anfängen in der Orthographie. Über das Resultat dieses dreieinhalbjährigen Unterrichts bin ich selbst erstaunt. Er schreibt jetzt orthographisch richtig, beherrscht die Bruch- und Dezimalbruchrechnung, die bürgerlichen Rechnungsarten, die Flächen- und Körperberechnung, weiß in Geographie vorzüglich Bescheid. Seiteneben studierte ich ein Duzend Instruktionbücher durch, brachte ihn auch dahin, recht hübsche selbstständige Aufsätze zu verfassen. Er bestand das Bremser-, dann das Schaffner-Examen mit Leichtigkeit und wurde als Königl. Beamter mit schönem Gehalt angestellt. Er hatte das in kurzer Zeit erreicht, was allen übrigen Eisenbahn-Beamten erst nach zwölf-jähriger Militärdienstzeit zu erstreben möglich ist. Von Entschädigung meinerseits war bisher nie die Rede gewesen. Dann hatte man ihm auf der Bahn geraten, in den höheren Bahndienst einzutreten, um vielleicht einmal Bahnhofsvorsteher zu werden, und ich fing eben an, ihm weiteren, wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen, als ihm plötzlich bekannt wurde, daß die besten Stellen im ganzen Eisenbahndienst diejenigen der Schlafwagen-Schaffner seien, die jährlich Tausende an Trinkgeldern verdienen. Dieselben müssen aber ein Examen im Französischen und Englischen bestehen. Ich erteilte ihm also Unterricht in diesen beiden Sprachen, und er machte schöne Fortschritte. Schon konnte er die Zeit des Examins festsetzen, zumal nicht allzuviel verlangt wird. Von Entschädigung meinerseits war bisher nie die Rede gewesen. Ich hielt ihn dazu für viel zu arm. Da ereignete sich ein sonderbarer Zwischenfall. Seine Frau kam eines Tages zu mir und teilte mir mit, daß ihr Mann mit der Frau eines Gastwirts in Dranienburg durchgegangen sei und ihr Vermögen von 23 000 Mark mitgenommen habe. Nach einigen Wochen zeigte sie mir an, daß er sich mit ihr wieder versöhnt und auch das Vermögen, das er der Gastwirtsfrau bereits geschenkt, ihr wieder zugestellt habe, bis auf etwa 1200 Mark. Ich möge ihren Mann wieder annehmen. Dies that ich allerdings nicht, wohl aber schickte ich ihm eine Rechnung, bei der ich eben nicht zart verfuhr. Die Zahl mag ihn erschreckt haben. Bald darauf suchte Herr Peteret mich in meiner Wohnung auf, wurde aber von einem Familiengliede an der Thür abgewiesen. Ein Versuch, mich in der Schule zu sprechen, mißlang ebenfalls. Da trat er eines Tages auf der Straße an mich heran und bat mit thränenden Augen, ich möchte ihm verzeihen, da seine Frau ihm doch auch verziehen habe. Ohne mich wäre er ja ein verlorener Mensch, seine Liebe und Dankbarkeit mir gegenüber sei unermeßlich. Ich forderte natürlich in erster Linie mein Geld. Er sagte aber, daß ich doch seinen eben erst wiederhergestellten ehelichen Frieden nicht in diesem Augenblick aufs neue gefährden möge. Eben erst habe er seiner Frau 1200 Mark

angebracht und könne im Augenblick nicht mit neuen Forderungen kommen. Er zeigte sich so zerknirscht, daß ich, von Mitleid ergriffen wurde und ihm den allergrößten Teil des Geldes noch weiter stundete. Zwanzig Mark gab er aber sofort und hundert Mark in Gemeinschaft mit seiner Frau etwas später. Diese hatte übrigens ihr Geld aus Vorsicht zu einem Bekannten gebracht. Vorher offerierte sie es mir zur Aufbewahrung, was ich aus bekannten Gründen ablehnen mußte. Ich unterrichtete ihn weiter bis zu dem Tage, an dem die Katastrophe in der Schule eintrat. Kurz vorher bedurfte er eines französisch-deutschen und eines englisch-deutschen Lexikons. Da er die Bücher unterwegs mitnehmen wollte, mußten sie Taschenformat haben. Bezüglich dieser Bücher mußte ich aber wenig Bescheid und wies ihn deshalb an den Lehrer Heiseke. Das war aber gerade in den Tagen, als die Herren zu ihrem letzten Versuch ausholten. Er muß nun mit mancherlei Herren in Beziehung gekommen und wunderbaren Einflüssen ausgesetzt gewesen sein. Herr Heiseke hatte bisher eine eigentümliche Rolle gespielt. Halb hielt er es mit mir, halb mit den Segnern. Mir gab er Kenntnis von der Beeinflussung des Herrn Schulinspektors, meine Äußerungen hinterbrachte er den Segnern. Er wollte gern Lehrer an einer höheren Schule werden ohne Mittelschul-Examen. Einige Tage nach der Katastrophe bat Herr Petereit mich in einem höflichen Briefe, ihn zu besuchen. In seiner Wohnung eröffnete er mir, daß ein höherer Schulbeamter in seiner Wohnung gewesen sei und ihm mitgeteilt habe, daß ich aus der Schule entlassen sei und ganz bestimmt abgesetzt würde. Dieser habe gehört, daß Petereit von mir noch Geld bekäme, und da wolle er ihm den Weg zeigen, wie er dazu gelangen könne. In meinem Interesse rate er mir, ihm sein Geld zu geben. Ich lachte und entfernte mich stillschweigend, Petereit aber hat bald darauf an das königl. Schulkollegium mehrere Beschwerden und Anfragen über mich gerichtet **bezüglich seiner Forderung**. Die unerhörte Niederträchtigkeit einer solchen Beschwerde hat Petereit wohl kaum durchschaut, wie er den Namen des Provinzial-Schulkollegiums bis dahin wohl kaum gehört hat. Der Leser wird sich erinnern, daß das königl. Schulkollegium mir den dringenden Rat gegeben hatte, seine neuen Schulden zu machen. In demselben Augenblick, in welchem die hohe Behörde darüber zu befinden hatte, ob sie wegen des Falles Berner die Disziplinar-Untersuchung gegen mich einleiten wolle, was doch mehr als zweifelhaft war, war diese Beschwerde von äußerster Wichtigkeit. Zeigte sie doch der Behörde, daß ich ihren Befehlen nicht nachgekommen war und einen armen Beamten um sein Geld gebracht hatte. Mochte sich auch später die Unwahrheit der Beschwerde herausstellen, die Untersuchung war doch einmal eingeleitet, und dann fand sich schon mehr Material. Wer der höhere Schulbeamte gewesen sein mag? Zweifel darüber werden kaum obwalten.

Diesen Schurkenstreich halte ich für den größten, der jemals an mir verübt worden ist. Ich glaube, daß man Europa vom Norden nach dem Süden durchwandern kann, ohne einen Menschen zu finden, der in selbstloser und hingebener Weise einer ihm ur-

Spürlich fremden Person solche Liebesdienste erweist, wie ich sie dem Petereit erwiesen habe. Petereit war davon auch tief durchdrungen, und welche Versprechungen müssen angewandt sein, um ihn zu dieser Handlung zu bewegen! Unterricht in beiden Sprachen erhält er ja selbstverständlich von jener Seite weiter, und auch die teuersten Bücher werden ihm nach eigener schriftlicher Erklärung unentgeltlich vorgehalten. Welche ungeheure Meinung muß dieser Petereit von meinem guten Herzen haben, da ihm genau bekannt ist, daß ich ihn kurz vorher bei Handlungen abfaßte, von denen ich die Beweise in Händen behielt, die ihn in sehr schwere Angelegenheiten bringen dürften. Angesichts solcher unerhörten Dinge, wie die Verführung des Petereit es ist, hört nun aber Alles auf. Da sind ja die geheiligsten Beziehungen nicht mehr sicher. Ich begreife es jetzt vollständig, daß man die Frau des politisch ebenfalls sehr mißliebigen Direktors Vogler bis zur wahnsinnigen Denunziation ihres eigenen Mannes, die Frau des Lehrers Lampe aber in zeitweisen Wahnsinn gebracht hat. Wir sind Fälle bekannt, daß sogar der Bruder gegen den Bruder geheßt worden ist. Armes, verkommenes, deutsches Volk, das Du im Namen der Humanität diese entsetzliche Korruption duldest, statt einmütig Dein gutes Hausrecht zu gebrauchen! Man wende nicht ein, daß die zunächst Handelnden zumeist Deutsche waren. Schwache Naturen hat es zu jeder Zeit und in jedem Volke gegeben, von ihren Schändlichkeiten hatten aber nur die wenigsten einen klaren Begriff. An und für sich wären sie keine Schurken geworden. Die vorn auf der Bühne tanzenden Puppen sind Deutsche, die unsichtbaren Lenker aber sind Juden.

Anderweitige Mitteilung über die Auswucherung der Beamten.

In dem Fall Bombe und in meinem eigenen konnte ich offen reden, denn mein Freund Bombe ist tot, und ich habe das an und für sich so menschliche Gefühl, die eigenen Leiden dem Auge meiner Mitmenschen möglichst zu entziehen, im Interesse der Gesamtheit überwunden. Jetzt, wo ich über Personen sprechen will, die mir ferner und größtentheils noch äußerlich aufrecht stehen, muß ich mir große Zurückhaltung auferlegen.

So unklug, bei ihrer immer mehr zunehmenden Verschuldung auch noch eine eigene politische Meinung behaupten zu wollen, sind ja nur wenige. Innerlich sind sie alle wütende Antisemiten, aber äußerlich erscheinen sie als etwas ganz anderes. Daher haben sie die Verfolgungen, welche auf eine Beseitigung aus dem Amt unter allen Umständen hinzielen, nicht zu erdulden. Sie werden eben nur ausgezogen, nach allen Seiten hin geknebelt, damit sie nicht schreien und dadurch etwa allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und sonst läßt man sie in ihrer geknebelten Lage in Ruhe. Die wenigen, welche politisch eine eigene Meinung behaupten, teilen natürlich mein Schicksal.

Aus diesem Grunde wurde der Lehrer Lampe beseitigt. Er war ein hochbefähigter Lehrer, hatte das Mittelschuleexamen bestanden

und bereitete sich zum Rektorexamen vor. In fröhlicher Stimmung hatte er einmal in einem öffentlichen Lokal eine allerdings etwas kraffe antisemitische Bemerkung gemacht. Rücksichtsloses Vorgehen seiner Gläubiger war die erste Folge, dann beseitigte man ihn in folgender Weise: In seiner Klasse befanden sich die Wandkarten. Die Schülerinnen der anderen Klassen holten sich im Bedarfsfall die Karten von hier ab. Mit einigen dieser Mädchen hatte er vor seiner versammelten Klasse harmlos gescherzt und einer davon die Hand auf die Schulter gelegt, wobei er mit dem Daumen die Brust berührt haben soll. Nachdem das Mädchen in seine Klasse zurückgekehrt war, erzählte es dies lachend den Nachbarinnen, die Klassenlehrerin war durch die Plauderei gestört und erforschte den Inhalt des Gesprächs. Später sprach sie sich einem Lehrer gegenüber unwillig über diesen Vorfall aus, und dieser, welcher ja, wie das in Berlin immer so zugeht, die höheren Ansichten über Herrn Lampe kannte, denunzierte sofort Herrn Lampe wegen Sittlichkeitsvergehen bei dem Rektor, dieser berichtete umgehend weiter, und am anderen Tage wurde Herr Lampe vom Unterricht suspendiert. Es ist selbstverständlich, daß gar mancher Mensch in solchen Fällen seine ruhige Ueberlegung vollständig einbüßt. Lampe entwich nach Amerika, worin ja ein Schulbekenntnis zu liegen schien. Sobald er zu ruhiger Ueberlegung gekommen war, kehrte er im Bewußtsein seiner völligen Schullosigkeit zurück. Die jetzt eingeleitete staatsanwaltliche Untersuchung ergab seine vollständige Unschuld. Die inzwischen eingeleitete Disziplinaruntersuchung führte der Magistratsassessor Schreiner, der Sohn des Stadtrates Schreiner. Hier ist also ein neuer Fall, daß städtische Beamte die Rechte königlicher Behörden ausüben. Selbstverständlich wurde Lampe seines Amtes entsetzt. Seine Frau, durch die vorhergehende langjährige Bewucherung geistig vollständig zerrüttet, wurde jetzt systematisch so bearbeitet, daß sie zeitweise vollständig unzurechnungsfähig wurde. Aus diesem Grunde konnte Lampe es auch nicht möglich machen, sich in irgend einer Landstelle, in der man ja die Familienverhältnisse so leicht durchschauen kann, aufrecht zu erhalten. Jetzt arbeitet er, nachdem ihm strikende Dodarbeiter in New-York, denen er sich nicht anschließen wollte, das Schlüsselbein zerschlagen hatten, bei einem Farmer als Knecht. Armer Thor! Wie konntest du es auch wagen, in Berlin öffentlich deine Gesinnung auszusprechen!

Ein ganz spezieller Freund von mir, städtischer Lehrer, ganz außerordentlich talentvoller Musiker, dessen Gesangsverein in Berlin an erster Stelle steht und z. B. Leute, wie den Generalfeldmarschall Grafen von Moltke und Herrn Grafen von Hochberg zu seinen Ehrenmitgliedern zählt, war in den 70er Jahren durch die Krankheit seiner Frau in üblicher Weise in Wucherschulden geraten. Dieselben erhielten sich aber in mäßigen Grenzen, da er als sehr gesuchter Musiklehrer schönes Geld verdiente. Er las aber Mitte der 80er Jahre die antisemitische „Wahrheit“, und dies war erspäßt worden. Als er nun gar bei dem Jubiläum des Fürsten Bismarck den bekannten Fackelzug mitmachte und dabei die Gesangsführungen dirigierte, erhielt er sofort die schändlichsten Drohbriefe.

In einem derselben, den ich selbst gelesen habe, und in dem sich ein Jude als Izig Silberstein oder so ähnlich unterzeichnete, wurde gesagt: Ludwig Löwe, der jetzt Berlin regiert, wird Ihnen das schon besorgen! Sie kommen aus Amt und Brot! So ist es dann schließlich auch gekommen. Die Schulden meines Freundes wurden von seinem Bruder bezahlt, wobei dieser bei einem Haar selbst in die Hände von Zucker und Tiez geraten wäre. Ein letzter kleiner Wechsel führte sein Verderben herbei. Dieser, bei dem der Lehrer Holzmann mit verpflichtet war, und für dessen Bezahlung das Geld schon entrichtet war, wurde der Frau Holzmann in die Hände gespielt. Nun wolle man sich erinnern, was ich oben über das Bestreben der Wucherer gesagt habe, künstliche Kriminalfälle, besonders Wechselfälschungen zu schaffen. Ich hatte meinen Freunden von dieser Absicht Kenntnis gegeben, und der betreffende Lehrer hatte sich auch darauf eingerichtet. Er hatte sich zu dem Lehrer Holzmann begeben und ihn um ein Darlehn von, wenn ich nicht irre, 150 Mark, oder um das Recht, ihn in dieser Höhe beliebig zu verpflichten, gebeten. Letztere Erlaubnis war gern, allerdings wie mein Freund zugeben mußte, mit lächelnder Miene gegeben worden. Späterhin hat Holzmann, obwohl an ihn eine Zahlungspflicht nie herangetreten war, gegen den betreffenden denunziert. Es traten eben ganz andere unheimliche Kräfte in Aktion. Den Rat zu denunzieren will Holzmann von dem schon oben erwähnten Lehrer Krüger und seinem Rektor Staerk erhalten haben. Bei den Terminen gab Holzmann allerdings zu, daß er die Erlaubnis erteilt, aber nur als Scherz aufgefaßt habe. Im zweiten Termin wurde die Aussage wieder geändert, im Schlußtermin wurde unter Widerruf aller früheren Aussagen belastend ausgesagt. Seine jüdischen Freunde Zucker und Tiez hatten den Angeklagten veranlaßt, sich Herrn Fritz Friedmann als Verteidiger anzunehmen. Er wurde zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt, die Se. Majestät sofort in Gnaden erließ und in eine Geldstrafe von 30 Mark verwandelte. Selbstverständlich mußte der klägerische Staatsanwalt dies selbst beantragt haben. Wegen dieser Geldstrafe von 30 Mark wurde die Disziplinaruntersuchung eingeleitet. Stadtrat Zelle, der auch die Untersuchung gegen Gohr geleitet hatte, führte die Untersuchung. Stadtrat Zelle ist im Grunde kein hartherziger Mann. Nach Erledigung des Falles Gohr sprach er sich mir gegenüber dahin aus, daß ihm die Sache entsetzlich gewesen sei, und er sich daher bemüht habe, alles darauf bezügliche sofort zu vergessen.

Auch dem betreffenden Lehrer soll er nachträglich sein Bedauern ausgesprochen haben, er habe aber nicht anders gekonnt. So ist es schön, so muß es kommen! Aber Herrn Stadtsyndikus Zelle wird sein Brot auch süß schmecken!

Der Angeklagte wurde nach 24-jähriger treuer Dienstzeit ohne Pension entlassen. So war dieser hochgeniale, im übrigen, wie es ja vielen Genies eigen ist, praktisch unerfahrene und kindlich harmlose Mann mit Weib und Kindern ohne Brot.

Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn er ein Frau à la Gohr gehabt hätte! Er war vollständig verzweifelt, kaum noch zu-

rechnungsfähig. Während er in seiner Kunst nach den höchsten Dingen strebte, auch volle Anerkennung gefunden hatte, sogar von mehreren amerikanischen Gefangenenvereinen mit den ehrendsten Briefen bedacht und aufgefordert war, gegen ganz bedeutende Entschädigung deren Leitung zu übernehmen, traf ihn dieser Schlag, der ihn, den durchaus Unschuldigen, vollständig, auch bezüglich aller seiner sonstigen Pläne, vernichtete.

Ehre einer Frau, die ihren Mann in solcher Verfassung liebevoll stützt, ihn mit allen Vorwürfen verschont und Hunger und Elend mit ihm teilt. Er richtete sich innerlich allmählig wieder auf, und da er, weil er öffentlich niemals aufgetreten war, doch nicht einen so unerföhllichen Haß, wie Robert Gohr, auf sich geladen hatte, so erhielt er einen Unterrichtserlaubnischein, suchte sich eine Stelle an einer Berliner Privatschule, zog sich von aller Politik vollständig zurück, las höchstens einmal den „Lokalanzeiger“, und krittet so sein Dasein. Als er von meinem Vorhaben erfuhr, ein Buch zu veröffentlichen, schickte er mir einen beweglichen Brief, in dem er mich beschwor, doch ja von seinen Erlebnissen nicht zu reden, da er dann sein Brot wieder verlieren könne. Nun kenne ich zwar die politische Meinung seines Schulvorstehers nicht, daß es aber ein Ehrenmann ist, weiß ich. Daher teile ich seine Befürchtungen nicht. Gleichwohl gebe ich seiner Bitte insoweit nach, daß ich seinen Namen nicht nenne. Den Fall aber fortzulassen wäre Verrat an meinem Vaterlande gewesen.

Um mir noch mehr Material dieser Art zu sammeln, benutzte ich meine Bekanntschaft in Plözenssee, um das Schicksal der dort eingesperrten Beamten zu erforschen. Leider gewann ich auch hier die Ueberzeugung, daß die Veröffentlichung ihrer hochinteressanten Erlebnisse ihr weiteres Fortkommen in Berlin unmöglich machen würde. Sollte es mir aber möglich sein, einen Herrn Langheinde, der inzwischen entlassen ist, in Berlin aufzufinden, dann verspreche ich noch Enthüllungen, die allem bisherigen die Krone aufsetzen.

Einer der höchsten Beamten sagte mir: „Lieber Freund, die meisten unserer Inzassen verdienen in erster Linie Mitleid. Die eigentlichen hart gesottenen Verbrecher bekommen wir nicht hierher, die leben als hochangesehene Leute in der goldnen Freiheit!“

Einige besondere Bemerkungen muß ich noch der Polizei, besonders der Criminalpolizei widmen. Diese in Fesseln zu schlagen ist das allergrößte Bestreben der Juden.

Leider ist ihnen und ihren für diesen Fall besonders geschulten Agenten dies ausgezeichnet gelungen. Es müßte ein interessantes statistisches Material geben, wenn aus den Büchern festgestellt würde, wieviel Criminalbeamte Herrn Pariser nicht verschuldet sind. Er verfährt ja mit ihnen insofern solider, als er niemals mehr, als die üblichen 100 % nimmt. Dafür erwartet er natürlich von ihnen für seine Stammesgenossen mancherlei Gefälligkeiten. Hatte Jemand von diesen etwas mit der Criminalpolizei, so war es sein Lieblingsausdruck: „Das werde ich schon besummeln!“ Unter seinen zahllosen gegenwärtigen und früheren Agenten nenne ich den Herrn Klingendor,

der früher in einen Wucherprozeß verwickelt wurde, in dem er seine Hintermänner nicht nannte und freigesprochen wurde, und zwar von demselben Gerichtshof, der später auch den Prozeß Tieg-Zucker so klassisch erledigte. Ferner nenne ich Stückgold, der Bombe den letzten Gnadenstoß gegeben hatte. Als ich die Bombe-Artikel veröffentlichte, hätte seine Vernehmung schlimmes Material liefern können. Leider wurde er gerade in diesem Augenblick als Ausländer ausgewiesen und über die Grenze gebracht, vorher hatte man ihn in Ruhe gelassen. Dann hat er sich allerdings wieder Jahre lang in Berlin unangemeldet aufgehalten und wird wohl noch hier sein. Auch sein Schwiegervater war Herr Pariser, ebenso ein Herr Kadura, durch den Herr Pariser mir einmal, kurz nach der Veröffentlichung der Bombe-Artikel, eine köstliche Falle legen ließ. Herr Kadura verfuhr aber dabei so ungeschickt, daß das kostbare Beweismaterial in meinen Händen blieb. Fernere Agenten waren die Herren Conrad Troffin, Zedel, von Graewenitz, Mackiozck, Rudolf Boldes. Lezterer, ehemaliger Kriminal-Schutzmann, hielt es zu der Zeit, als der Kriminalkommissar Schwerin den Polizeipräsidenten von Madai, sowie viele hochgestellte Polizeibeamte wegen angeblicher Verbrechen, besonders wegen angeblicher Bestechung durch die Judenchaft denunziert und Boldes, Aron Meyer u. s. w. als Zeugen angegeben hatte, für angezeigt, rechtzeitig vom Schauplatz zu verschwinden. Dann wurde er Wucheragent für Pariser, Verwalter Ehrlich'scher Häuser (siehe Jude und Handwerker). Jetzt besitzt er eine flott gehende Weinhandlung, ist Herzoglich Anhaltischer Hoflieferant, und viele Polizeibeamte nehmen den Weg zu Herrn Pariser durch sein Geschäft, wobei sie dort ebenfalls fest stehen bleiben. In den Räumen der Polizeiverwaltung geht er fast täglich aus und ein. Ich selbst habe seit Jahren bei Krankheitsfällen Wein von Herrn Boldes gekauft und auch häufig Cigarren. Ich durfte doch hoffen, dort manches zu erfahren. In dieser Hoffnung habe ich mich auch nicht getäuscht. Natürlich sind die Kunden des Herrn Boldes vollendete Antisemiten, und gegen die antisemitischen Neuzerungen, die in seinem Lokal gethan werden, sind die Vorträge antisemitischer Führer sehr harmlos.

Aber öffentlich, bei Wahlen, bei Versammlungen, die gegen den Antisemitismus Protest erheben, ja Bauer — das ist ganz was anders. Brot schmeckt süß, und in Berlin giebt es nur noch jüdisches Brot. Ich hasse alle diese Leute nicht, ich verachte sie nicht, sondern ich beneide sie, daß es ihrem Charakter gegeben ist, so handeln zu können. Hätte ich es auch gekonnt, wäre mein kleiner Benno, dessen Bild mit den Ausdrücken des kindlichen Vertrauens auf mich herabsieht, noch am Leben. Durch Herrn Boldes erfuhr ich auch rechtzeitig etwas von der Kadurajchen Falle, wie er allerdings auch meine Angelegenheit erspäht, in brauchbare Form gebracht und gehörigen Orts von sich gegeben hat. Das will ich zu seiner Ehre aber sagen: Die von ihm gelieferte Ware ist gut, reell und preiswert. Noch leichteres Spiel, als mit den immerhin geriebenen Kriminalbeamten hat man mit den Polizei-Lieutenants. Diese, bei ihrem Eintritt meist höchst harmlosen Menschen, werden in der Regel

in den ersten Wochen eingefangen, was natürlich um so leichter ist, da die Herren aus der Militärzeit einige Schulden mitbringen. Dafür besitzen sie aber meist nicht die Widerstandskraft der anderen Beamten gegen ihre entsetzliche Lage. Polizei-Lieutenant Ebers erschloß sich im Tiergarten, Polizei-Lieutenant von Briesen entwich nach Amerika, Polizei-Lieutenant Hünze verschwand spurlos. Etwa ein halbes Duzend anderer, die plötzlich aus dem Leben geschieden sind und ein ganzes Duzend anderer, die jetzt in Berlin ihr Brot anderweitig suchen, will ich nicht nennen. Einen ehemaligen Polizei-Hauptmann konnte man bis vor kurzem, möglicherweise auch noch heute, als Dienstmann an der Ecke der Jüden- und Stralauerstraße sehen sehen. Doch schließen wir dies Kapitel überhaupt.

Der Leser wird es jetzt nicht mehr so unbegreiflich finden, wenn ich sage, daß der größte Teil sämtlicher Beamten, Minister, Geheimräte, Oberpräsidenten, Staatsanwälte, Gerichtsräte und Richter, Rechtsanwälte bis zum Nachwächter hinab unrettbar in Juden Händen schmachten, meistens in größter Heimlichkeit. Ich werde diesem Buch ja noch weitere folgen lassen und nicht ruhen, bis sich Deutschland seines Hausrechtes erinnert, und da wird sich ja noch manche Gelegenheit finden, neue Beispiele aufzuführen.

Vielleicht überwindet mancher Leser die Schen und teilt mir auch noch einige Erlebnisse mit.

Wie wäre es, Herr Justiz-Minister a. D. von Friedberg? Sie als ehemaliger Justiz-Minister könnten mir gewiß das Material zu weiteren sechs Büchern liefern, besonders auch über die Verhältnisse einige Ihrer Spezialkollegen. Auch Sie, Herr von Madai, als ehemaliger Polizei-Präsident von Berlin, könnten mir in Ihren Mußestunden gewiß so viel Material schaffen, als ich gebrauchen kann, um die Judenfrage ihrer Lösung zuzuführen. Gar gerne hätte ich von Ihnen auch Auskunft über den Fall Bleichröder-Kroner, Friedländer, Mannheimer, so besonders auch darüber, wie es möglich war, daß zwei im Ehebruch erzeugte Töchter eines Kommerzienrats Kahnheim, dessen Vater den Staat um Millionen betrogen und sich im Gefängnis erhängt hat, dazu berufen werden konnten, beim Siegeszug 1871 den Kaiser Wilhelm Namens der Stadt Berlin, ja des ganzen deutschen Volkes, zu begrüßen. Eine dieser Töchter hat später sogar Modell gestanden zu dem Standbild der Germania in Moabit. Sie selbst haben dann Kaiser Wilhelm am Enthüllungstage des Denkmals zu der Familie gebracht, die von dem Comité verminstigerweise nicht eingeladen war.



8. Jude und Kleingewerbetreibender.

Unter dem Kleinhändler, dem shopkeeper in England, versteht man einen Händler mit allen möglichen Waren, der nur direkt an die Konsumenten verkauft, im Gegensatz zum Großhändler, der mit den Konsumenten nicht direkt verkehrt. Im gewöhnlichen Leben wird der Kleinhändler schlechthin Kaufmann genannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß so ein Kleinhandelsgeschäft eine große Ausdehnung gewinnt und oftmals hunderte von Leuten beschäftigt. Eine Anzahl von Artikeln, so besonders in der Material- und Kolonialwaren-Branche, Eier, Butter, Kaffee und Zucker werden mit sehr geringem, oft sogar ohne Nutzen gehandelt, weil es Börsenartikel sind, an denen die Spekulanten den Nutzen schon fortgenommen haben. An anderen Artikeln, z. B. Drogen, Farben, Brauntwein, Cigarren und Wein werden größere Gewinne erzielt, oft 100 und mehr Prozent. An letzteren Artikeln suchte sich bisher der Materialist schadlos zu halten. In der letzten Zeit haben nun die Juden, die in die Materialwarenbranche noch wenig eingedrungen sind, die besser bezahlten Artikel abgefordert und in ihre Hände gebracht. Dadurch ist das Materialwarengeschäft vollständig heruntergekommen, und werden diese Händler sich nur mit Mühe ernähren können. Der Schnapsverkauf, obwohl recht einträglich, scheint durch die Behörden, die in diesem Falle wirkliche Anerkennung verdienen, vor jüdischen Eindringlingen bewahrt zu sein. Anders ist dies in allen polnischen Ländern, und daß hier nicht Wandel geschaffen ist, wird von allen Einsichtigen bedauert. Diese jüdischen Schnapsläden sind es hauptsächlich, die die Polen zu Grunde richten. Da die jüdischen Besitzer sich gern als Deutsche aufspielen, so wird der wohlverdiente Haß, den besonders die polnischen Frauen gegen sie empfinden, auf alles Deutsche überragen. So ein jüdischer Schnapshändler in polnischen Ländern, auch in denen unter preussischer Herrschaft, bringt oft ganze Ortschaften zum Ruin, schlachtet Güter aus, und wenn er satt ist, so überläßt er das Feld seinen hungrigen Stammesgenossen. Strebsamen jungen Israeliten bieten diese Schnapsgeschäfte die erste Schulung für ihren künftigen Beruf dar. Hier lernt er den Bauern im nüchternen und betrunkenen Zustande kennen und entsprechend für seine Zwecke richtig behandeln. Mancher Jude, der hier seine erste Sporen verdient hat, ist in Berlin oder anderswo jetzt Kommerzienrat.

Das Geschäft mit Bekleidungsstücken beherrscht der Jude vollständig. Hier ist er in seinem Element. Jede deutsche Konkurrenz hier auszurotten ist sein einziges Bestreben. Keiner Jude nimmt Anstand, unmittelbar neben einem deutschen Geschäft ein Konkurrenzgeschäft zu eröffnen. Und wie wird jetzt die Konkurrenz betrieben! Der Jude, entweder selbst bemittelt, oder doch mit leistungsfähigen Stammesgenossen im Hintergrunde, verkauft notorisch lange Zeit ohne jeden Nutzen. Wie lange der Deutsche, der jetzt natürlich gar nichts verkauft, dies ungefähr aushalten kann, ist vorher ausgekundschaftet worden. Ist das deutsche Geschäft auf diese Weise ausgehungert, so erwirbt es oft der Jude durch Helfershelfer und

Beherrscht jetzt das Feld allein. Jetzt kommt die Zeit seiner Ernte. Die schlechteste Ware wird ins Publikum gebracht, und mit den billigen Preisen hat es ein Ende. Ist der Deutsche aber stärker, als er gedacht hat, so verständigt er seine jüdischen Lieferanten rechtzeitig, daß sie seinen gesamten Warenbestand mit Beschlag belegen, die deutschen Lieferanten gehen leer aus, oder aber er betrügt selbst seine Stammesgenossen und verkauft das gesamte Warenlager an Verwandte, die damit einen Ausverkauf eröffnen. In jedem Falle rettet er sich seine Zukunft. Entweder hat er sich die jüdischen Lieferanten zu Freunden gemacht und kann mit deren Hilfe später unter anderer Firma ein neues Geschäft aufmachen, oder er hat durch den Gesamtverkauf seiner Waren so viel Geld gewonnen, daß er sich anderweitig wieder selbstständig machen kann. Was für ihn am vorteilhaftesten ist, hat er vorher reiflich erwogen. Hat er irgendwo in der Provinz einen erwachsenen Sohn, so verkauft er das ganze Warenlager an diesen und zieht dann später zu ihm. Bevor er aber sein Geschäft fallen läßt, versucht er es häufig noch mit einem Ausverkauf, der oft monatelang dauert. Auch gutfundierte jüdische Geschäfte sind stets zu Ausverkäufen geneigt. Alle möglichen Gründe werden hervorgesucht, z. B. wegen Todesfalles, wegen anderweitiger Unternehmungen, wegen Abbruch des Hauses, wegen Geschäftsauflösung, wegen Geschäftsverlegung, wegen Aufgabe des Detailgeschäfts, Brandausverkauf, Ausverkauf von Konkursmassen, Ausverkauf zurückgesetzter Waren, Weihnachtsausverkauf, Nesterausverkauf, Ausverkauf wegen Testamentregulierung u. s. w. Um ja das Publikum zum Kaufen zu veranlassen, wird ein großes Plakat am Schaufenster angebracht mit der Aufschrift: „Letzte Woche“. Nachdem dieses einige Monate vorgehalten hat, heißt es dann: „Unwiderruflich letzte Woche, die Ladeneinrichtung ist billig zu verkaufen“, und so geht es fort, bis das Geschäft sich wieder im gewöhnlichen Geleise befindet. Dicht an der Potsdamer Brücke befindet sich ein Galanteriewarengeschäft, in dem aus den verschiedensten Gründen der Ausverkauf seit einem Jahr andauert. Zu verschiedenen Malen war die Ladeneinrichtung zu verkaufen. Augenblicklich prangt am Schaufenster ein großes Plakat mit der Aufschrift: „Großer Ausverkauf, weil ich nach meiner Villa in Sieglitz ziehe.“ Ganz recht! Nach so langen Ausverkäufen kann man schon eine Villa beziehen. Weil in der letzten Zeit das Publikum in den Ausverkäufen unter jüdischer Firma doch ein Haar gefunden hat, so sucht man jetzt ruinierte deutsche Geschäftsleute, deren Kontrakt noch nicht abgelaufen ist, zu bewegen, ihre Geschäftslokale auf die Dauer ihres Kontrakts gegen Tragung des Mietszinses den Juden zu überlassen. Dafür, daß sie denselben auch das Recht einräumen, bis zum Ablauf des Kontrakts ihre Firma weiter zu führen, wird noch eine besondere kleine Entschädigung gezahlt. Das Publikum ist hier weniger misstrauisch und wird doppelt geschoren. Wenn möglich, werden nur deutsche Verkäuferinnen angestellt. Zur Illustrierung dieser Ausverkäufe wollen wir folgendes Beispiel anführen. An der Fischerbrücke Nr. 3 befand sich bis zum Abbruch des Hauses das Putzgeschäft von Frau Böseroth. Die Frau war

gezwungen, ihren Warenbestand zu verkaufen. Der Jude Guth, welcher seit längerer Zeit in Ausverkäufen machte, erfuhr davon und zeigte sich geneigt, den ganzen Warenbestand zu übernehmen. Bei der aufgenommenen Inventur wurde der Gesamtwert nach eigener Aussage des Guth auf weit über 900 Mark festgestellt. Welche Verhältnisse Frau Bbseroth in eine Zwangslage versetzt haben, ist mir nicht bekannt, aber Herr Guth erhandelte den ganzen Warenbestand für 90 Mark, sage neunzig Mark. Dieselben wurden nach der Kaiser Wilhelmstraße Nr. 19 geschafft, wo sie mit all' den unter ähnlichen Verhältnissen zusammengekauften Waren zum Ausverkauf stehen. Als mein Gewährsmann den Laden besuchte, ließ sich derselbe mit dem Juden in ein Gespräch ein, wobei der letztere äußerte, daß er überhaupt nur halb gestohlene Waren kaufe. Er zeigte demselben Glacehandschuhe mit dem Bemerkten: „Diese Handschuhe kosten in jedem reellen Geschäft 14—18 Mark per Duzend, ich hingegen zahle höchstens 3—4 Mark, wobei ich mich noch sehr befinden muß. Auf meine Bitte wurde später eine junge Dame veranlaßt, nach dem Verkaufspreis der Handschuhe zu fragen. Als äußerster Preis wurde pro Paar 1,25 Mark abverlangt, nur einige Paar defekte wollte derselbe mit 75 Pfennigen berechnen. Er handelt also mit einem Gewinn von 400 pCt. Wie soll wohl ein deutscher Kleingewerbetreibender oder Handwerksmeister hiergegen aufkommen können? Solche und ähnliche Ausverkäufe finden wir aber in allen Stadtgegenden. Auf dem Wege vom Alexanderplatz durch die Münz-, Weinmeister-, Rosenthaler, Brunnenstraße bis zur Jwalidenstraße zählte ich vor einigen Wochen, November 1889, nicht weniger als 27 Ausverkäufe, die sich jetzt, Anfang Dezember, auf über 40 erhöht haben. Wird auch nur die Hälfte derselben à la Guth betrieben, so können recht wohl einige 100 deutscher Geschäftsleute um ihre heißersehnte Weihnachtseinnahme, und dadurch zu Fall gebracht werden. Eine Specialität der Juden ist auch das Beziehen der Märkte in den kleinen Städten. Den Bauern nebst Knechten und Mägden werden oft die wertlosesten Waaren zu hohen Preisen angehängt, zumal die Marktbefucher sich vielfach bereits auf dem Marktwege in die für den Juden passendste Stimmung versetzt haben. Gegen den jüdischen Redefluß, das ununterbrochene Schreien und Lärmen kann der deutsche Handwerker, der mit seinen selbst-erzeugten Waren zu Markte zieht, niemals aufkommen. Auch die Besitzer der bekannten Schaubuden mit ihren Menschenfressern, Riesendamen, Athleten, Folter- und Marterwerkzeugen, Panoramen mit ihren sinnlichen Aeklamen und Ertraktabinetts, zu denen nur Männer Zutritt haben, sind zu 90 pCt. Juden.

In der letzten Zeit wandern jüdische Jünglinge, namentlich des Sonntags, wo die Arbeiter noch im Besitz ihres Wochenlohnes sind, in meiner Stadtgegend von Haus zu Haus, von Thür zu Thür. Sie führen Tuchstoffe aller Art und geben zart zu verstehen, daß dieselben nicht ganz reell erworben und deshalb sehr billig zu verkaufen seien. Selbstverständlich würden sie sich im Notfalle legitimieren und den reellen Erwerb nachweisen können, aber bei so manchem ziehen diese Redensarten und veranlassen zu schnellem

Kauf. Vor einem Jahr wurden Flanellhemden von einem jüdischen Hausierer unter der Angabe ausgedient, daß er die Hemden um jeden Preis verkaufen müsse, da er erst kürzlich aus dem Krankenhause entlassen sei und nun das Reisegeld zusammenbringen müsse, um zu seiner Familie nach Hamburg zu kommen. Dieses Manöver betreibt derselbe jetzt noch und mag inzwischen tausende seiner Flanellhemden verkauft haben.

Zu fernern Ruin des Kleingewerbetreibenden und Handwerkers tragen die Trödler und Althändler, welche zumeist aus Juden bestehen, viel bei. Wer bei ihnen verkauft, ist meist in bitterer Not. Die hier gezahlten Preise stehen zu dem Wert des Gegenstandes in gar keinem Verhältnis.

Ich kenne einen ganz bestimmten Fall, wo für einen fast ganz neuen Winterüberzieher, der 54 Mark gekostet hatte, von mehreren Trödlern nur 3 Mark geboten worden sind. In dieser Art von Geschäften finden auch die Diebe ihre besten Abnehmer. Der Trödler schafft die so erworbenen Gegenstände in die Behausung einer dritten, unbescholtenen Person, und ist Massenvorrat vorhanden, dann werden diese gestohlenen Waren durch jüdische Agenten nach Rußland geschickt. Die Pfand- und Leihhäuser sind fast sämtlich in jüdischen Händen. Von diesen Häusern werden zugleich in Massen die verbotenen Lotterielose ins Volk gebracht. Das allermodernste sind gegenwärtig die großen jüdischen Abzahlungsgeschäfte. Dieselben richten unter den kleinen Beamten, Handwerkern und Arbeitern die grenzenloseste Verwüstung an. Diese Geschäfte schießen wie Pilze aus der Erde und haben teilweise dreißig und mehr Zimmer mit Waren angefüllt, z. B. das Abzahlungsgeschäft von Cohn Gebrüder in der Chausseestrasse mit seinen Zweiggeschäften in anderen Stadtgegenden. Hier giebt es alles Denkbare, von der Zimmerausstattung an bis zum geringsten Bekleidungsstück. Solche Abzahlungsgeschäfte überschwemmen mit ihren Agenten nicht nur die Stadt Berlin nebst Umgebung, sondern auch das ganze Deutsche Reich. Manche derselben sind Weltgeschäfte, die in allen europäischen Hauptstädten ihre Zweiggeschäfte haben. Sie tragen reichlich dazu bei, den Haß gegen alles Deutsche, von dem wir so häufig Proben erhalten, zu vermehren.

Die Agenten, welche mit ihren Redekünsten die Waren anbringen, erhalten nach geleisteter Zahlung eine Provision von 15 pCt. Ein Regulator, der im Einkauf 17 Mark kostet, wird mit 45 Mark verkauft. Da nur eine kleine Anzahlung verlangt wird, sind die kleinen Leute, die von dem Redefluß des Agenten ganz betäubt worden, nur zu sehr geneigt, die Waren zu kaufen, die für sie vielleicht ganz angenehm, aber nicht absolut notwendig sind. Durch den Urtaus legen sie den Grund zu ihrem späteren Ruin, denn wie wenig die meisten von ihnen entbehren können, selbst bei ganz normalen Verhältnissen, haben wir in dem Kapitel „Jude und Arbeiter“ gesehen. Haben sich junge Leute bei Eingehung der Ehe nicht soviel gespart, um Betten und Mobiliar kaufen zu können,

so wird die Ehe unter allen Umständen eine unglückliche. Die Abzahlungs-geschäfte sind Schuld an dem zu frühzeitigen Abbruch vieler Ehen, die mit Schulden anfangen und mit dem Elend endigen.

Kommen durch Geburten und Todesfälle, Krankheit und Arbeitslosigkeit schwere Zeiten, in denen die Abzahlung nicht erfolgen kann, so ist der Händler durch einen sehr raffiniert aufgesetzten Kontrakt, in der letzten Zeit allerdings erst nach vorhergehender Klage, berechtigt, das Gelieferte zurückzunehmen, ohne von dem bisher gezahlten Betrage etwas zurückzugeben. Als 1871 in Paris der Kommuneaufstand erfolgte, fand er befanntlich hauptsächlich deshalb einen so großen Anhang, weil die meisten Pariser während der Belagerung in Schulden geraten und mit der Mietzahlung im Rückstande waren. Auch die so lange einbehaltenen Wechsel der kleinen Geschäftsleute sollten zur Präsentation kommen. Die Hoffnung, diese nächsten Sorgen zu beseitigen, verleitete die Pariser viel mehr zum Aufstand, als ihre allgemeine Lage.

Genau so ist es in Deutschland. Die nach Millionen zählenden recht drückenden Schulden der Arbeiter bei den Abzahlungs-geschäften treiben diese zur Sozialdemokratie, die ihnen die Hoffnung einer baldigen Ummwälzung der Verhältnisse gewährt, wobei die Schulden nicht mehr bezahlt werden brauchen.

Das Abholen der schon halb bezahlten Sachen, die in der Regel sehr sorgfältig behandelt sind, veranlaßt stets Unheil. Die leere Wohnung bietet dem Arbeiter kein gemütliches Heim mehr, und er vertrinkt seinen Unmut in der Destillation. Hier wird er bald Stammgast, und häufig verläßt er Weib und Kind ganz.

Welch entsetzliches Elend durch diese Abzahlungs-geschäfte anrichtet wird, erkennt man aus einem Artikel des Berliner Lokal-Anzeigers, den gewiß Niemand antisemitischer Neigungen beschuldigt. Wir lassen denselben hier auszugsweise folgen.

Der sogenannte Möbelleihvertrag.

Bei jeder der 38 Abteilungen des Amtsgerichts I Berlin werden wöchentlich je drei Terminstage abgehalten. In jeder Sitzung stehen durchschnittlich dreißig Prozeßsachen zur Verhandlung an und darunter befinden sich stets zwei bis drei Prozesse, deren Gegenstand ein Leihvertrag bildet.

Es sind also ca. sieben bis zehn Prozent aller anhängigen Prozesse sogenannte Leihkontrakt-Prozesse.

Da nun alljährlich ca. 75 000 Prozesse im ordentlichen Verfahren bei dem Amtsgericht I Berlin anhängig gemacht werden, so beträgt die jährliche Ziffer der zur Kenntnis dieses Gerichts gelangenden Leihkontrakte mindestens 10 000.

Geht man nun weiter von der Erfahrung aus, daß unter hundert Leihkontrakten höchstens fünf Veranlassung zu Streitigkeiten

geben, so gelangt man zu der begründeten Annahme, daß alljährlich in Berlin etwa 200 000 Leihkontrakte abgeschlossen werden, welche Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, da diejenigen Leihkontrakt-Prozesse, deren Objekt über 300 Mark beträgt, beim Landgericht I. anhängig zu machen und bei der Berechnung hier außer Betracht geblieben sind. Welche Umstände haben nun dieser Art von Verträgen eine so ungeheure Verbreitung verschafft?

Die Antwort ist ein Kapitel aus der Geschichte unserer sozialen Entwicklung.

Der Leihvertrag ist ein Kind der modernen Zeit. Kapitalarmut und Kreditlosigkeit einerseits, gesteigerter Geschäftssinn andererseits sind seine Eltern!

Wir lassen hier einen Möbelleihvertrag folgen, wie er gegenwärtig in fast allen Geschäften dieser Art üblich ist.

§ 1.

Es vermietet die Handlung Cohn u. Co. an Herrn (Frau)

..... folgende Gegenstände:

(folgt das Verzeichnis)

im Gesamtwerte von Mark unter folgenden Bedingungen:

§ 2.

Mieter, welcher anerkennt, daß ihm sämtliche Sachen neu und in gutem Zustande, sowie dem oben angegebenen Werte angemessen, übergeben sind, verpflichtet sich, dieselben in gutem Zustande zurückzuliefern und für jeden Schaden, welcher während der Mietzeit an denselben entsteht, zu haften, auch die Transportkosten hin und zurück allein zu bezahlen. Geht durch die Schuld des Mieters das eine oder andere Stück der vermieteten Gegenstände verloren, so erstattet Mieter den vollen Wert eines solchen, wie er in dem obigen Verzeichnis angegeben ist.

Werden durch Exekution dem Mieter die vermieteten Gegenstände abgepfändet, so verpflichtet er sich, dem Vermieter hiervon sofort Anzeige zu machen und alle durch einen Interventionsprozeß entstehenden Kosten zu erstatten. Nichtbefolgung dieser Vorschrift zieht die sofortige Auflösung dieses Vertrages in Gemäßheit des § 3 nach sich.

§ 3.

Mieter hat heute eine Kaution (Anzahlung) von Mark entrichtet und verpflichtet sich, für den Mietsgebrauch am ersten jeden Monats (wöchentlich) Mark pränumerando zu zahlen. Mieter räumt dem Vermieter das Recht ein, wenn die Miete nicht pünktlich bezahlt wird, sämtliche vermieteten Gegenstände sofort ohne vorhergegangene Kündigung und gerichtliche Klage zurückzunehmen. Zu diesem Behufe wird dem Vermieter vom Mieter hiermit ausdrücklich die Befugnis zugestanden, zu jeder Tageszeit mit so vielen seiner Leute, als er zum Transport der Sachen bedarf, in der Wohnung des Miethers zu erscheinen und dort sich so lange aufhalten zu

dürfen, als es die Übernahme und Verladung der vermieteten Gegenstände erforderlich macht. Mieter erklärt hiermit ausdrücklich, in diesem Verfahren des Vermieters eine Verletzung seines Hausrechts oder irgend eine andere strafbare Handlung nicht erkennen zu wollen. Außerdem verfällt die geleistete Kaution, und muß Mieter die etwa rückständige Miete bis zu dem Tage der Zurücknahme der Gegenstände sofort bezahlen.

§ 4.

Mieter darf bei Strafe des Betruges kein Mietsstück verpfänden oder ohne schriftliche Einwilligung des Vermieters aus seiner Wohnung entfernen; er hat überhaupt jeden Wohnungswechsel acht Tage vorher dem Vermieter anzuzeigen und dessen Genehmigung einzuholen.

§ 5.

Die Dauer dieses Leihkontraktes ist auf so lange Zeit verabredet worden, bis die nach § 3 wirklich geleisteten Mietzahlungen unter Hinzurechnung der Kaution den in § 1 festgesetzten Betrag von Mark erreicht haben. Wenn diese Mietzahlungen regelmäßig und vollständig erfolgt sind, verpflichtet sich der Vermieter, die bis dahin vermieteten Gegenstände dem Mieter als Eigentum zu überlassen und die gezahlten Mietraten und die Kaution als Kaufgeld anzunehmen.

§ 6.

Die monatlichen (wöchentlichen) Ratenzahlungen von je Mark werden durch Boten des Vermieters einkassiert und sind die Zahlungen nur gegen Bons, welche mit Unterschrift des Vermieters und mit dem Stempel der Firma versehen sind, gültig.

§ 7.

Beide Teile erkennen ausdrücklich an, daß dieser Vertrag in allen Punkten so abgeschlossen ist, wie er beabsichtigt und verabredet worden und haben demnach die Kontrahenten denselben zum Zeichen ihrer vollsten Genehmigung durch eigenhändige Unterschrift vollzogen.

Berlin, den

Vermiether: Cohn u. Co.

Miether: Müller.

Wohnung:

Die Versuchung, im Fall der Not die Sachen zu verkaufen, ist stets eine sehr große. Schließlich nimmt jeder Mensch bei der schrecklichsten Not die Hilfe, wo er sie findet. Man trägt sich mit der Hoffnung, die Sachen bald wieder einzulösen, sicher aber die Abzahlungen für dieselben leisten zu können. Vielfach ist dies aber unmöglich, und erfolgt dann seitens des Geschäftis die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. Den Zeitungslesern werden wiederholt Massenverurteilungen dieser Art aufgefallen sein. In Plöthensee wird gar oft das Ehrgefühl begraben. —

In großen jüdischen Feittagen, an denen die meisten Juden ihre Geschäfte schließen, die getauften selbstverständlich nicht, kann der Leser ein Urtheil darüber gewinnen, wie wenig deutsche Geschäfte überhaupt noch vorhanden sind. Von diesen wenigen gehen die meisten dem sicheren Ruin entgegen. Das deutsche Vaterland hat seinen deutschen Kaufmann tief sinken lassen. Wird es ihn wieder aufrichten?

9. Jude und Großhandel.

Der eigentliche Großhändler, der französische marchand, beschäftigt sich nicht mit dem Verkauf der Waaren an die Konsumenten. Er kauft dieselben im Großen ein und verkauft sie wieder an die Kleinhändler. Im Mittelalter war so ein Kaufherr ein bedeutender Mann. Seine Warenlager waren unübersehbar, sein Handel erstreckte sich in weite Ferne. Der Hanfahand war im wesentlichen ein Bund der Kaufherrn. Dieselben bildeten in den Städten die sogenannten Geschlechter oder Patrizier, die mit den Zünften wegen des Regiments in der Stadt oft in Streit lagen. In Hamburg und Bremen haben sich diese Geschlechter erhalten und dulden keinen Eindringling. Dort allein findet man noch soliden deutschen Reichtum, zu dem man nicht mit geheimem Aerger, sondern mit Achtung, ja mit Stolz hinsieht. Aber wo sind sonst überall die alten deutschen, ehrenfesten Handelsherrn geblieben? Die veränderten Wege des Welthandels haben sie herabgedrückt, der dreißigjährige Krieg hat sie fortgefegt, und was übrig blieb, ist durch die Juden zugrunde gerichtet. Wo die trotzigen Herren wohnten, die Rykes und wie sie sonst heißen mögen, am Wolkenmarkt und der Umgegend desselben, da haufen jetzt die Nathan, Jakoby, Schlesinger, Jakobsohn, Simon, Cohn zc.

Wer würde nicht von Behmut erfaßt, der die alten Häuser dort betrachtet, von denen fast jedes eine geschichtliche Bedeutung hat und jetzt mit den jüdischen Firmenschildern bedeckt ist? Der größte Teil des Großhandels liegt gegenwärtig in den Händen der Juden, z. B. der Korn- und Wollhandel, der Handel mit Olsaaten, Fellen, Leder, Flach, Hanf, Spiritus, Tuchstoffen, Manufakturwaren aller Art, Confectionsstoffen, Rohmetallen, Kaffee, Butter, Eiern, Mehl, Speck, Möbel- und Polsterwaren zc.

Soweit diese Artikel, die vielfach von dem Volk keinen Tag entbehrt werden können, zu Börsenartikeln geworden sind, bilden sie einen Spielball für die jüdische Spekulation, und die unentbehrlichsten Bedürfnisse werden dem Volk in schwachvoller Weise verteuert, während sie doch der Producent schlecht bezahlt bekommt. Die Kornzölle legten der jüdischen Spekulation insofern einen Kappzaum an, als das Hin- und Herwerfen großer Getreidemassen aus einem Land ins andere sehr erschwert wurde, und eine gewisse Stabilität in das Geschäft kam. Daher sucht man das Volk gegen dieselben aufzuwiegeln, als ob der auf das eingeführte Getreide ge-

legte Zoll auf die Preisbildung auch nur annähernd solchen Einfluß hätte, als die Spekulationsmanöver der Kornjuden. Der Staat dürfte unter keinen Umständen dulden, daß das Hauptnahrungsmittel des Volkes zum Spielball wird, müßte daher alle Zeitgeschäfte, die nicht auf wirkliche Abnahme basieren, einfach verbieten. Wer erinnert sich nicht noch des plötzlichen Steigens der Kaffeepreise im vorigen Jahre. Der Haushalt selbst besser situirter Leute wurde dadurch beeinflusst. Hieran war lediglich das spekulative Aufkaufen der Kaffeevorräte schuld, was freilich diesmal den Spekulanten böse Früchte trug. Wäre die Spekulation aber gelungen, dann wären die Kaffeepreise noch viel mehr gestiegen, und es wären dem Volk Millionen entzogen worden. Auch der Viehhandel und Pferdehandel ist allmählich immer mehr in Judenhande gekommen. Ueberall ist die direkte Verbindung zwischen Produzenten und Konsumenten zerschnitten, und beide werden ausgebeutet. Daß sich unter den jüdischen Großhändlern auch einige durchaus ehrenwerte Leute befinden, soll gar nicht geleugnet werden. In dem Buch: Jlla von der Rednitz von Carl Jenzen (Merseburg), wird uns unter all den nichtsnutzigen jüdischen Hallunken auch ein ehrenwerter Jude, der große jüdische Pferdehändler Elkan (angeblich aus Hamburg) vorgeführt. Derselbe hat einen Zeitungsredakteur, der beim Bekämpfen der Regierung sich Auszweigungen erlaubt hat und zu harter Strafe verurtheilt ist, zur Flucht verholfen. Der Redakteur hatte gegen seine eigenen Anschauungen geschrieben, dazu veranlaßt durch eine sehr schöne jüdische Sängerin. Dies hatte Elkan empörend gefunden und den Redakteur gerettet. Auf den Gedanken, daß der Jude seine Vorkämpfer nicht im Stich lassen darf und sich schon deshalb ihrer annimmt, ist Herr Jenzen nicht gekommen. Was wir aber über die Art und Weise erfahren, wie Herr Elkan den Pferdeeinkauf betreibt, kann unmöglich unsere Sympathie erwecken. Nicht viele Deutsche werden so etwas fertig bringen. Das Haus Gerson, das Groß- und Kleinhandel zugleich betreibt, wird doch gewiß als anständig angesehen, und Allerhöchste Personen decken dort ihren Bedarf. Hier in Berlin erscheint seit vielen Jahren die russische Baronin N. Sie kaufte sich bei dieser Firma ein Paar ächte Goldkäferschuhe zum Preise von Mk. 13, am andern Tage waren dieselben, da die Dame in Kaffee getreten war, unbrauchbar, da die Sohle einfach abfiel. Die Dame schickte sie zu dem Schuhmachermeister St., der konstatieren mußte, daß die Schuhe nicht zu reparieren waren, weil die Sohle einfach angeklebt, und das gefauste Goldkäferleder nichts weiter, als lackierte Leinwand war. Solche Waare darf natürlich kein Berliner Schuhmachermeister führen. Für die ächten Goldkäferschuhe nimmt derselbe 17 Mark, der hochfeine Herr Gerson nimmt nur 12 bis 13 Mark, und zu ihm strömt das feine, zahlungsfähige Publikum hin. Diesem und dem vorigen Kapitel soll noch ein eigenes Buch gewidmet werden.

Was der deutsche Kaufherr von den Juden zu erwarten hat, zeigt uns ein Beispiel aus der Regierungszeit Friedrich II. Der Kaufmann Gokfowsky, marchand patriot, wie ihn der König gern nannte, der hier in Berlin unter anderem auch die Porzellan-

manufaktur einrichtete, welche noch jetzt als königliche Porzellanfabrik besteht, hatte seine ganze Person und sein Vermögen eingesetzt, um bei der Eroberung Berlins durch die Russen die Berliner, besonders aber den jüdischen Kaufmann Ephraim, vor schlimmen Gefahren zu schützen. Dieser Ephraim ließ später nichts unversucht, Gokfowsky zu stürzen.

Durch Prägung falscher polnischer und preussischer Geldstücke, der sogenannten Ephraimiten, von denen das Volk sagte: Von Außen schön, von Innen schlimm, von Außen Friedrich, von Innen Ephraim, suchte er der schrecklichen Geldnot des Königs abzuhelpfen, und es gelang ihm, zeitweise das Vertrauen des Königs zu gewinnen. Durch die nichtsnutzigsten Ränke brachte er den durch seine patriotischen Opfer schwer erschütterten Gokfowsky zu Fall und verleumdete denselben dann beim Könige dermaßen, daß Friedrich ihm keine Hilfe zu Teil werden ließ. Gokfowsky ging zu Grunde. Seine Porzellanfabrik ging in königlichen Besitz über.

Als vor Jahren der damalige Inhaber der Tücherfabrik von Hessel am Grünen Weg, Herr Ehrenfried Hessel, offen für die nationale Wirtschaftspolitik eintrat, wurde er durch die Juden einfach geboykottet. Der Umsatz sank in einem Jahr fast um eine Million.

Wo bleibt da die politische Freiheit?

Aber wirksam ist dies Mittel sicher, und nur die allgemeine Erhebung gegen das Judentum kann gesetzliche Abhilfe bringen. Gegenwärtig ist fast der ganze, übrigens durch und durch antisemitisch geführte deutsche Kaufmannsstand vollständig eingeschüchtert. Wie es sonst noch im jüdischen Großhandel zugeht, mag folgendes Beispiel zeigen. Vor Jahren etablierte sich in der Bankstraße die Lebergroßhandlung von Samter und Rosenfeld. Jeder Theilhaber legte 30000 Mark ein. Später entstand zwischen denselben Zerwürfniß, das sogar bis zur öffentlichen, handgreiflichen Zwietracht gedieh. (Vielleicht fängt der geneigte Leser bereits an, etwas zu merken.) Der Skandal war so groß, daß die Polizei herbeigeholt werden mußte. Der eine Chef warf seinen Socius aus dem Geschäft hinaus. Nachdem die gesetzliche Frist verstrichen war, in welcher der Hinausgeworfene noch für die Geschäftsschulden haftete, fallierte der alleinige Geschäftsinhaber. Manche Waren sollen noch über den Zaun gewandert sein. Demnächst eröffnete der bisherige Kompagnon ein Geschäft, und der bankrotte Socius trat bei ihm als Hausknecht ein. Dann fallierte der andere, und nun wurden die Rollen wieder getauscht, der bisherige Chef wurde jetzt Hausknecht. Es dürfte schwer sein, festzustellen, wie vielen Gerbern durch diese Manipulation das eigene Fell über die Ohren gezogen wurde. Jetzt sind beide Herren wieder Inhaber der Firma, natürlich sehr reich, und ist ihre Firma jetzt fein fein. Prügeleien brauchen jetzt nicht mehr in Szene gesetzt zu werden. Ob einer der Herren jetzt schon Kommerzienrat ist, habe ich nicht feststellen können.

10. Jude, Adel und Offizier.

Bezüglich des Adels nimmt Deutschland eine Ausnahme-Stellung ein. Als die Völkerwanderung nach beinahe 200jährigem Kampfe mit der Niederlage der Römer geendet hatte, beherrschten germanische Völker ganz Europa mit Ausnahme des Ostens. Überall bildeten sie die Minderzahl, eigneten sich aber als Eroberer einen großen Teil des Grund und Bodens an. Bei dem sich bildenden Lehnswesen galt ihr Führer als der eigentliche Besitzer, der große Landstriche an seine Unterführer zu erblicher Benützung verlieh. Diese teilten ihr Lehen weiter und übergaben die einzelnen Stücke ihren Untergebenen ebenfalls zu Lehen. Die ersteren bildeten den hohen, die letzteren den niederen Adel. Die Masse der Urbewohner, welche den größten Teil des Grund und Bodens behalten hatte, geriet allmählich zu dem höheren und niederen Adel ebenfalls in ein Lehnsverhältnis. Jeder Lehnsherr forderte aber von seinem Lehnsträger bestimmte Leistungen, in erster Linie Heeresfolge, dann sich allmählich vergrößernde Abgaben, endlich verlangte der niedere Adel von den Bauern auch noch bestimmte persönliche Dienste. Der siegende Deutsche stand aber den besiegten Völkern an Bildung und feinerer Lebensweise weit nach, nahm von ihnen mancherlei Sitten und Gebräuche an, und aus der Sprache der Deutschen, der früher siegreich eingedrungenen Römer und der Urbewölkerung bildete sich mit der Zeit eine ganz neue Sprache. Aber eine Vermischung der Völker wurde durch strenge Gesetze verhindert. Der deutsche Adel stand der Urbewölkerung, obwohl er mit derselben die gleiche Sprache redete, gegenüber. Durch die vielen Kriege des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, an denen sich der gesamte Adel beteiligte, geriet dieser aber in Schulden und fiel der jüdischen Ausbeutung anheim. Hohes Spiel, hier und da auch eine übertriebene Lebensführung trugen zur Verschuldung des Adels viel bei. Dadurch verlor derselbe seine Freiheit, seine Spannkraft, und wurde gezwungen, die Bauern mehr und mehr zu bedrücken. In Frankreich, dessen Adel hauptsächlich in Folge der Kriege Ludwigs XIV. und des üppigen Lebens am Hofe Ludwigs XV. am meisten verschuldet war, nahm die Bedrückung der Bauern dermaßen zu, daß schließlich 1789 die Revolution ausbrach. Ihre furchtbare Ausdehnung erhielt dieselbe nicht durch die Pariser Aufstände, die bei gewöhnlichen Verhältnissen leicht zu unterdrücken gewesen wären, sondern durch die allgemeine Erhebung der Gallier gegen die Germanen. Auch das germanische Fürstenhaus wurde dabei weggesegt. Wer sich von den total verschuldeten und infolge dessen entnervten Germanen nicht durch die Flucht retten konnte, wurde getötet. Es war ein Todeskampf zweier Völker, in dem der Sieg nicht zweifelhaft sein konnte. Die eigentlichen Blutsauger, die Juden, deren Druck ja das Volk nur indirekt, durch die Hände des Adels, gefühlt hatte, blieben nicht nur verschont, sondern waren die einzigen Gewinner. Bis dahin hatten sie nur den Adel ausgebeutet, jetzt stellte sich ihnen das ganze Volk zur Verfügung. Hier haben sie denn auch so gründlich gearbeitet, daß jetzt halb Frankreich in ihren Händen liegt. Wer sich hierüber

genauer unterrichten will, den verweise ich auf Eduard Drumont, Das verjudete Frankreich, deutsch von A. Gardon, Berlin bei Deubner. Dieser Franzose hat für die richtige Auffassung der Zeitgeschichte unendlich viel geleistet. Aus diesem Werke werden spätere Geschichtsforscher die jetzt kommenden Akte der Weltgeschichte begreifen lernen. Wir kommen darauf noch ausführlich zurück.

In Polen fällt die Bildung des Adels in eine Zeit, aus der wir einigermaßen zuverlässige Nachrichten nicht besitzen. Daß aber der polnische Adel ein von den gewöhnlichen Polen sehr abweichender Volksstamm ist, lehrt der erste Blick. In Deutschland allein liegen die Verhältnisse anders. Der deutsche Adel ist Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut. Hervorragende Tüchtigkeit in Krieg und Frieden haben schon im Altertum den Adel geschaffen, der sich dann später in mannigfacher Weise vergrößerte. Der Besitz eines Pferdes zur Zeit des sich bildenden Ritterwesens, noch später Fürstengunst oder Reichthum haben neben wirklichen Verdiensten den neueren Adelstand geschaffen. Die großen Vorrechte des Adels in außerdeutschen Ländern haben im Laufe der Geschichte auch den deutschen Adel veranlaßt, größere Rechte zu erstreben, die sich, obwohl viel Gutes dadurch geschaffen ist, als unhaltbar und mit dem deutschen Charakter nicht verträglich erwiesen. Ihre Beseitigung wurde daher nothwendig, und die preussischen Regenten haben diese Vorrechte systematisch mehr und mehr eingeschränkt, bis der Freiherr von Stein und die neuere Gesetzgebung jede Spur einer gesetzlichen Bevorzugung beseitigten, und das mit Recht.

Gleichwohl nimmt der deutsche Adel vermöge seines Charakters, seiner Bildung, vor allem wegen seiner selbstlosen Hingabe an die Staatsinteressen eine hochbedeutsame Stellung ein, und diese muß ihm unter allen Umständen erhalten bleiben. Sind es doch nicht Rechte, sondern nur Pflichten, die demselben dadurch im Staatsinteresse auferlegt und auch willig getragen werden. Kein Land der Welt hat einen Adel, der sich gegenwärtig mit dem deutschen Adel an selbstloser Hingabe an das Vaterland messen könnte. Bedeurender Besitz ist bei demselben allerdings nur noch sehr vereinzelt zu finden. Der preussische Adel hat unter Friedrich II., Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I. sich selbst mit allem, was er besaß, für das Vaterland dahingegeben. Von mehreren Familien, z. B. von der Familie Kleist, Schwerin, sind im siebenjährigen Kriege über 40 Mitglieder gefallen, und ähnlich war es in den andern Kriegen. Viele Familien sind durch die Kriege ganz ausgerottet worden. Sollten die Deutschen ihrem Adel das vergessen wollen? Die Judenpresse macht seit vielen Jahren die krampfhaftesten Anstrengungen, zwischen Adel und Volk einen künstlichen Gegensatz zu schaffen, der nirgends existirt. Sollte in Wirklichkeit Jemand des Glaubens leben, daß der Adel den Versuch machen könnte, alte Vorrechte wieder herzustellen? Hat schon Jemand einen solchen Junker gesehen, wie ihn die Judenblätter tagtäglich ihren Lesern vor Augen führen? Sicher Niemand, aber Jeder glaubt, daß ihn der Andere gesehen habe! Die alte Vormacht ist an eigener Altersschwäche zu Grunde gegangen, stand übrigens zu der jetzigen Macht der Juden im Verhältnis des Maulwurfsbaus zum Blocksberg.

Genau so verkehrt wird das Verhältniß des Soldaten zu seinem adligen Offizier dargestellt. Daß die militärische Disziplin im Frieden kein Freundschaftsverhältniß verträgt, wird jedem Einsichtigen selbstverständlich sein. Aber wer hat im Kriege einen Offizier kennen gelernt, der nicht, sobald höhere Interessen es nicht verboten, jeden Augenblick bereit gewesen wäre, sein Leben für den geringsten seiner Untergebenen einzusetzen? Wer auch hätte einen deutschen Soldaten gekannt, der sich auch nur einen Augenblick besonnen hätte, für seinen Offizier das Leben in die Schanze zu schlagen?

Man hat viel über die Ursachen der entscheidenden Siege Deutschlands über die kriegstüchtigsten Völker der Welt nachgedacht und sie in der besseren Führung, Manneszucht, höheren Schulbildung des einzelnen Mannes zu finden gesucht. Gewiß sind das alles Faktoren, die zum Siege beigetragen haben. Aber das eigentliche Geheimnis liegt in dem Verhältniß des Offiziers zu seinen Soldaten, das ganz einzigartig dasteht und nicht nachgeahmt werden kann. Wie viele Versuche haben die jüdischen Blätter schon gemacht, auch dies schöne Verhältniß zu zerstören!

Wer allein ist es, der in dem Volk die unsinnige Vorstellung erweckt, als strebe der Adel nach einer Vermehrung seiner Rechte, die der freie deutsche Mann allerdings nicht dulden kann? Wer nährt in dem Adel die Besorgnis vor revolutionären Neigungen in den breiten Volksschichten?

Ganz allein das Judentum mit seiner allmächtigen Presse. Dieses allein findet seinen Nutzen und seine Freude im Unfriedensstiftet und versteht dies auch meisterhaft.

Verloren sind Adel, Bürger, Bauer, Arbeiter, Beamter, erkennen sie nicht endlich den gemeinsamen Feind und denken auf gemeinschaftliche Abwehr. Am schnellsten wird der Adelstand zugrunde gehen. In diesem haben sich, da er seit Jahrtausenden verhältnißmäßig frei und unabhängig von den schwersten äußern Sorgen leben konnte, die deutschen Nationaltugenden und Nationalschwächen am reinsten entwickelt. Der Jude hat es mit großer Geriebenheit verstanden, sowohl die guten, als die schlimmen Seiten zu benützen, um sich den Besitz des Adels anzueignen und eine Familie nach der andern zu knechten. Noch scheint das Judentum die Zeit nicht für gekommen zu halten, aber wenn es ihm gefiele müßten schon heut drei Viertel unserer adligen Familien aus ihrem Besitz scheiden. Bei der unseligen deutschen Vertrauensseligkeit, bei der Neigung, besonders in der Gesellschaft von Freunden alle Selbstsucht zu vergessen, findet der Jude, der seine Zeit abzupassen versteht, gar leicht Gelegenheit, seine ersten Haken einzuschlagen. Da die Landwirtschaft, der sich der Adel mit Vorliebe widmet, seit vielen Jahren wenig ertragreich gewesen ist, so hat der Jude ein um so besseres Arbeitsfeld gefunden. Die leidige Spielsucht und die unsinnige, aber leider weit verbreitete Anschauung, daß der höhere Stand zu entsprechend höherem Aufwande verpflichtet, haben auch viel verschuldet. Hat der Jude einmal einen Anhaltspunkt gefunden, so ruht er nicht, bis er die letzte Mark in der Tasche hat. Gar viele Familien aber giebt es, die in

dieser Beziehung unnahbar sind und ihre Verhältnisse in musterhafter Ordnung erhalten. Ihnen kommt man in anderer Weise bei. Es ist Ehrenpflicht des Adels, alle seine Söhne, soweit sie brauchbar und zur Bewirtschafung des Gutes nicht unentbehrlich sind, dem Offizierstande zuzuführen, und dieser Ehrenpflicht kann das Vaterland ihn auch in absehbarer Zeit nicht entlasten, da der wohlhabende Bürger sich diesem Stande, der so schwere materielle Opfer verlangt, ohne daß eine entsprechende materielle Entschädigung dafür in Aussicht stände, nicht eben häufig zuwendet. Der wohlhabende deutsche Bürgerstand ist zudem ebenfalls im Schwinden begriffen, und jüdischen Offizieren hat das Vaterland trotz aller Knechtung seine Kinder bisher doch nicht anvertrauen wollen. Das Vaterland ist aber nicht in der Lage, seinen Offizieren voll das zu gewähren, was sie bei ihrem Bildungsstandpunkte und mit Rücksicht auf die Beschränkungen, die sie sich der Standesehre halber auferlegen müssen, notwendig gebrauchen. Die Eltern müssen sich daher zu einem bestimmten Zuschusse verpflichten. Dieser ließe sich, allerdings mit Mühe, in den meisten Fällen wohl beschaffen, wenn nur der junge, unerfahrene Mann, der soeben der strengeren Schulzucht entronnen ist und eben anfängt, sich seiner größeren Freiheit zu erfreuen, nicht anderen furchtbaren Gefahren ausgesetzt wäre. Versetzen wir uns doch einmal in seine Lage. Seine Seele ist noch voll von Idealen. Freundschaft, Hingabe an seine Pflichten, aber auch an seine Kameraden, füllen dieselbe. Im Kreise dieser hat er sich vielleicht einmal zu einer größeren Ausgabe hinreißen lassen, als er durfte. Er hat damit ein Unrecht begangen, und die natürliche Strafe dafür, die härtesten Entbehrungen bis zum Eingang seiner regelmäßigen Einnahmen gönnen wir ihm von Herzen. Aber diesen Zeitpunkt poßt der Jude ab. Er zieht ihn, den vollständig unerfahrenen, in seine Nege, und entdeckt er sich nicht rechtzeitig seinen Angehörigen, so nimmt das Verderben seinen furchtbaren Lauf. Schlimm ist es ja, daß die leidige Spielsucht ebenfalls recht häufig Zustände herbeiführt, die dem Juden Thür und Thor öffnen. Wie oft ist es den Deutschen im Laufe zweier Jahrtausende gepredigt worden, daß das Spielen um Beträge, die man nicht entbehren kann, ein abscheuliches Laster ist, und daß das Spiel um unbedeutende Summen, deren Verlust allenfalls zu verschmerzen ist, eben so viel Vergnügen bereitet. Es hilft leider Alles nichts. Nicht das Spiel an und für sich ist es, auch nicht die Hoffnung auf Gewinn, sondern das Gefährliche des Wagens, das mit magischer Kraft anzieht. So lange sich der Spieler nicht vollkommen klar macht, daß er nicht Geld und Gut, sondern das Herzblut der Seinen einsetzt, läßt er nicht vom hohen Spiel, und oft dann noch nicht. Mancher würde durch die Erfahrung belehrt werden, aber zum Einsammeln der Erfahrung bleibt ihm keine Zeit. Er verfällt den Juden, sucht sich später durch seine Freunde, noch später durch seine Angehörigen zu retten, zieht diese alle ins Verderben, ohne sich zu nützen. Wieviel ehemalige deutsche Offiziere sind zerstreut worden über die ganze Welt. Manche haben sich emporgearbeitet, manche sind im Auslande Kellner, Lastträger, Kutscher, Schreiber geworden, haben schließlich

ein annehmbares Brot gefunden. Die meisten sind, da ihre Bildung nur auf einen Stand zugeschnitten war, zu Grunde gegangen.

Ich kenne einen Droschkentutscher in Berlin, der ehemals Offizier war, ebenso einen Dienstmann, Albrecht von Rüdiger, der früher ebenfalls dem Offizierstande angehört hat. Je strenger die Vorgesetzten bei Schulden verfahren, desto besser für den Juden. Ein fallender Offizier zieht aber in den meisten Fällen gleich ein halbes Duzend Kameraden mit ins Verderben. Diese haben in felsenfestem Vertrauen auf seine Ehrlichkeit Bürgschaftsscheine unterschrieben. Ehrlich ist er ja freilich, aber was kann schließlich, wenn er nichts mehr hat, alle Ehrlichkeit nützen?

Wie furchtbar tief der Offizierstand verschuldet ist, habe ich von dem oben erwähnten Herrn Siegbert Cohn erfahren, der seiner Zeit wohl zu den Eingeweihtesten gehört und bei seinen Reisen durch die verschiedenen Garnisonstädte, um die dortigen Verhältnisse und Agenten zu kontrolliren, reichliche Erfahrungen gesammelt hat. Er rügte ganze Packete von Offizierscheinen bei sich. Die Ausstellung derselben ist streng verboten, und ein Offizier, der sich doch zur Ausstellung eines solchen hat bewegen lassen, ist ebenso schlimm daran, wie ein Beamter, der Quittungen verpfändet, falsche Wechsel gegeben oder sich in der oben geschilderten Weise in einem Café hat fangen lassen. Muß nun aber, was mit der Zeit unabwendbar wird, das schriftlich gegebene Ehrenwort gebrochen werden, so ist er für immer verloren. Einen solchen Ehrenschein von einem ehemaligen Offizier, der keinen Schaden mehr davon haben kann, will ich hier abdrucken.

Hierdurch erkläre ich auf Ehrenwort, daß ich den von mir acceptirten Wechsel über Mark 1800, geschrieben achtzehnhundert, fällig am pünktlich einlösen werde.

Berlin, 18 gez. von Schlippenbach.

Auf diesen Wechsel waren ursprünglich 300 Mark mit 25 Prozent Abzug gegeben worden. Trotz erheblicher Zinszahlung war derselbe doch allmählig auf 1800 Mark angewachsen. Herr Cohn erklärte sehr trocken: „Ob auf den Buben 50 Mark mehr oder weniger gesetzt werden, ist egal!“ Ganz neuerdings wird mir von eingeweihtester Seite mitgeteilt, daß dieser Herr von Schlippenbach einer unierer beständigsten Generalstabs-Offiziere gewesen sei. Am 14. August 1870 erhielt er gleich bei Beginn des Gefechts eine schwere Wunde. Er focht weiter. Spät am Nachmittage wurde er zum zweiten male verwundet. Trotzdem blieb er in der Gefechtslinie. Erst spät am Abend warf ihn eine dritte Kugel leblos nieder. Er wurde für tot vom Gefechtsfelde getragen, genas aber doch wieder. Seitdem führte er im ganzen Generalstabe den Namen „der Unsterbliche“. Ja, den ehrlichen französischen Kugeln gegenüber war er unsterblich, nicht aber gegenüber der Lücke der Juden, für deren Besitz und Ruhe er doch auch gekämpft hatte. Er soll in London sein Ende gefunden haben. Haben Eltern oder Verwandte alles zur Rettung hergegeben, dann verschwindet der Verlorene

möglichst im Stillen. Nur gar kein Aufsehen machen, daß ist ihre Haupt Sorge, lieber auf Bestrafung der Gauner verzichten, die ihr mit Mühe und Sorgen aufgezogenes Kind, das sie so gern dem Vaterlande geopfert hätten, auf dem so oft das Vaterauge mit Stolz ruhte, das die Mutter so oft geliebkost hat, zu Grunde gerichtet haben. Die falsche Scham, das ist der beste Schutzmantel der Juden von jeher gewesen. Würden alle Geschädigten offen aufgetreten sein, dann wäre viel Unglück verhütet worden. Manche der verschuldeten Offiziere suchten sich schließlich durch eine reiche Heirat zu retten und werden am Ende gezwungen, sich mit einer reichen Jüdin zu verbinden. Gott verzeihe es ihnen! Sollte aber der Adelstand schon so tief gesunken sein, daß dergleichen Verbindungen die Regel bilden würden, dann freilich müßten die übrigen Stände sich allein zu helfen suchen. Der Adel sank dann zum Verbündeten der ärgsten Feinde des Vaterlandes herab. Daß dieses Bündnis zwischen Jude und Adel offenbar im Wachsen begriffen ist, muß leider als feststehend angesehen werden. Vor kurzem erst verheiratete sich ein deutscher Offizier mit der Tochter des Herrn von Bleichröder, welche Ehe freilich nicht gut abgelaufen sein soll. Der jüdische Bankier Dainauer hat zwei Töchter an deutsche Adelige verheiratet. Auch der Major von Goldammer verheiratete sich mit einer reichen Jüdin, welche eine Million als Mitgift erhielt. Für weniger, erklärte dieser Herr, würde er sich nicht auf den Stall ziehen lassen.

Auch Adelige jüdischen Stammes gehören jetzt schon nicht mehr zu den Seltenheiten. Sehen wir ab von dem Baron von Cohn, Baron von Hirsch, von Goldschmidt, von Rothschild, von Bleichröder, von Oppenheim, von Mendelssohn, so finden wir auch Träger von Namen altadeliger Familien, die jüdischen Stammes sind. Wer würde dies z. B. glauben bei einem Zweig der Familie von Treskow: Ein Jude Treskow hatte in den Freiheitskriegen große Armeelieferungen und wurde natürlich bei diesem Geschäft mit Gemächlichkeit ein reicher Mann, während vorne die Truppen fürs Vaterland ihr Blut verspritzten. Er erhielt den Namen von Treskow (nicht T) und, was das Erstaunlichste ist, auch das von Treskow'sche Wappen.

Mancher Offizier hält sich trotz seiner Schulden viele Jahre, wird denn aber oft in höherem Alter und als Obrist oder General noch gezwungen, zum Revolver zu greifen. Gablenz, der Sieger von Deversee und Trautenau, hatte längst die höchste militärische Stufe erklettert, als er zur Pistole griff. Der Obrist des in Zittau garnisonierenden Regiments hatte zwei erwachsene unversorgte Töchter, als er sich schuldenhalber erschießen mußte. Mit welchem Gefühl mag er die Pistole in die Hand genommen haben! Vor kurzem erschossen sich ein Lieutenant von Sydow und ein Lieutenant von Holzendorf, vom 64. Regiment in Breslau, und in Metz hat sich in allerletzter Zeit eine ganze Anzahl von Offizieren erschossen, die sämtlich durch einen einzigen Juden zu Grunde gerichtet sind.

Als der alte Wangel sah, daß seinem einzigen Sohn nicht mehr zu helfen war, schickte er ihm selbst die Pistolen zu, womit derselbe sich in der That erschossen hat. Ein Feldmarschall, der im

letzten Kriege hohe Ehren errungen hat und auch später viel genannt wurde, erklärte seinem Sohn, daß er selbst bei Sr. Majestät dessen Entlassung beantragen müsse, denn einen verschuldeten Offizier könne Sr. Majestät nicht gebrauchen! Der Wert der Armee muß unter solcher Verschuldung notwendig leiden, denn ein Offizier, der immer in Sorgen ist, ewig bedroht und abgeheßt wird, muß schließlich an seiner Spannkraft Schaden leiden! Leider sind es die fähigsten, begabtesten Offiziere, die auf diese Weise zu Grunde gehen. Der Uberschuß an Geistesgaben drängt oft den Egoismus, das Interesse an äußerem Wohlergehen, zurück. Die Armeeverwaltung würde Dank verdienen, wenn sie darüber Material sammeln und öffentlich bekannt geben würde.

Wie weit man mit dem ewigen Vertuschen gekommen ist, liegt vor Augen. Von kompetentester Stelle wird mir versichert, daß 90 % aller Offiziere verschuldet sind. Daß es in andern Ländern womöglich noch schlimmer aussieht, als bei uns, beweist der Wucherprozeß in Wien gegen den Juden Jsidor Selinger. Derselbe hat hunderte von Zöglingen der Militär-Bildungsanstalt zu Grunde gerichtet oder doch den Keim des Verderbens in sie gelegt, dem sie dann später als Offiziere verfallen sind. Unzählige Glend ist durch ihn geschaffen, unzählige altadelige und bürgerliche Familien haben ihren Besitzstand veräußert, um ihre Söhne zu retten, aber vergeblich. Eine unbeschreibliche Bewegung ging durch den ganzen Gerichtssaal, als ein Zeuge, ein ehrwürdiger, grauköpfiger Herr, auf Selinger zutrat und ihm mit bewegter Stimme und thränenden Auges sagte: „Daß Sie der Mörder meines Sohnes sind, ist gewiß!“ Die Schuldsumme des Lieutenants Franz Neugebauer, der sich ebenfalls erschoss, war in ganz kurzer Zeit von 300 auf 3500 Gulden angewachsen. In seinem Besitz fand man einen Gulden. Die bessere Montirung und die Goldborien hatte er alle bei Trödlern verfehlt oder verkauft. Der Wucherer erhielt 6 Jahre Kerker, die er sich bei den humanen österreichischen Gefängnisgesetzen, da ers ja dazu hat, ganz angenehm machen kann. Seine Angehörigen setzen natürlich dieses schwunghafte Geschäft fort, während er vom Gefängnis aus die Sache leitet.

11. Der Jude und die Fürsten und Gewaltigen.

Im Allgemeinen hat der Jude in einer kräftigen Monarchie die wenigste Aussicht, sein Endziel, die volle Beherrschung des Volkes zu erreichen. Er wird dieselbe daher unter allen Umständen bekämpfen, je nach Lage der Sache offen oder heimlich. So lange dies aber nicht angängig ist, wird er kein Mittel unversucht lassen, den Monarchen in seine Gewalt zu bekommen, sei es durch Geld, sei es durch Ausnutzung seiner Schwächen.

Wie dies in Frankreich von Ludwig dem Frommen an, unter dem das große fränkische Reich Karls des Großen dem Verfall entgegen ging, bis zum letzten französischen Könige, Ludwig XVI., also während eines Jahrtausends, gemacht worden ist, weist uns Drumont in seinem oben bezeichneten Werk mit großer Klarheit nach.

In den geknechteten Fürsten fanden die Juden zu allen Zeiten ihre Schützer gegen die Wut des durch sie schamlos ausgebeuteten Volkes.

Genau so ging es in Polen. Der König Kasimir räumte den Juden diejenigen Rechte ein, die sie im Laufe der Jahrhunderte dazu benutzt haben, dieses Land aus der Reihe der selbstständigen Staaten hinwegzufegen. Veranlaßt wurde Kasimir hierzu durch seine schöne und überaus kluge jüdische Geliebte Esther.

Wie weit der Einfluß der Juden in Polen reichte, das im Mittelalter allen in Frankreich, Deutschland u. s. m. verjagten Juden eine Freistadt eröffnete, beweist am besten folgender Umstand: Als die Woivoden bei einer Königswahl sich nicht einigen konnten, wurde der Rabbiner Schäl Wahl einstweilen mit allen Königsrechten ausgestattet und es ihm überlassen, später einen König nach eigenem Gefallen zu ernennen.

Frankreich verjagte seine 800,000 Juden im Mittelalter in mehreren Verfolgungen gänzlich. Dieselben fanden Unterkommen in Deutschland, besonders am Rhein, dann auch in Polen. Als es die Juden los war, stieg es fortwährend. Deutschland, in dem die Juden zahlreicher waren, fing an zu sinken, und Polen, das vollkommen verjudete Reich, ging allmählich ganz zu Grunde. Als Frankreich die Juden mehr und mehr wieder aufnahm, ging es zurück. Die zweite Napoleonische Herrschaft wurde durch Juden untergraben, die jetzige Republik liegt vollständig in ihren Händen. Die schlimmsten Scheusale der ersten Revolution, z. B. Marat, waren Juden.

In Deutschland haben die Juden schon im frühen Mittelalter großes Unheil angerichtet. Der Haß gegen dieselben wurde schließlich so groß, daß er in blutige Verfolgung überging. Dem Charakter jener Zeit entsprechend wurden dieselben bald auf das religiöse Gebiet herübergeleitet, mit dem sie in Wirklichkeit nichts zu thun hatten. Die deutschen Kaiser und Fürsten wurden ihre Retter, unter Umständen auch ihre Rächer. Die Fürsten des Mittelalters befanden sich fast immer in Geldnot. An dieser ist ja schließlich das Reich auch zu Grunde gegangen. Indem der Jude hier oft und willig und sogar zu soliden Bedingungen aushalf, sicherte er sich die Fürstengunst und durfte dafür das Volk nach Belieben ausbeuten. Kaiser Sigismund z. B. war oft in solcher Not, daß er sich zur Erhaltung seines Hofhaltes in Reichsstädten niederlassen mußte, die sämtliche Kosten des Unterhaltes bestritten. Dauerte ihnen aber die Sache zu lange, dann drängten sie auf Abreise und sagten selten: „Auf Wiedersehen!“ Manche Städte ließen den Kaiser aber gar nicht hinein. Manchen Reichsfürsten erging es nicht viel besser. Da war es ihnen allen hochwillkommen, den Juden gegen hohes Geld Schutzbriefe verkaufen zu können. Kurfürst Joachim von Brandenburg konnte das durch die Juden geschaffene Glend seiner Unterthanen nicht länger mit ansehen und verwies sie des Landes, nachdem 32 von ihnen, die schwerer Verbrechen überführt waren, öffentlich in Berlin verbrannt worden waren. Sein Nachfolger aber sah sich doch wieder gezwungen, an Juden Schutzbriefe

auszugeben. Sehr unheilvoll ist die verschuldete Lage der Fürsten für die ganze Entwicklung des Vaterlandes geworden. Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, war schließlich so tief in Judenhände geraten, daß er sich mit dem Ablahändler Tegel verband. Er übernahm den Ablahverkauf gegen ein Pauschquantum, das er an den Papst ablieferte. Er hoffte dabei, im Vertrauen auf Tegels Geschicklichkeit, auf einen Ueberschuß, der ihn aus den Judenhänden befreien sollte. Bekanntlich führte dies zu Dr. Martin Luthers Auftreten und im weiteren Verlauf zur Kirchentrennung. Später gewann Albrecht von Brandenburg Sympathien für Luther, aber seine verzweifelte Lage ließ ihn zu keinem festen Entschluß kommen, der vielleicht die späteren entsetzlichen Religionskriege unmöglich gemacht hätte. Als Luther ihn deshalb etwas unsanft behandelte, wurde der Bruder Albrechts, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, hierdurch so erbittert, daß er zeitlebens ein Feind Luthers blieb, obgleich er selbst eine Reformation herbeiwünschte.

Unter König Friedrich I. von Preußen, der in ewiger Geldnot war, gewannen die Juden wieder gewaltigen Einfluß, wie die Verarmung des Volkes deutlich bewies. Als aber Friedrich Wilhelm I., dieser Heros unter den Hohenzollern, zur Regierung kam, hatte es mit ihrer Herrlichkeit ein Ende. Neben dem gewöhnlichen Galgen bei Berlin wurde noch ein besonderer Schnellgalgen aus Eisen eingerichtet, und jede unredliche jüdische Manipulation fand hier ihre schnelle Sühne. Als der König mit seinem klaren Blick bemerkte, daß sich die Juden im Wollhandel zwischen Produzenten und Konsumenten drängten und den Tuchmachern dadurch die Wolle verteuerten, verbot er ihnen den Wollhandel ganz, und was eine Übertretung dieses Gebotes bedeutete, wußten sie sehr genau. Unter solchen Umständen kam Preußen empor. Niemals hat in diesem Lande ein so allgemeiner und solider Volkswohlstand bestanden, wie unter diesem Monarchen. Das Land konnte mit Leichtigkeit eine verhältnismäßig viel stärkere Armee erhalten, als gegenwärtig. Dabei hinterließ der König, der unendlich viele Schulen angelegt, die Landstraßen verbessert, Wüsteneien in blühende Gefilde verwandelt und Sümpfe ausgetrocknet hatte, noch einen Schatz von vielen Millionen. Sein Sohn Friedrich der Große ließ die Juden ebenfalls nicht aufkommen. Er konnte daher an die Steuerkraft seines Volkes große Ansprüche stellen, glänzende Kriege führen, niedergebrannte Ortschaften wieder aufbauen, die neu erworbene, aber total verarmte und verkommene Provinz Westpreußen zur Blüte bringen, die Industrie beleben und doch bei seinem Tode viele Millionen hinterlassen. Unter seinem Nachfolger, dem gutmütigen, aber schwachen Friedrich Wilhelm II., ergossen sich aber die Juden wie Heuschreckenschwärme über das ganze Land. Bald hatten sie Abel, Bürger und Bauern in ihren Händen, und der Staat verarmte. Das Jahr 1806 zeigte die Früchte ihrer Thätigkeit. Die Offiziere, weil tief verschuldet, waren entnervt. Die hohen Staatsbeamten, weil verschuldet, waren fremden Einflüssen zugänglich, die Armee, weil nicht genügende Geldmittel vorhanden waren, veraltet und eingerostet, das Endergebnis daher selbstverständlich. Die Re-

volution von Berlin im Jahre 1848 war lediglich ihr Werk. Sie hatten die Revolutionäre aus Frankreich und Polen auf ihre Kosten kommen lassen, der Gewinn war auch allein für sie. Wie Friedrich Wilhelm IV. von dem Juden Jacobi behandelt worden ist, weiß wohl Jedermann. Nicht viele aber werden wissen, daß Kaiser Friedrich III. ebenfalls als ein Opfer des Judentums gefallen ist. Das Urtheil über diesen hochherzigen Mann schwankt noch hin und her. Gustav Freitag, von dem man eine Klärung erwarten durfte, hat nur von der Oberfläche abgeschöpft. Ich will ein endgültiges Bild von Kaiser Friedrich geben. Niemals hat in der Welt ein Fürst gelebt mit edlerem Herzen und wohlwollenderen Absichten, als er. In dem Glück Anderer sah er sein eigenes Glück, und gleich Titus hat er jeden Tag für einen verlorenen gehalten, an dem er nicht Jemand glücklich machen konnte. Das unzählige Gute, was er gethan hat, ist der Welt verborgen. Sein Einkommen als Kronprinz stand aber mit seinem Wohlthätigkeitssinn nicht im Einklang. Kaiser Wilhelm hatte von seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm I. den sparsamen, haushälterischen Sinn geerbt und bedachte die Seinen nicht überreich. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der für seine Person allerdings mehr als bedürfnislos war, geriet in Folge dieser stillen Wohlthaten an Bornehm und Gering sehr früh in Schulden, fiel in Judenhände, und alles Weitere versteht sich dann von selbst. Seine Wechsel, die nicht unter 50 pCt. bezogen worden sind, liefen unter den schlimmsten Wucherern umher. Einen solchen von 3300 Mark habe ich im Jahre 1882 selbst gesehen. Natürlich wuchsen die Schulden so riesenhaft, daß Hilfe nur schwer möglich war. Mit seinen Schulden hat Kaiser Friedrich viele Jahre hindurch ebenso schwer gekämpft, wie alle anderen Sterblichen es mit den ihrigen auch thun müssen. Um seinen Vater nicht schwer zu betrüben, hat er dieselben geheim gehalten, bis auch dessen damaligen Ersparnisse nicht mehr ausgereicht hätten, alle Schulden zu bezahlen. Schließlich haben mehrere jüdischen Bankhäuser, doch wohl in der Hoffnung, für ihre Stammesgenossen dadurch in Zukunft Vortheile zu erzielen, die sämtlichen Wechsel aufgekauft und das Geld dann dem Kronprinzen zu mäßigen Zinsen berechnet. Aber auch diese Zinszahlung nahm den größten Teil des kronprinzlichen Einkommens weg. Bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers Friedrich sind diese Schulden in Höhe von fast 15 Millionen Mark bezahlt worden. Natürlich war Kaiser Friedrich den letzten Geldgebern Dank schuldig, und da er Freundschaftsbeweise nie vergaß, so wird er gelegentlich zu denselben ein Wort über die Antisemitenbewegung gesprochen haben, das aber dann in schamloser Weise ausgebeutet und entstellt ist, ohne daß er bei der vorhandenen Sachlage öffentlich dagegen auftreten konnte. Wie sehr das semitische Treiben ihn aber angewidert hat, geht aus den Freitag'schen Enthüllungen hervor. Darnach trug er sich schon in gesunden Tagen sehr ernsthaft mit der Idee, die Regierung gar nicht anzutreten. So einen Entschluß kann ein thatkräftiger Mann doch nur fassen, wenn er sich in einem schweren Gewissenskonflikt befindet. Seine ihm im ganzen Volke nachgesagten Anschauungen widersprachen eben seinen wirklichen Anschauungen vollständig.

Halten wir uns dies Gefagte vor Augen, so liegt der Charakter Kaiser Friedrichs wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Die täglich zu hunderten einlaufenden Bittgesuche konnte er nicht befriedigen. Das machte ihn mißgestimmt und reizbar. Gewann'er aus manchen Gesuchen die Ueberzeugung, daß hier Hülfe durchaus nötig sei, so wandte er sich an reiche Leute als Fürsprecher. Daher war er zu diesen freundlich. Weil die meisten reichen Leute Juden sind, kam er mit diesen mehr in Beziehungen, als mit Deutschen. Da die Juden wohl fast immer ausreichende Hülfe geleistet haben werden, war er ihnen dankbar, dankbarer noch, als für die Regelung seiner eigenen Angelegenheiten. Der ewige Kummer aber über das Mißverhältnis zwischen seinem Wollen und Können hat schließlich seinen Körper zu Grunde gerichtet. Krebs entsteht ja nach allgemein verbreiteter Volkssage stets durch verborgenen Kummer. Daß die Judenpresse später den Mann, der Kaiser Friedrich im Interesse des eigenen Geldbeutels nach allen Regeln der Kunst zu Tode kurirt hat, in geradezu fanatischer Weise unterstützt hat, sei hier nur nebenbei bemerkt. Die ganze Mackenzieaffaire dürfte infolge dieser Darlegung ihrem inneren Wesen nach klar werden. Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich kennt den hohen Stand der englischen Wissenschaft sehr genau und war sicher sehr erfreut, als Ihr von deutlichen Alexzten Dr. Mackenzie als Autorität vorgeschlagen wurde. Daß dieser Mann auf seinem Gebiete wirklich Großes geleistet hat, steht außer Zweifel. Sicher hat er die Krankheit des Kaisers Friedrich auf dem ersten Blick erkannt. Um aber die folgende Tragödie ganz zu verstehen, muß man in seinem Buch etwas zwischen den Zeilen lesen. Er bemüht sich ersichtlich, den Glauben zu erwecken, daß er vor seinem ersten Besuch bei dem damaligen Kronprinzen in Berlin Niemand gesprochen habe. Dies ist bisher keinem aufgefallen. Warum thut er dies wohl? Aber Geschäfte lassen sich auch per Telegraph oder durch dritte Personen abschließen. Die jüdischen Gläubiger des Kronprinzen werden hier rechtzeitig die Berufung des Dr. Mackenzie erfahren, und nun mit diesem ihren Stammesgenossen Folgendes abgeschlossen haben: „Wir wünschen im Interesse unseres Geldes dringend, daß der Kronprinz Se. Majestät den Kaiser Wilhelm überlebe. Eine irgend wie gefahrbringende Operation ist daher unter allen Umständen zu verhüten. Gelingt Dir dies, so erhältst Du so und so viel 1000 Pfund Sterling.“ Hieraus wird nun alles Nachfolgende verständlich. Professor Dr. Virchow wurde mit einem falschen Stück duiert, und daß die Kronprinzessin dem Mann ihr ganzes Vertrauen entgegenbringen mußte, der ihrem Gatten Heilung ohne gefahrbringende Operation versprach, ist wohl mehr als natürlich. Wer in Europa hätte es anders gemacht. Alles übrige entwickelte sich jetzt durchaus folgerichtig. Die Entziehung des Kronprinzen aus jeder ärztlichen Kontrolle, die Entziehung vom Vaterherzen, das so sehr nach ihm verlangte, Alles wird jetzt mehr als verständlich sein. Die ungeheuere Tragödie im Hause der Hohenzollern, der trotz des hohen Alters unerwartet frühzeitige Tod Kaiser Wilhelms, das entsetzliche Ende Kaiser Friedrichs, Alles mußte eintreten und wurde herbeigeführt, damit einige jüdischen

Bankhäuser ihre Millionen ohne Not zurück erhielten. Mackenzie hat seinen Anteil in Sicherheit gebracht und soll jetzt nach Amerika reisen, um dort seine Heldenthaten zu verkünden. Schon bei Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit in Berlin wird er in der seinen jüdischen Stammesgenossen nicht unbekanntem Weise den Plan gefaßt haben, bei dem endlichen, ihm sicher bekantem Ausgang irgend welche Sündenböcke in den Vordergrund zu schieben. Kaiser Friedrich war ein durch und durch deutscher Mann, seine grenzenlose Gutmütigkeit, die schon mehreren Hohenzollern verderblich geworden ist, war seine einzige Schwäche. Bei regierenden Fürsten kommt diese in der Regel mehr der näheren Umgebung, wie der Gesamtheit des Volkes zu Gute. Die Juden haben diese Schwäche benutzt, um diesen Liebling des Volks, den Sieger von Königgrätz, Wörth und Sedan, in schändliche Fesseln zu schlagen, aus den ihn dann andere Juden, um sein Herz für die Interessen ihres Stammes zu gewinnen, notdürftig befreiten. Kaiser Friedrich ist hieran zu Grunde gegangen, hingeopfert durch Juden, noch im Tode eine prophetische Mahnung für das deutsche Volk, sich noch in letzter Stunde zu retten, um nicht sein Schicksal zu teilen. Als später seine Lage vertraulich bekant wurde, stellte ihm ein hiesiger Großkaufmann sein ganzes Vermögen zinslos zur Verfügung unter der Bedingung, daß nie an eine Belohnung zu denken sei. Es war zu spät. Das Anerbieten wurde nicht angenommen. Aehnlich ist das Schicksal König Ludwigs von Bayern. Dieser erhabene Monarch, dem Deutschland seine Auferstehung zum großen Teil verdankt, der uns einen Richard Wagner gegeben hat und für das Schöne in edler Begeisterung glühte, litt an einer anderen Schwäche. Er wollte die in seiner Seele lebenden Ideen im Raume sichtbar darstellen. Die Kosten überstiegen aber sein Einkommen, und er geriet in schlimme Hände. Die Juden hielten sich diesmal im Hintergrunde, aber da die von ihnen vorgeschobenen Personen ebenfalls verdienen wollten, so wurde der König nur um so schneller zum Ruin geführt. Soll ich noch von Rudolf von Oesterreich sprechen, diesem ernstern Naturforscher auf dem Thron? Auch er ist jahrelang ausgebeutet worden, dadurch seines Lebens überdrüssig geworden und schließlich auf Selbstmordgedanken gekommen.

Die zufällige Todesursache fand sich dann bei ihm ähnlich, wie bei Heinrich von Kleist. Wir sehen also, daß das Judentum in seinem Bestreben, Fürsten und Völker zu knechten, drei der edelsten Sproßlinge der europäischen Regentenhäuser, die in ihren verschiedenen Geistesrichtungen sich als Vertreter des Guten, Schönen und Wahren darstellen, in finanzielle Fesseln geschlagen hat, welche, allerdings wider den Willen des Judentums, den jammervollen Tod derselben herbeigeführt haben. Es wäre für die Geschichte von höchster Wichtigkeit, wenn wir über die oben angeführten Angelegenheiten Kaiser Friedrichs alle Einzelheiten erfahren könnten. Man wolle doch gar nicht fürchten, daß das Bild dieses so hoch erhabenen unglücklichen Regenten darunter leiden würde. Im Gegenteile, je mehr das deutsche Volk von ihm erfährt, desto mehr wird es ihn, das Abbild seines eigenen Wesens, nicht nur wie es ist, sondern

auch wie es sein wird, lieben lernen! Vielleicht wählt es dann deutsche Ärzte, die keinen Krebschaden gründlich ausschneiden! Die Mackenzimethode würde beim deutschen Vaterlande genau denselben Erfolg haben, wie beim Kaiser Friedrich!

Umschwärmt von Beobachtern und Agenten sind fürstliche Personen, besonders solche, die in späteren Jahren zu hohen Stellungen berufen sind, zu allen Zeiten. Im günstigen Augenblick bietet ein Helfer sich an in der denkbar vollendetsten Form. Läßt sich der hohe Herr unter der Lage des Augenblicks bewegen, die Hilfe anzunehmen, so ist ein Zurück schwer möglich. Zuweilen kommt es auch vor, daß solcher Versuch scheitert. In Potsdam erzählt man sich öffentlich, daß ein dort beim Militär dienender sehr junger Herr den ersten Versucher dieser Art so drastisch abgefertigt haben soll, daß in Zukunft ein zweites Wagnis dieser Art nicht mehr unternommen worden ist.

Mir wurde der Bericht in etwas humoristischer Form gegeben mit einem Beigeschmack innerer Genugthuung.

Ich habe darin mehr erblickt. Nicht Fehrbellin ist der Ausgangspunkt der ersten Glanzperiode preußisch-brandenburgischer Geschichte, sondern Breda.

Vielleicht wird nicht Sedan die zweite deutsche Glanzperiode eröffnen, sondern Potsdam.

Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart!

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeihn,
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein.

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das du dir kühn erhöhst,
Die Regung wird dich nicht beschleichen,
Die dein getreues Volk verrät;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schloffenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spei'n!

Denn eh' doch, seh ich ein,
Erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört,
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!

(Hermanns Schlacht.)

12. Der Jude in der Justiz, Medizin, Kunst und Wissenschaft.

a. Der Jude in der Justiz.

Das deutsche Volk ist dadurch in einen unglückseligen Zustand geraten, daß es sein eigenes Recht fast vollständig eingebüßt hat.

Die uralten Rechtsgebräuche erwiesen sich allerdings mit der zunehmenden Kultur als unzulänglich, auch waren dieselben bei verschiedenen deutschen Stämmen in minder wichtigen Sachen oft verschieden. Statt nun das deutsche Recht den neuen Verhältnissen gemäß umzugestalten, schickte man Männer nach den italienischen Universitäten, die dort das römische Recht holten. Es war dies um so begreiflicher, als auch die Geistlichkeit ihr Recht aus Rom erhielt. Die Römer hatten von jeher auf die Rechtswissenschaft großen Wert gelegt und alle Rechtsprüche bedeutenderer Art aufgesammelt. Der Kaiser Justinian in Konstantinopel hat alle diese Rechtsprüche sammeln lassen, und dieselben sind unter dem Namen Corpus juris noch heut die Grundlage unseres Rechts. Das römische Recht ist klar nach einfachen folgerichtigen Grundsätzen aufgebaut und läßt den Richter niemals im Stich. Es entspricht aber nicht dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes, daher stehen Moral und Recht häufig im Widerspruch. In all den verschiedenen Paragraphen mit ihren Feinheiten und Spitzfindigkeiten kann sich das Volk nicht zurechtfinden, es bedarf daher eines rechtsgelehrten Beraters zur Erledigung der einfachsten Sachen. Derjenige rechtsverständige Berater, welcher mit allen möglichen Spitzfindigkeiten am meisten vertraut ist, wird daher am ersten einen Prozeß glücklich erledigen. Welcher Schade im Volke dadurch angerichtet wird, daß Rechtsbewußtsein und Recht sich nicht decken, ist unermesslich. Das römische Recht ist im wesentlichen nur Stadtrecht. Eine einzelne Stadt hatte sich ja allmählig der Herrschaft über die Welt bemächtigt und ihr Recht derselben aufgezwungen. Für städtische Verhältnisse, hauptsächlich für den Handel, war dasselbe ausgezeichnet, für ländliche Verhältnisse aber wenig brauchbar. Seine verheerenden Wirkungen zeigten sich denn auch in dem gänzlichen Untergange des römischen Kleinbauernstandes zeitig genug, und hierin hauptsächlich ist der Untergang des römischen Staates zu suchen.

Unter den gelehrten Rechtsverständigen haben sich daher in der neueren Zeit bedeutende Personen, so z. B. Professor Gierke, dafür ausgesprochen, daß wir mit dem römischen Recht brechen und auf der Grundlage unseres altdeutschen Rechts ein neues deutsches Recht aufbauen müßten. Bisher sind diese Männer in der Minderzahl, doch steht zu hoffen, daß die Mehrzahl unserer jetzt studierenden Rechtsbessenen sich dem deutschen Recht zuwenden werde. Das römische Recht aber, für den größeren Teil des deutschen Volkes unverständlich, ist so recht für den Juden gemacht. Er weiß durch die feinsten Maschen durchzuschlüpfen, in denen der plumpere Deutsche hängen bleibt. Was noch dem Recht an Spitzfindigkeiten fehlte, das hat die neuere Gesetzgebung, welche ganz unter jüdischem Einflusse

zu Stande gekommen ist, hinzugefügt. Welch unerhörter Zustand ist es, daß ein deutscher Mann nicht mehr in der Lage ist, bei einem Civilprozeß über mehr als 300 Mark sich selbst zu vertreten. Diese gesetzliche Bestimmung hat mich lange Zeit persönlich absolut rechtlos gemacht. Welcher Zustand ist es ferner, daß der Richter beim Civilprozeß nicht nach der Wahrheit forschen, noch eine der Parteien auf irgend eine wichtige Thatsache, die klar vor Augen liegt, aufmerksam machen darf.

Er hat einfach zu entscheiden nach dem, was die Parteien und deren Zeugen ihm vortragen. Da hat sich denn das deutsche Element mehr und mehr zurückgezogen. Jüdische Richter tauchen zahlreich auf, und jüdische Rechtsbeistände nehmen so überhand, daß sie in Berlin fast $\frac{4}{5}$ aller Rechtsanwälte (187) ausmachen. Die wenigen noch vorhandenen deutschen Rechtsanwälte verschwinden schnell, falls sie sich dem Judentum nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Ich bitte den Leser dringend, sich in den Gerichtsstunden einmal nach dem Amts- oder Landgericht in der Judenstraße zu begeben, dort auf den Korridoren ruhig auf- und abzugehen und dann in ein Verhandlungszimmer zu treten. Er wird die festeste Überzeugung mitnehmen, daß unser Recht gegenwärtig nur dazu da ist, den jüdischen Schwindeleien den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufzudrücken. Um dem jetzt wogenden Kampfe zwischen römischem und deutschem Recht, der dem Judentum verhängnisvoll werden könnte, mit einer vollendeten Thatsache entgegenzutreten, ist die Reichsregierung vor 10 Jahren veranlaßt worden, eine Kommission von gelehrten Rechtsverständigen zu ernennen, welche alle dem römischen Recht anhängen. Diese hat ein neues deutsches Zivil-Recht ausgearbeitet zu einer Zeit, die sich beim Auseinanderplätzen der verschiedenen Rechtsanschauungen am wenigsten zu gesetzgeberischen Neuerungen eignet. Dieser Entwurf wird von allen jüdischen Zeitungen in den Himmel erhoben, während viele einsichtsvolle Deutsche ihn als verhängnisvoll bezeichnen! Ich als Laie bin doch in der Lage, an zwei Bestimmungen das ganz undeutsche Wesen des Entwurfes nachzuweisen. Welche Macht würde das Judentum über alle Mieter gewinnen, wenn der Grundsatz des Entwurfs: „Kauf bricht Miete“ — zur Durchführung käme. Schwindelkäufe, die insbesondere die Mieter von Läden ruinieren müßten, würden dann an der Tagesordnung sein. Ebenso ist die Ehegesetzgebung dem Charakter des deutschen Volkes vollständig widersprechend.

Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ gleichwohl dafür eintritt, daß dieser Entwurf Gesetz werde, weil eine so mühsame 10jährige Arbeit nicht umsonst gemacht sein dürfe, so ist dies absolut unverständlich. Soll sich das deutsche Volk auf Jahrhunderte an ein schlechtes Gesetz binden, damit eine Anzahl von Männern, die für ihre Arbeit gut bezahlt worden sind, nicht umsonst gearbeitet haben?

Ich sehe damit von den allgemeinen Betrachtungen ab und komme auf Besprechung eines Prozesses, den ich selbst von Anfang bis Ende durchgemacht habe.

In Berlin lebte ein Postsekretär Belling. Derselbe wurde von hier nach Breslau verlegt. Dort wurde bei einer Kassenrevision ein Manko gefunden, und Herr Belling machte in diesem Augenblick einen Selbstmordversuch. Derselbe gelang nicht ganz, Herr Belling wurde geheilt und dann unter Anklage gestellt. Bei seiner Vernehmung gab er an, daß er in Berlin bei verschiedenen Gläubigern 3000 Mark Schulden gehabt habe. Diese seien von den Herren Zucker und Tiez für Beträge, die ihm nicht bekannt seien, eingelöst. Er habe sich diesen Herren gegenüber auf eine Summe von 7000 Mark verpflichtet, welche er verzinsen und in Raten tilgen müsse. Er sei hierdurch in eine so schreckliche Lage gekommen, daß er Geld aus der Kasse genommen habe in der Hoffnung, dasselbe später wieder zulegen zu können. Die Staatsanwaltschaft in Breslau berichtete an die Staatsanwaltschaft in Berlin, welche die Bücher des Herrn Tiez mit Beschlagnahme belegte und eine Anzahl von Personen die darin genannt waren, zur Vernehmung zog. Wie dem Leser bekannt sein wird, war auch ich dem Herrn Tiez Geld schuldig gewesen, das allerdings längst bezahlt war. Auch ich wurde vernommen, was mir um so unangenehmer war, als ich nicht geglaubt hatte, mit diesem Herrn noch jemals in Berührung zu kommen. Eine ganze Anzahl von Herren, darunter der Postsekretär Reiter, der Lehrer Zander, wurden ebenfalls vernommen. Ich wurde zur Zeugenaussage gezwungen, und Zucker und Tiez wurden unter Anklage gestellt. Bei der Verhandlung führte der Landgerichtsrat Friedländer den Vorsitz, die vier Beisitzer waren augenscheinlich Deutsche. Bei der zweiten Verhandlung war aber an die Stelle des ersten Beisitzers ein anderer Herr getreten, den ich seinem Äußeren nach nur für einen Orientalen halten mußte. Die Verteidigung führte Herr Rechtsanwalt Munkel.

Die Verteidigung beruhte von Anfang an darauf, die sämtlichen Zeugen dadurch unglaubwürdig zu machen, daß ihnen noch andere Schuldverhältnisse nachgewiesen wurden, in denen sie Falsches angegeben haben sollten. Zucker hatte so ziemlich Jedem Aussicht auf Gesamtregulierung gegeben und dadurch von Allen ihre gesamten Schulden und Gläubiger erfahren. Gleich der erste Zeuge, dessen Aussage ich hörte (einer Anzahl früherer Aussagen hatte ich nicht mit angehört) fing mit belastenden Aussagen an.

Da las ihm der Präsident einen Schein vor, welchen er einem Herrn Halpert übergeben hatte, den wir oben schon kennen gelernt hatten. „Ich N. N. erkläre, das ich weiter keine Schulden habe“ u. s. w. Der Zeuge wurde vollständig befangen, konnte augenscheinlich nicht begreifen, wie dieser Schein hierhergekommen war, und seine Aussagen lauteten jetzt, entgegen seinen früheren Aussagen beim Untersuchungsrichter, für die Angeklagten recht günstig. Als ich mit meinen Aussagen beginnen wollte, fragte mich der erste Beisitzer, ob ich nicht schon einmal, etwa im Prozeß Klingspor, welcher vor diesem Gerichtshof ebenfalls wegen Buchers angeklagt und freigesprochen war, als Zeuge hier gestanden hätte. Ich verneinte dies mit der Bemerkung, daß ich nur einmal im Prozeß Augustin beim Landgericht als Zeuge vernommen wäre.

Darauf fuhr mich dieser erste Besitzer in so barscher Weise an, daß ich in der That befangen wurde. Hierauf machte ich meine Aussagen bezüglich meiner ersten Bekanntschaft mit Zucker, wie ich sie oben dargestellt habe. Dies wurde als nicht zur Sache gehörig zurückgewiesen. Dann gab ich mein Verhältnis zu Herrn Zucker und Tieg genauer an, aus dem allerdings viel Belastendes hervorging. Alle möglichen Zwischenfragen der Rechtsanwälte beantwortete ich der Wahrheit gemäß, machte dabei aber die wunderbare Entdeckung, daß sich die Angeklagten oder deren Vertreter auf irgend eine Weise Kenntniss von meinen auf der Schuldeputation liegenden Akten verschafft haben mußten. Der Angeklagte Tieg hatte eine große Anzahl von Zeugen geladen, durch die er mich unglaubwürdig machen wollte. Er hatte sich bei dem Herrn Möller eine neue Hofe bestellt, obgleich dieser sonst nicht für ihn arbeitete, bei dem Herrn Boldies Wein und Zigarren gekauft, ihm auch weitere Geschäfte in Aussicht gestellt, obgleich er denselben vorher gar nicht kannte. In beiden Fällen hat er dann versucht, aus denselben irgend etwas Ungünstiges über mich herauszulocken, was diese allerdings bei dem besten Willen nicht geben konnten. Die Zeugen Augustin und Frischeisen machten ihre Aussagen. Augustin erklärte, daß er im Jahre 1883 einigemal einen Hasen, resp. eine Gans bei uns gesehen hatte. Frischeisen erklärte, daß wir in den 4 Jahren von 1881 bis 1885 ein mehr als bedürfnisloses Leben geführt hätten. Frischeisen, unserer früherer Hauswirt, war als Belastungszeuge geladen. Über die Aussagen des Herrn Kortum kann ich hier leider nicht sprechen, da ich sie der Staatsanwaltschaft zur Untersuchung übergeben habe. Desto wichtiger war die Aussage des Zeugen Halpert. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß diese den wichtigsten Teil des ganzen Buches bildet. Der Zeuge Halpert beschwor: Es ist nicht wahr, daß ich durch Herrn Pariser mit dem Rektor Ahlwardt bekannt geworden oder mit ihm durch denselben in Geschäftsbeziehungen getreten bin. Mir hat ein Agent einen Wechsel von demselben gebracht, und ich habe den Herrn Ahlwardt erst sehr viel später, als die Wechsel unpünktlich eingelöst wurden, kennen gelernt.

Zweitens es ist nicht wahr, daß mir ein Wechsel des Rektors Ahlwardt durch eine Frau Zabel übergeben ist.

Drittens ist nicht wahr, daß der Listklub die Schuld des Rektors Ahlwardt ganz oder teilweise bei mir bezahlt hat.

Vergebens trat ich drei oder viermal an den Präsidenten heran, hielt eine Anzahl von Schriftstücken in die Höhe und erklärte: „Herr Präsident, der Zeuge schwört falsch, diese Schriftstücke beweisen das Gegenteil!“ Ich wurde energisch zur Ruhe gewiesen, die Schriftstücke wurden nicht angenommen.

Dieser Eid des Herrn Halpert, der ein offenerer Meineid ist, wie ich das durch unwiderlegliche Schriftstücke, welche ich in meinem Besitz habe, darthun werde, ist von der ungeheuersten Wichtigkeit. Herr Halpert war der Todfeind des Herrn Zucker, denn dieser hatte ihn selbst wegen Meineides früher angezeigt, worauf Halpert Herrn Zucker wegen Majestätsbeleidigung angezeigt und ihm seinen Haß auch sonst durch die That bewiesen hatte. Jetzt,

wo ein Deutscher gegen den getauften Juden Zucker ausfragte, schwor Halpert zu Gunsten desselben einen Meineid, den Zucker sowohl, als auch der genannte Herr Pariser jeden Tag hätten beweisen können. Halpert hatte von seiner Aussage gar keinen Vorteil. Er muß aber absolut davon überzeugt gewesen sein, daß diese beiden Juden, von denen der eine sein Todfeind war, ihn wegen eines Meineides zu Ungunsten eines Deutschen niemals belangen würden. Damit glaube ich unwiderleglich Folgendes bewiesen zu haben:

1. „Wo es sich um einen Deutschen handelt, schwört der Jude unbedenklich einen Meineid.
2. „Wo es sich um einen Deutschen handelt, unterstützen sich die Juden durch Meineide, auch wenn sie Todfeinde, und der eine von ihnen auch getauft ist.
3. „Die Vorschriften des Talmud und des Schulchan aruch haben für den Juden unbedingte Gültigkeit und werden stets befolgt.
4. Herr Halpert, ein durchaus ritueller Jude, kann einen Meineid mit gutem Gewissen schwören, denn in seinem Col-nidre Gebet hat er am Versöhnungstage diesen Eid schon im voraus für ungültig erklärt. Auch die Frau Arend war in diesem Prozeß vernommen und hatte ausgesagt, was ich oben schon mitgeteilt hatte.

Auch den Grafen Königsmarck hatte man kommissarisch vernommen, und er hatte ausgesagt, daß ich ihm selbst persönlich erklärt hätte, ein Bericht von mir an ihn wäre unwahr. Man wird sich erinnern, daß ich an dem Abend, als Zucker mit geradezu lächerlichen Summen zwei der größten und schlimmsten Gläubiger befriedigt hatte, an den Grafen Königsmarck ein Dankschreiben richtete, worin ich ihm mitteilte, daß die Regelung zu so günstigen Bedingungen von Statten gehe, daß ich hoffen könne, wir würden das Geld noch nicht einmal voll gebrauchen. Später suchte ich dann den Grafen Königsmarck auf, fest entschlossen, ihm die volle Wahrheit zu sagen über die Unterschlagung des mir von ihm überwiesenen Geldes, wovon ich freilich Herrn Zucker, der mich begleitete, da er seinen Onkel besuchen wollte, nichts mitteilte. Als ich aber eben anfing, Bericht zu erstatten, wurde der Herr Graf zu Tisch gerufen, ich mußte mich also anstandshalber entfernen und fand später nicht mehr Gelegenheit, in einer neuen Audienz meinen Bericht, in welchem ich eben erst bis zu dem abgelaufenen Brief gekommen war, fortzusetzen. Ebenso war mir nicht die Möglichkeit gegeben, in dem Termin nach der Verlesung der Graf Königsmarckschen sehr kurzen Aussage meine Erklärungen dazu zu machen. Von den Rechtsanwältin wurden alle Belastungszeugen aufs Schärffste angegriffen, zart angedeutet, daß sie vielleicht selbst einen Nutzen suchten, die Erhöhung von 3000 auf 7000 Mark bei Belling wurde als ein Akt der Humanität dargestellt, die schließlich nicht mehr als 10 Prozent Zinsen gebracht hätte, die Angeklagten als humane Leute dargestellt, die von ihren Opfern ausgebeutet seien, schließlich wurden sie auch freigesprochen. Sehr viel später kam mir das Original des Erkenntnisses zu Gesichte. Es heißt da: Es könnte doch möglich sein, obgleich es nicht bewiesen sei, daß der Rektor Ahlwardt von den zur

Schuldenregulierung aufgenommenen Geldern einen Teil für eine übertriebene Lebensführung verwandt hätte! Das ist das stärkste, was in der ganzen Welt ein Gerichtshof geleistet hat. Das Gegenteil war zwar bewiesen, aber weil es doch möglich sein könnte, darum ist der Zeuge unglaubwürdig, die Angeklagten werden freigesprochen, ich selbst bei allen Menschen fast unmöglich gemacht. In Berlin dürfte es kaum noch wieder einen Wucherprozeß geben. Ubrigens sind von den fünf auch vier Stimmen nötig zur Verurteilung, und 2 Angehörige des Gerichtshofes hielt ich für Juden. Ich habe diesen Prozeß hier so ausführlich besprochen, weil meiner Meinung nach die Halpertsche Aussage für die ganze Judenfrage von der größten Bedeutung werden muß.

Im Mittelalter konnte ein Jude gegen einen Deutschen kein Zeugnis ablegen, und noch im vorigen Jahrhundert war ein Judenzeugnis nur von geringem Werte. Sollten unsere Vorfahren diese Bestimmungen aus religiöser Intoleranz oder infolge bitterer Erfahrungen getroffen haben? Dies festzustellen, wäre eine ernste Aufgabe für einen eifrigen Geschichtsforscher.

b. Der Jude in Medizin, Wissenschaft und Kunst.

Der ideal angelegte Deutsche widmet sich der Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst Willen. Alle andern Rücksichten stehen erst in zweiter Linie. Der Jude hingegen denkt bei allem und jedem, was er treibt, nur an sich selbst. Jede echte Kunst, jede Wissenschaft sind daher verloren, sobald das Judentum in ihnen massenhaft seinen Einzug hält. Sie dienen dann nur noch als Mittel zum schnellen Berühmt-, d. h. Reichwerden. Wenige Ausnahmen bekräftigen nur die Regel. Niemand hat dies klarer erkannt und ausgesprochen, als Richard Wagner. Zum Dank dafür sind seine umfangreichen wissenschaftlichen Werke, in denen er sich als ein Reformator des gesamten deutschen Geistes erweist, von der gesamten jüdischen Presse totgeschwiegen, wiewohl man seine Musik nicht hat toischweigen können. Was aber möglich ist, um diese herrlichen Schöpfungen, in denen sich der deutsche Geist in seiner idealsten Reinheit verkörpert und uns frei macht von den Banden des materiellen Einzeldaseins, in das Getriebe der Alltagsmusik herabzuziehen, ist geschehen. Am meisten eingedrungen ist das Judentum in die Medizin. Jüdische Ärzte beherrschen bereits überall das Feld. Welches Unheil hieraus entstanden ist, läßt sich schwer ermessen. Bekanntlich hat die medizinische Wissenschaft für die Heilung vieler inneren Krankheiten feste Regeln noch nicht gefunden, giebt es doch sogar hochgebildete Ärzte, die an direkte Heilung durch äußere Einflüsse bei manchen Krankheiten gar nicht glauben, sondern sich nur darauf beschränken, alle schädlichen Nebendinge fernzuhalten. Hier ist so recht das Feld für den jüdischen Schwindelgeist. Wer erinnere sich nicht aus früheren Jahren der tagtäglich erscheinenden Annonzen des Dr. Auerbach, der alle Magenkrankheiten heilen wollte und Atteste geheilter Personen massenhaft abdruckte. Was verordnete er allen Kranken? Salzsäure, die in einer bestimmten Apotheke nach

seinem Rezept für teures Geld verabreicht wurde. Was für Ärzte sind es, die in den Zeitungen tagtäglich annonzieren? Ausschließlich Juden. Der Ruhm jüdischer Ärzte, die zur Behandlung irgend einer hochstehenden Person einmal herangezogen sind, tönt wieder aus allen jüdischen Zeitungen und wird diesen wahrscheinlich ein schönes Stück Geld einbringen.

Vor einiger Zeit that sich eine Anzahl von deutschen Ärzten zusammen, um zu untersuchen, warum alle die Stellen als Kassenärzte u. s. w., die der oft bedrückten ärztlichen Existenz eine sichere Grundlage geben, fast durchweg in Judenhande geraten. Bei denjenigen Stellen, die die Stadt Berlin vergiebt, ist allerdings eine Untersuchung nicht nötig. Bei den Nachforschungen haben sich die ungeheuersten Dinge herausgestellt, von denen ich hier nur auf zwei zurückkomme, da die ganze Angelegenheit doch die Behörden beschäftigen wird. Ein Barbier Herrlich ist Kommissionsmitglied einer Krankenkasse. Ein jüdischer Arzt Dr. Freudenberg machte bei ihm einen direkten Bestechungsversuch, um Kassenarzt zu werden. Ein Herr Dr. Levy, Frankfurterstraße, bewarb sich um die Stelle eines Spezialarztes für Frauen, obwohl er nur Chirurg ist. Er wurde angestellt. Warum wohl? Man denke sich eine Frau in entsetzlich qualvoller Situation, in der ihr Leben oft von der kleinsten Zufälligkeit bedroht ist, behandelt von diesem Manne?! Übrigens verwandte der Herr Verbandmaterial, das die Kasse bezahlen mußte, in großen Quantitäten, d. h. er versah seine Privatkranken auch damit, die es dann an ihn bezahlen mußten.

Ein Dr. Joseph Landsberger in der Kommandantenstraße war Kassenarzt der Krankenkasse Josephshülfe. Junge Frauen, die wegen irgend eines Leidens zu ihm kamen, wurden veranlaßt, sich vollständig zu entkleiden, worauf er dann tolle Ansinnen an sie stellte. Einmal freilich wurde er bei solcher Gelegenheit durch den Ehemann gezwungen, die Wohnung auf außergewöhnlichem Wege zu verlassen.

Wohin wir mit unseren jüdischen Ärzten gekommen sind, zeigt in geradezu grauenregender Weise der Fall de Jonge. Dieser Herr, selbst Jude, ist weitblickend genug, einzusehen, daß die Katastrophe für sein Volk in kurzer Zeit hereinbrechen muß. Er suchte dasselbe zu retten, indem er auf die Fehler desselben aufmerksam machte und zur Umkehr ermahnte. Die Angehörigen desselben brachten ihn in ein Irrenhaus, in dem er lebendig begraben war. Möglich machte dies unter anderen der jüdische Arzt Dr. Mendel, indem er ein Attest auf gemeingefährliche Geisteskrankheit ausstellte, **ohne den Herrn Dr. de Jonge auch nur gesehen zu haben.** Der Jude Dr. Behr, zugleich Kreis-Physikus, lockte ihn dann durch den gewöhnlichsten Schwindel in die Falle. Bei Gott! auf diese Weise können die Juden jeden ihrer Gegner in jedem Augenblick unschädlich machen und zu geistigem Tode verurteilen. Ich muß gestehen, daß ich selbst, der ich doch sonst nicht zu den Feiglingen gehöre, mich eines geheimen Grauens nicht erwehren kann.

Wie in der Medizin die Wissenschaft zu einem Geschäft herabgesunken ist, darauf berechnet, den Menschen gerade in den schlimmsten Stunden das Geld aus den Taschen zu ziehen, so ist es

in allen anderen Wissenschaften auch, sobald das Judentum massenhaft eindringt. Welchen Segen können die exacten Naturwissenschaften sowohl den Erwerbsverhältnissen und dem Lebensgenuß, als auch den höchsten philosophen Forschungen darbieten. Was wird aber unter der Hand der Juden daraus? Sie benutzen die Resultate der Forschungen in erster Linie dazu, in der Volksseele alle die Schranken niederzureißen, die ihrer Herrschaft noch im Wege stehen. Es kommt ihnen garnicht in den Sinn, der höchsten Wahrheit zuzustreben oder sich auch nur auf dem Boden des Gegebenen zu halten. Man denke nur an die Phantastereien, mit denen der Professor Cohn den letzten naturwissenschaftlichen Kongreß in Berlin beglückte. Niemand hat es gewagt, ihn lächerlich zu machen, nicht einmal eine antisemitische Zeitung. Auch auf dem Kongreß selbst haben seine Phantastereien, für die er auch nicht die Spur eines Beweises anführen konnte, ersten Widerspruch nicht gefunden. Auch die Geschichtswissenschaft ist in ihre Hände gekommen, und was die jüdische Presse an gesundem Menschenverstand noch übrig gelassen hat, das verderben die jüdischen Professoren an den Universitäten noch vollends. Und nun denke man sich gar einen jüdischen Professor der Philosophie, die das objectivste Denken verlangt. Ein Jude und Objectivität! Die neuere Philosophie ist auch darnach. Auch die deutsche Litteratur ist fast ganz in Juden Händen. Welche Speise sie dem Volk vorsetzen, werden wir in dem Kapitel Jude und Presse weiter erörtern.

Jede Kunst wird durch sie verdorben. Während sonst der Künstler darnach strebte, den Menschen durch sein Kunstwerk hinauszuhoben über die Dinge des alltäglichen Lebens in das Reich des Idealen, während es die Holländer verstanden, selbst die alltäglichsten Dinge zu idealisiren, hat es die moderne Kunst, d. h. die Kunst des Judentums, lediglich mit Sinneerizen zu thun. Gelderwerb ist natürlich der einzig leitende Gedanke. Ein deutscher Künstler, der sich dem widersetzen würde, müßte einfach verhungern. Was ist aus den Theatern unter den Händen der Juden geworden!? Nach den Ideen unserer größten Dichter sollte das Theater, dem griechischen Ideal entsprechend, eine Erziehungsanstalt sein. Ja, wenn von Erziehung noch die Rede sein kann, so kann es sich doch nur um die Erziehung anständiger Mädchen zu Unsitlichkeiten handeln. Geld genug giebt ja freilich zuweilen ein jüdischer Krösus für Jüngerinnen der Kunst aus. Die Wohnung z. B., die Herr von Bleichröder junior der Tänzerin del Gra in der Kanonierstraße eingerichtet hat, dürfte den Neid mancher Fürstin erwecken. Ob das lediglich aus Kunstenthusiasmus geschieht, mag dahin gestellt sein. Doch genug davon! Sollten wir die Juden los werden, so dürfte auch die Kunst, mit der sie uns beglückt haben, bald verschwunden sein.

13. Jude und Börse.

Nach dem Urtheil verständiger Kaufleute der verschiedensten Zeiten ist die Börse eine Nothwendigkeit, die den Centralpunkt für Handel und Verkehr abgiebt, das Geschäft belebt und reguliert.

Aber was ist unter der Hand der Juden daraus geworden? Selbst der Jude Lasfer hat einmal gesagt: Die Börse ist die Akademie der Gesetzesübertretung. Natürlich wollte er der Börse damit keinen Schlag verzeihen, sondern nur sich Vertrauen erwerben, um ihr dann von hinten herum zu Hilfe kommen zu können. Der Minister Maybach nannte sie einen Giftbaum. Beide Bezeichnungen sind keineswegs umfassend.

Die Börse ist vielmehr das großartige Institut, welches darauf berechnet ist, allen denjenigen Axiern ihre Besitztümer zu entziehen, welchen auf andere Weise nicht beizukommen ist. Sie ist das Thor, durch welches der freie Axiar in die jüdische Knechtschaft tritt, sie ist der durch die Freimaurer erstrebte neue Salomonische Tempel, in dem alle Völker der Welt den jüdischen Priestern ihre Habe opfern. Was der Berliner Bauernfänger im Kleinen ist, das sind die Fürsten der Börse im Großen. Alles, was das deutsche Volk trotz aller jüdischen Kniffe noch erworben hat, sucht dieser Moloch aufzuzehren. Wie es im Einzelnen gemacht wird, habe ich von Herrn Thomas gehört, und dieser gehörte zu den Wissenden. Mit gegenseitigem Einverständnis läßt man ein Papier steigen, empfiehlt es dem Publikum, wobei sich stets einer hinter dem andern versteckt, um später auf diesen die Schuld schieben zu können, alles in größter Einnützigkeit. Ist das Papier im Publikum, so giebt es tausend Mittel und Wege, dasselbe zum Fallen zu bringen. Je mehr es fällt, desto unruhiger wird das Publikum und verkauft schließlich zu jedem Preis, um nicht alles zu verlieren. Ist es so wieder zu billigsten Preisen in die Hände der Wissenden gelangt, dann beginnt das Spiel von vorn. Abwechslung kommt in dasselbe nur durch das Bestreben der Börseianer, sich gegenseitig ebenfalls zu verzehren, unbeschadet ihrer sonstigen Einigkeit dem Publikum gegenüber, das ja die Wolle hergeben muß, um das sich die Scheerer dann streiten. Bei diesem Streit der Macher fällt dann zuweilen ein Brocken auch dem Publikum zu und weckt den Appetit. Für die Börse ist kein Geheimniß so tief vergraben, daß es nicht zu erlangen wäre. Sie weiß den größten Staatsmännern ihre Zirkel zu trüben, die verborgensten Akten zu lesen. Als früher so viele Bahnen verstaatlicht wurden, gab es zwei Parteien, von denen die eine direkt an der Quelle, die andere an einer etwas entfernteren, übrigens dem Leser bekannten Stelle festzustellen suchte, welches Angebot der Staat machen werde.

Der betreffende Minister soll sich, wie mir ein Eingeweihter in einer schwachen Stunde erzählte, schließlich nicht anders zu helfen gemußt haben, als daß er die Keinschrift durch seine eigene Frau — oder Schwester — anfertigen ließ, aber ich weiß, daß ihm auch dies nicht immer geholfen hat. Der Bericht hatte ja noch zuweilen

eine Zwischeninstanz zu passieren, bevor er in die Hände Seiner Majestät gelangte. Ein Vorsprung von nur vier bis fünf Tagen bedeutete für die Juden aber einen Gewinn von Millionen.

Nicht der Papst regiert mehr die Welt, auch nicht die Fürsten regieren mehr die einzelnen Länder, sondern die Börse, das heißt das Judentum, ist der wahre König. Vor ihr beugt sich alles. Auch die rote Internationale ist von ihr nur als Schreckmittel ins Leben gerufen, und man sprengt sie, sobald sie ihre Schuldbigkeit gethan hat.

Durch die Börse hat Israel den letzten Schritt zur Weltherrschaft gethan.

Hierbei sei noch ein Wort über die Reichsbank gesagt. Dieselbe gewährt Kredit an alle, die ihn nicht brauchen und verweigert ihn allen, die ihn nötig haben. Der reiche Mann verdoppelt mit ihrer Hilfe sein Betriebskapital und wird dem armen gegenüber um so stärker. Augenblicklich mag das noch nicht anders gehen, aber man kennt doch die neuen maßvollen sozialen Bestrebungen. Warum verstaatlichte man die Reichsbank nicht, damit diese Bestrebungen später einen Anknüpfungspunkt finden können? Die Ablehnung der Verstaatlichung ist ein ernster Hemmschuh für jede soziale Reform. Die Judenparteien machten vor und zwischen den Beratungen über dies allerwichtigste Gesetz einen gewaltigen Lärm über alle möglichen unwesentlichen Dinge, z. B. über ein nicht einmal vorhandenes Arbeitsbuch der Bergarbeiter, und während der ob des vielen Lärms entstandenen Abspannung wurde das ganz ungemein wichtige Bankgesetz ziemlich still abgethan unter der Begründung, daß bei der Reichsbank Alles in schönster Ordnung sei. Natürlich ist dieselbe in schönster Ordnung, gewiß vorzüglich verwaltet, aber darum handelt es sich doch hier wahrhaftig nicht.

Die konservativen Antragsteller der Verstaatlichung jagten dabei nicht einmal ihre letzten Gründe, und schließlich fiel der Antrag, sogar der Antrag auf Erhöhung des Staatsgewinnes, durch die Schuld von dreißig Konservativen, die bei der Abstimmung über dieses Gesetz, das die gemäßigten sozialen Bestrebungen in Fluß gebracht hätte, **einfach fehlten!**

Was mag da hinter den Kulissen vorgegangen sein! Ich will, um dies zu illustrieren, eine ganz kleine, unbedeutende Geschichte erzählen. Herr von Kardorf ist ein Mann, der in durchaus geregelten Verhältnissen lebt. Seinen Bedarf an Kleidungsstücken hat er jahrelang bei der Firma Mohr u. Speier entnommen, wo er alljährlich die Rechnung bezahlte. Derselbe hielt in Berlin einmal einen Vortrag über die Doppelwährung, welche aus allbekannten Gründen den Juden ein Dorn im Auge ist. Als der eine Geschäftsinhaber diesen Vortrag las, befahl er einem Untergebenen, sofort an Herrn von Kardorf einen Brief etwa folgenden Inhalts zu schreiben: Wir fordern Sie auf, innerhalb der kürzesten Frist (wahrscheinlich 24 Stunden) Ihre Rechnung zu begleichen, widrigenfalls u. s. w.

Natürlich that dies Herr von Kardorf sofort, der über solche Kleinigkeiten erhaben war, aber es drängt sich die Frage auf: Haben

vielleicht manche von den dreißig fehlenden Mitgliedern etwa ähnliche Briefe erhalten, in denen es sich nicht um eine Kleiderrechnung, die nur einen kleinen Verdruß bereiten sollte, sondern um sehr ernste Dinge gehandelt haben kann?

Die Verstaatlichung der Reichsbank wäre der erste wirkliche Schritt gegen das Judentum gewesen, und dreißig konservative Abgeordnete verhinderten diesen Schritt.

Nun wird noch einiger Lärm um unbedeutende Etatspositionen entstehen, an die nach einigen Jahren kein Mensch mehr denkt, damit der Zeitungsleser auf andere Gedanken kommt, und Israel erntet inzwischen durch die Reichsbank weiter. Wenn die Reichsbank nicht so viel Geld hat, als Israel braucht, dann macht sie sich solches aus Papier und bezahlt für den so geschaffenen Reichtum nicht einmal Steuern. Würde sich unser einer sein Geld allein machen wollen, möchte die Sache trübe ablaufen!

So allmächtig das jüdische Großkapital ist und die Einzelnen und ganze Völker beherrscht, dem gewöhnlichen Mann fällt es wenig in die Augen. Es liegt in Gestalt von Papierscheinen wohl verwahrt im eisernen Schrein und vollzieht seine ausbeutende und aus-saugende Thätigkeit ganz im Stillen. Der geplagte und bedrückte Arbeiter richtet seine Blicke mehr auf die großen Fabriken, herrlichen Häuser und wirft seinen Haß, bald seinen Haß auf deren Besitzer, welche er für seine Feinde hält. Er irrt vollkommen. Diese Leute sind meistens viel abhängiger noch, als er. Sie sind durch die Papiere im jüdischen eisernen Spind gefesselt, geben oft nur den Namen als Besitzer her, damit der Besitzer jener Scheine weniger Mühe hat. Dies war bei Beginn der ersten französischen Revolution so recht sichtbar. Auf den bedrückenden Adel schlug man los, aber die kapitalistischen Hintermänner derselben, denen der Druck zu Gute kam, gingen frei aus.

Genau so war es im Kommuneaufstand 1871. Das Volk wütete gegen Besitz, Ehe, nationale Größe, geschichtliche Erinnerungen, Geistlichkeit, aber Rothschild blieb ungeschoren. Ihm mit seinen hunderten von Millionen, mit seinen 150 Prachtgebäuden hat Niemand das geringste Übel zugefügt.

Er hatte sich mit der lächerlichen Summe von 100000 Fres. losgekauft. Was freilich unter der Hand einzelnen Führern gegeben ist, bleibt verschwiegen.

Daher ist es in neuerer Zeit dem jüdischen Großkapital auch nicht schwer geworden, die Entrüstung der arbeitenden Volksmassen gegen Thron und Altar zu richten. In Frankreich ist es ja so schön gelungen, es kommt darauf an, ob dieser Versuch überall dauernd von Erfolg sein wird.

Der Monarch soll ausbaden, was das Judentum verschuldet hat. Der Geistliche, der Prediger christlicher Liebe, der oft selbst kaum zu Leben hat, soll den Haß des Volkes tragen, dem er nie das geringste Leid zugefügt hat.

Von Patriotismus ist natürlich bei der Börse keine Spur. Was kümmert sich der jüdische Kapitalist ums Vaterland. Der Jude hat überhaupt kein Vaterland. Seine Heimat ist ihm sein über die

ganze Welt verbreitetes Volk. Die wenigen deutschen Kapitalisten kommen nicht in Betracht, sind übrigens vielfach durch die Juden beeinflusst und verdorben. Es kann nicht oft und nicht laut genug daran erinnert werden, daß im Jahre 1870 auf die vom Reichstage einmütig bewilligte Kriegsanleihe von 120 Millionen an der Börse 3, schreibe drei Millionen gezeichnet wurden.

Während das Volk Gut und Blut freudig für die Ehre des Vaterlandes einsetzte, fast gewaltsam sich ins Feld drängte, wie ich das oben dargestellt habe, stürzte die Börse den Kurs der konsolidierten Anleihe auf 80.

War es nicht nahezu Landesverrat, wenn Berliner Firmen Rußland zu einer Zeit finanziell in den Sattel setzten, in der es nach einer Vernichtung Deutschlands strebte? Man scheint der Börse sogar an maßgebender Stelle das schwachvolle Verhalten, besonders von 1870, vergessen zu haben. Den Lohn aller Anstrengungen, aller Blutopfer, hat sie allein geerntet. Der jüdische Patriotismus findet in der Börse seinen Stolz, wie der Deutsche in Sedan.

Die Börsenbarone sind wohlgelitten und werden als Freunde behandelt von den höchsten Staatsmännern. Darf doch von Bleichröder den Fürsten Bismarck seinen Freund nennen. Den Zeitungsberichten, daß Bleichröder schon seit vielen Jahren in Staatsgeheimnisse eingeweiht gewesen sei, die dieser natürlich stets in bares Geld umgekehrt habe, glaube ich zwar nicht, aber es hat mich peinlich berührt, daß Bleichröder noch jetzt Gast im Bismarckschen Hause ist und mit seinen Lippen die Hände des Fürsten berühren darf. Weiß denn der Fürst nichts davon, daß dieser Mann unter dem Verdacht eines wissentlichen, durch eigennützige Erwägungen veranlaßten Meineides steht, daß sein Sohn schmählich aus dem Offizierstande ausgestoßen ist? Ist er denn bei solchen Berührungen vor schlimmer Ansteckung sicher?

So haben ich und tausend andere es nicht gemeint, die wir für die Politik des Fürsten eingetreten sind und dabei Not und Schande, Spott und tödtliche Verfolgungen ertragen haben, die manchen in ein blutiges Grab legten.

14. Der Jude und die Politik.

„Die Welt wird von ganz andern Leuten regiert, als diejenigen meinen, die nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie, voll Geheimnisse, vor denen ganz Europa erbleicht, — wer organisiert und leitet sie? — Juden!“

So sagte der Eingeweihteste der Eingeweihten, der Herr von Israel, oder wie man ihn später nannte, Lord Beaconsfield, in einer schwachen Stunde.

Zu der Zeit, als diese Worte gesprochen wurden, leitete der Jude Gambetta, eine Puppe des Pariser Rothschild, die Geschichte Frankreichs. Der Wiener Rothschild, dem überhaupt schon Oesterreich als Domäne gehört, die er in jedem Augenblick lahm legen kann, lenkt an geheimen Fäden die österreichische Politik. Laster regierte in Deutschland. Was fehlt den Juden noch zur Weltherrschaft?

Und nicht einmal diejenigen sind von Judeneinflüssen frei, welche sich als die größten Patrioten geberden.

Wer hätte in Rußland jemals größeren Einfluß gehabt, als Katkow? Er schürte den Haß der ihm blind vertrauenden Russen gegen Deutschland, und dieser Haß besteht dort noch bei Vornehm und Gering. Nach dem Tode Katkows stellte es sich heraus, daß dieser jährlich 30 000 Rubel von den Juden bezogen hatte. Er sollte es bis zum Krieg mit Deutschland treiben. Warum? Weil die Juden in ganz Europa gern einmal wieder tüchtig verdienen, die letzte Masche des Netzes zuziehen wollten.

Wer hat den Krieg von 1870, der zwei so herrliche Völker, die gemeinsam die Welt hätten heglücken können, in schwere Feindschaft gestürzt hat, angeflüstert? die Juden.

Jüdische Agitatoren wiegelten das Volk gegen Napoleon entweder direkt oder durch bezahlte Kreaturen auf. Er sollte dadurch gezwungen werden, die Blicke des Volkes nach Außen zu lenken. So lange dieser, ein wahrhaft großer Mann im Frieden, die Zügel in den Händen behielt, ließ er sich nicht bestimmen, aber als er, schwer krank, dieselben nicht mehr festhalten konnte, gelang den Juden ihr schwachvolles Spiel. Der Jude Wolf depeßirte in alle Welt, daß der französische Gesandte von Kaiser Wilhelm beleidigt sei und brachte das an und für sich schon aufgeregte französische Volk um alle Besinnung. Benedetti erklärt selbst in seinem Buch: *Ma mission en Prusse*, daß dies unwahr gewesen sei. Jetzt trat der Beichtvater der Kaiserin, die in diesem Augenblick auf den von Schmerzen schwer geplagten Gemahl großen Einfluß hatte, der getaufte Jude Johann Maria Bauer, in Thätigkeit. Er wußte diese dermaßen zu beeinflussen, daß der grauensvolle Krieg zum Ausbruch kam. In den Zeiten des Kulturkampfes wurde von der Judenpresse vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Katholicismus den Krieg durch den Beichtvater der Kaiserin veranlaßt hätte, um dem verhassten protestantischen Preußen den Garaus zu machen. Natürlich wurden die Protestanten dadurch aufgereizt, und doch ist der Katholicismus an dem Kriege ganz unschuldig. Ein Jude hatte sich nur als Katholik verpuppt, um seinen unheilvollen Einfluß am rechten Ort und zur rechten Zeit geltend zu machen. Die Völker bekämpften sich bis zur Erschöpfung, die Rothschild'schen in Paris, die Bleichröder'schen in Berlin heimsten die Milliarden ein, sammelten die Liebesgaben für die im Felde frierenden und hungernden Soldaten und galten daher als große Patrioten. Natürlich waren die beiden Judenführer intime Freunde.

Hören wir, was der bedeutendste der jetzt lebenden Franzosen, durch den in der That Frankreich wieder an die Spitze der

Civilisation zu treten und uns leider in den Hintergrund zu drängen scheint, Herr Eouard Drumont, wörtlich sagt:

„Im letzten Augenblick schien jedoch verschiedenes zusammen zu treffen. Hier Napoleon III., ein humaner Souverain, ein Mensch von gutem Herzen, dessen fester Wille und scharfer Blick leider momentan durch ein schweres körperliches Leiden geschwächt, dennoch dem Drängen der vor jenem Priester Bauer knienden Kaiserin Widerstand leistete, trotz ihres Ausrufs: Dieser Krieg gehört mir! Dort König Wilhelm, dessen Gewissen sich gegen einen Kampf sträubte, der vielleicht, sobald das entscheidende Wort gesprochen war, hunderttausende von Menschenleben forderte. Daneben die Königin, den Gemahl ansehend, den Frieden zu wahren.

König Wilhelm that, was Napoleon sicher nicht gethan hätte; die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den Thron Spaniens ward aufgegeben.

Als die deutschen Juden sahen, daß ihre Sache schlecht stand, versuchten sie es mit lügenhaften Nachrichten, mit dem Tartarenstreich, wie Rothschild sich ausdrückte. Der jüdische Zeitungsagent Wolf behauptete, unser Gesandter sei vom König auf's Gröblichste beleidigt worden, und die französisch-jüdische Presse verfehlte nicht, dies weiter zu verbreiten.

„Man hat,“ so hieß es, den Respekt gegen unseren Gesandten aus den Augen gesetzt, man hat Frankreich geohrfeigt“, so schrieen damals dieselben Republikaner, welche heut zu allen diplomatischen Puffen und Fußstößen noch „schön Dank“ sagen.

Aber Alles, was bisher geschehen, ist nur ein Vorpiel der wunderbaren Dinge, die wir von hier ab in dieser neuesten Geschichte Frankreichs zu verzeichnen haben, welche zu einer Geschichte des Judentums in Frankreich herabsinkt.“

Drumont weist weiterhin überzeugend und unterstützt durch Aktenmaterial nach, daß die Juden Gambetta, Cremieux, Simon und Konsorten den zweiten Teil des Krieges lediglich aus jüdischen Geldinteressen herbeiführten. Aber die Kosten dieses Krieges, der auf 2½ Milliarden berechnet wurde, haben diese Herren keine Rechnung ablegen können, angeblich, weil das gesamte Aktenmaterial in einem Eisenbahnwagen verbrannt war. Vor der Eröffnung dieses zweiten Teiles, des jüdischen Krieges, hatte Bismarck dem Maire von Nancy mitgeteilt, daß er 2 Milliarden und einen Streifen am Rhein mit Straßburg verlange.

Herr Drumont, die Geschichte wird Dir einen großen Platz anweisen, denn hoffentlich wird sie durch Dich in bessere Bahnen gelenkt werden. Die Welt wird Deinen Namen noch lange nennen, wenn alle Tagesgrößen längst vergessen sind. Ich muß Dich dennoch mit einem harten Vorwurf belasten! Wie kann ein Mann, wie Du, von „deutschen Juden“ reden? Du weißt recht gut, welche Wirkung dies in Frankreich hat. Es giebt in Deutschland wohnende, auch in Deutschland geborene Juden, aber nimmermehr deutsche Juden, ebensowenig, wie es einen französischen Juden giebt.

Werfen wir einen Blick auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse nach dem Kriege. In jede politische Partei suchen sich die

Juden hineinzudrängen, und jede suchen sie zu korrumpieren. Fast 10 Jahre lang herrschten die Juden unter Führung Lasfers in Deutschland allein. Während dem Volk aller mögliche Firlefanz vorgebracht, schließlich der rote Lappen des Kulturkampfes vorgehalten wurde, damit es beschäftigt sei, wurde ohne viel Aufsehen das neue Gesetz über Actienunternehmungen geschaffen, der Gründungsschwindel begann, der das deutsche Volk um sechs Milliarden ärmer machte. Als Deutschland am Rande des Abgrunds war, lenkte die deutsche Politik in neue, nationale Bahnen ein, suchte den reellen Erwerb wieder zu Ehren zu bringen und zu schützen, d. h. das Judentum etwas zurückzudrängen. Dies wurde natürlich sehr übel genommen, und es begann gegen die Regierung jener widerwärtige Kampf, der noch heute andauert. Die Juden operieren dabei ungemein geschickt. Sie haben sich eine Partei für den Arbeiter, eine andere für den unzufriedenen Mittelstand, eine dritte für die besser situirten Leute geschaffen, d. h. die socialdemokratische, freisinnige und national-liberale Partei. Dieselben werden von unsichtbaren Juden geleitet, erhalten durch dieselbe ihre geistige Nahrung und bilden eine Zwickmühle, so daß bald die eine, bald die andere in den Vordergrund gehoben wird. Die jüdischen Blätter mit ihrem Pathos von Bürgerstolz und Männerwürde, von Freiheit, Gleichheit und Toleranz, etwas sauber auf silbernen Schalen von den nationalliberalen, mit etwas mehr Kraftbrühe von den freisinnigen und endlich mit sehr starken Gewürzen in irdenen Töpfen von den sozialdemokratischen Blättern dargeboten, finden alle ihre begeistertsten Anhänger, die ganz ehrlich für ihre Überzeugung einstehen.

Wir haben also bei jeder dieser Parteien zu unterscheiden: 1. die geheimen obersten Leiter, selbstverständlich Juden, 2. die öffentlichen Führer, Juden und Judenknechte, von denen einige sogar selbst von der Richtigkeit ihrer Ansichten überzeugt sind, 3. die Streber, welche in der Partei ihren direkten oder indirekten Vorteil suchen, 4. die Masse der überzeugten Anhänger, von denen viele der Partei Alles aufopfern, sich im Notfall für dieselbe totschlagen lassen würden.

Niemand kennt dies alles besser, als die Regierung selbst. Aber was soll sie machen? Deutschland hat im Ganzen fünf Antisemiten in den Reichstag geschickt, und damit kann man keine Majorität bilden. An dem deutschen Volk liegt es, der Reichsregierung Männer zu geben, mit deren Hilfe sie die schmachvolle Judenherrschaft brechen kann. An der Regierung wird es sicherlich nicht fehlen.

Sämtliche Revolutionen der Neuzeit sind von Juden ins Werk gesetzt, vielfach in dem Augenblick, wo Reformen durchgreifender Art in Aussicht standen. So die erste französische Revolution, als der Konstitutionalismus, den das Volk allein verlangte, in Entwicklung begriffen war, so die Revolution, die Karl X., so die von 1848, welche Louis Philipp wegsetzte. Das thörichte, künstlich begeisterte Volk führte aus, was seine jüdischen Führer ihm einflüsteren, das Judentum erntete. Die französische Revolution vom 4. September 1870, der Kommuneaufstand von 1871 waren jüdisches

Werk. (S. Drumont, II. Teil, ferner: Les Juifs rois de l'époque von Toussenel.) Die Revolution am 18. März 1848 in Berlin, in dem Moment herbeigeführt, als der König dem Volk die erbetene Verfassung zusagte, war lediglich jüdischen Ursprunges. Mehr als jemals strebt das Judentum nach der sozialen Revolution, da es sieht, daß es hier und da mit der sozialen Reform, bei der es leicht den Juden an den Kragen gehen könnte, Ernst wird. Wie mag es mit der letzten Revolution in Brasilien stehen? Die Urheber sind bekanntlich Benjamin Constant und Fonseca, beide jüdischen Ursprunges. S. Drumont, S. 432. Daniel Manin war, wie fast alle Revolutionäre und Aufwiegler, jüdischer Herkunft. Sein Vater gehörte, wie im 36. Bande der Archives israélites zu lesen ist, einer israelitischen Familie Fonseca an und ließ sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts taufen.

Diese Thatsache wird auch in einem 1872 zu Venedig unter dem Titel: La vita e i tempi di Danieli Manin bestätigt.

Die Untergrabung der europäischen Monarchien ist lediglich jüdisches Werk.

15. Der Jude und die soziale Frage.

Die sozialdemokratische Partei vertritt die Interessen der Arbeiter. Daß Kaiser Wilhelm I. in dankbarer Erinnerung an die Tugabe des ganzen deutschen Volkes in den nationalen Kriegen das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht geschaffen und es dadurch dem Arbeiterstande ermöglicht hat, eine Anzahl von Vertretern in den Reichstag zu schicken, ist ihm nicht genug zu danken. Leider sind ihre Vertreter, irre geleitet durch jüdische Agitatoren und in Abhängigkeit von geheimen jüdischen Geldgebern, auf sehr schlimme Irrwege geraten. Diese Irrwege sind von Juden absichtlich geschaffen und können in der Welt noch viel Unheil anrichten. In der Kritik ist die Sozialdemokratie groß. Was sie aber sagt über die grenzenlose Ungerechtigkeit, daß derjenige, der die Werte erzeugt, langsam verhungern müsse, während der reiche Nichtsnutz seine Zeit mit allen möglichen Genüssen totschlage, ist keine sozialdemokratische Entdeckung, denn lange vor Marx hat Carlyle diesen Umstand der Welt klar gelegt. Daß die Bevölkerung darnach zu streben hat, dieses Verhältnis zu ändern, ist gewiß. Die Vertreter der Sozialdemokratie haben nun den Grundsatz aufgestellt, daß bei der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung eine Hilfe überhaupt nicht möglich sei. Der Egoismus der besitzenden Klassen werde stets eine durchgreifende Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes verhindern. Wenn auch einzelne Schwankungen vorkämen, so behalte doch das sogenannte eiserne Lohngesetz des Juden Levy (Ricardo) dauernd seine Gültigkeit. Es sei daher mit allen Kräften darnach zu streben, Thron und Altar umzustürzen, die ganze

gegenwärtige Gesellschaftsordnung zu zerstören und auf ihren Trümmern etwas ganz neues wieder aufzubauen; die Sozialdemokratie erstrebt also nicht Revolution, sondern sie ist Revolution. Damit hat das Programm der Sozialdemokratie sein Ende erreicht. Wie der neue sozialistische Staat aussehen soll, darüber hat man keine klaren Vorstellungen. Man denkt sich denselben als eine einzige große Produktivgenossenschaft. Der Staat soll jedem seine Arbeit zuteilen und seine Bedürfnisse befriedigen. Nehmen wir auch an, daß ein solcher Staat unter Strömen von Blut zu Stande käme, so würde derselbe nicht das Glück der Menschheit, sondern allgemeine Knechtschaft und einen unnatürlichen, deshalb auf die Dauer unerträglichen Zustand herbeiführen. Die ganze sozialistische Anschauung beruht auf einer Verkenning des innersten Wesens der Menschheit. Die höchste Triebfeder des angestrebten Schaffens ist bei der Mehrzahl aller Menschen die Selbstsucht. Nur selten erhebt sich ein Mensch auf den Standpunkt, daß er seine Einzelinteressen dauernd hinter diejenigen der Gesamtheit zurückstellt. In der Schlacht opfern ja tausende ihr Dasein dem Vaterlande, aber man wolle nicht vergessen, daß hier noch andere Dinge mitspielen, und daß es etwas anderes ist, im Moment der höchsten Begeisterung sein Leben dahinzugeben und etwas anderes, während seines ganzen Lebens seine Arbeitskraft in den Dienst einer unübersehbaren Gesamtheit zu stellen, die besondere Anstrengungen nicht besonders belohnen kann. Das unermüdlische Streben nach Vervollkommnung müßte notwendig leiden, oder mit anderen Worten, die Menschheit würde in ihrer Kulturentwicklung wesentlich zurückgehalten werden.

Daß an die Stelle persönlicher Freiheit allgemeine Knechtschaft treten müßte, sei nur nebenher gesagt.

Einzelne Ausnahmen würden die Regel nur bestätigen. Das will ich zugeben, daß der deutsche Charakter nach Ausmerzung des rein egoistischen, jüdischen Prinzips mehr als jeder andere Volkscharakter dazu geeigneter erscheint, für kleinere, übersichtbare Gemeinschaften, deren Wohl sein Wohl, deren Wehe sein Wehe ist, sich dauernd zu bemühen, um zur vollen Entwicklung seiner Kraft zu kommen, nimmer aber zu Gunsten einer großen unsichtbaren Gesamtheit. Das den Sozialdemokraten von den Juden ins Nest gelegte Kukuksei, das Streben nach Beseitigung der Monarchie und eigener Beherrschung des Staats, macht die Ausführung ihrer Ideen vollends undenkbar. Schon jetzt, wo sie unter dem Druck schwerwiegender Gesetze stehen, können sie Einigkeit nur schwer aufrecht erhalten; bald da, bald dort wird ein bewährter Führer wegen Meinungsverschiedenheiten ausgestoßen. Hätten sie erst die Gewalt in Händen, so würden sie sich gegenseitig bekämpfen und ihre Anhänger in dieses allgemeine Blutvergießen mit hinein ziehen. Wir haben das ja schauernd in der ersten französischen Revolution gesehen, und während des Kommuneaufstands wurde zwar nicht geköpft, weil der Feind unmittelbar vor den Thoren stand, aber kein Führer war vor dem anderen auch nur einen Augenblick sicher, und als einer ihrer letzten Kriegsminister, Kossel, sein Amt niederlegte, that er es mit den charakteristischen Worten: „Ich bitte um eine Zelle in

"Mazas." Sonach ist in der Sozialdemokratie Mögliches und Unmögliches, Wahres und Falsches, wunderbar gemischt. Die Masse ihrer Anhänger kann beides schwer unterscheiden und glaubt es gern, daß eins ohne das andere nicht zu erreichen sei. Die Liebe zu König und Vaterland, zu Religion und Tugend wohnt ^{90/100} von ihnen tief im Herzen, was keiner im Laufe vieler Jahre besser beobachten konnte, als ich. Wenn ihnen aber bei jeder Gelegenheit vorgehalten wird, daß dem Monarchen durch den Kapitalismus die Hände gebunden seien, und er den produktiven Ständen beim besten Willen nicht helfen könne, so trägt dies schließlich seine Früchte, wenn auch nicht in dem Maße, als die Führer meinen. Das durch das Judentum gesäte Mißtrauen unter den Arbeitern ist das größte Unheil, das von den Juden angerichtet ist. Es lenkt das unzufriedene Volk von seinen eigentlichen Zielen ab gegen alte, hochheilige Institutionen, die ihm allein Rettung bringen könnten. Um den Arbeiter auf diesen Irrwegen zu erhalten, ist kein Geldopfer zu groß.

Bei unseren doch politisch gar nicht mehr so ungeschulten Arbeitern ist es mir ganz unbegreiflich, daß sie jüdischen Aufhebern ihr Ohr leihen, statt mit männlicher Entschlossenheit nach erreichbaren Zielen zu streben.

Es muß ihnen doch schwer werden, dem Großindustriellen und Großkaufmann Singer Vertrauen zu schenken, dessen Kompagnon die Meister auffordert: Lassen Sie die Mädchen auf den Strich gehen, aber schaffen Sie billige Mäntel.

Der Rechtsanwalt Stadthagen ist naher Verwandter des Herrn Stadthagen, dem ich 100 Prozent bezahlen mußte.

Hochinteressant mußte es sein, zu erfahren, in welchem Verhältnis der Herr Auerbach zu dem Arzt Dr. Auerbach steht, der seiner Zeit alle Magenranke, auch brieflich, mit Salzsäure kurierte.

Ich denke aber, die Zeit der Ermannung unserer Arbeiter liegt näher, als mancher annimmt.

Da in der Bewegung der letzten Jahre sich herausgestellt hat, daß die deutschen Frauen ebenfalls anfangen, das semitische Element zu durchschauen, so ist das Judentum dazu übergegangen, auch die Frauen zu beeinflussen. Wer denkt dabei nicht an Lina Morgenstern und ihre unvergeßene Thätigkeit. Ich hatte Gelegenheit, ihre Kinder jahrelang in der Schule vor mir zu haben. Als sorgsame Hausmutter bewährte sie sich an diesen nicht. Neuerdings versucht eine jüdische Agitatorin, Fräulein Selma Chaim, die sich als Arbeiterin ausgiebt, die Berliner Arbeiterinnenbewegung in ihre Hand zu bekommen. Sie will die Frau aus der Abhängigkeit des Mannes befreien!! Selbst scheint sie, wenigstens offiziell, diese species des homo sapiens noch nicht kennen gelernt zu haben. Sie ist 16 Jahre alt, erntet aber nach jüdischen Zeitungsberichten großen Erfolg.

16. Das Judentum in der Berliner Gemeindeverwaltung.

Die Berliner Gemeindeverwaltung ist ganz und gar in Juden-
hände gefallen. Ihre großen Einkünfte bilden daher einen einzigen
großen Agitationsfond für jüdische Interessen. Möglich ist den
Juden dies dadurch geworden, daß sie sich z. B. in alle liberalen
Bezirksvereine eindrängten und die Leitung in ihre Hände brachten.
Soweit es dem Judentum möglich ist, läßt es nur solche deutsche
Männer in die Stadtverordnetenversammlung gelangen, die entweder
von ihm abhängig, oder ihm doch ganz ergeben sind. Solche
Männer sind dann bei untergeordneten Verrichtungen dem Juden-
tum noch viel nützlicher, als Juden selbst, wie ja überhaupt Deutsche,
die den edelen Teil ihres Selbst auf dem Altar des Egoismus
geopfert haben, an Gemeinheit der Gesinnung den Juden noch über-
treffen. Durch die Beherrschung der Stadtverordnetenversammlung
hat das Judentum aber in Berlin eine ungeheurere politische Macht
erlangt. Sämtliche Lehrer und städtischen Beamten sind von ihm ab-
hängig, ihre Stammesgenossen beherrschen die meisten derselben auch
finanziell, und wenn ein Beamter oder Lehrer eine selbständige
Gesinnung verrät, so ist seine Beseitigung bei gemeinsamem und
planmäßigem Zusammenwirken nicht schwer. Auch zu Personen der
höheren Behörden werden intime Beziehungen unterhalten, und
gelegentlich findet eine derselben auch eine fette Pfründe in der
Stadtverwaltung. Bei der gegenwärtigen Städteordnung ist die
Herrschaft des Judentums in Berlin ohne Zwangsmittel von höchster
Stelle gar nicht mehr zu brechen, denn die erste und zweite Wähler-
abteilung, die zwei Drittel sämtlicher Stadtverordneten zu er-
nennen hat, ist an Deutschen ziemlich arm. Von der dritten
Abteilung sind außer den Beamten und Lehrern auch unzählige
Handwerker und Geschäftsleute durch ihre geschäftlichen Verbindungen
mit der Stadt und den Juden vollständig in Abhängigkeit geraten.
Es würde ihnen übel ergehen, wollten sie nicht an Wahltagen ihre
Schuldigkeit thun, d. h. freisinnig wählen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Stadtverwaltung manche
gute Einrichtung getroffen, für Schulen, Armenpflege, gutes Pflaster,
gute Brücken, öffentliche Plätze, schattige Parkanlagen und Keillich-
keit der Stadt viel gethan hat. Ein besonderes Verdienst ist dies
aber nicht, denn nachdem Berlin 1871 Reichshauptstadt geworden
war und in Folge dessen mit Schnelligkeit aufblühte, die in Europa
bisher nicht gesehen worden ist, stiegen auch die Einnahmen der
Stadt ins Riesenhafte. Dies Geld mußte doch irgendwie eine Ver-
wendung finden, und da sich überall gute Beispiele vorfanden, so
war es leicht, Gutes zu schaffen. Wie viele Millionen bei Grund-
stücksankäufen und Verkäufen nebenher geflossen sind, läßt sich schwer
jagen. Auffallend ist es mir ja immer gewesen, daß anzukaufende
Grundstücke vorher häufig in die Hände von Stadtverordneten oder
deren Angehörige geraten waren und dann mit ungeheurem Nutzen
an die Stadt verkauft wurden. Ich erinnere dabei an Dsdorf,

städtischen Viehhof, die Markthalle in der Dorotheenstrasse, Margarethenschule, die Häuser, welche des Durchbruches der Zimmerstrasse wegen angekauft werden mußten u. s. w. Wenn ich mir alle diese Ankäufe vergegenwärtige, und an all die reichlich gezahlten schönen Millionen denke, so will folgendes Bild nicht aus meinem Gedächtnis. In meiner alten Wohnung lernte ich einen Droschkentischer kennen, dem ein Pferd gefallen war (er hatte eine eigene Droschke und zwei Pferde). Er erkrankte bald darauf selbst und war schließlich mit 12 Mark Steuern in Rückstand gekommen. Es wurde ein Spind versiegelt, das bei Ankauf 78 Mark gekostet hatte. Dasselbe kam zum öffentlichen Verkauf und brachte 21 Mark. Nach Abzug des Steuerbetrages und aller Kosten blieben wenige Groschen übrig. Es wäre doch gut, wenn mit den Geldern, die teilweise so aufgebracht werden, nicht Bereicherungen Einzelner stattfinden könnten. Ein hiesiger Arzt erzählte mir Folgendes: Verwandte von ihm hätten der Stadt ein Grundstück zum Kauf angeboten, ohne Erfolg zu haben. Eines Tages wäre ein Herr zu ihnen gekommen und hätte erklärt: „Wenn die Stadt das Grundstück kaufen soll, so muß das Angebot von mir in Ihrem Namen geschrieben sein. Man weiß dann an der betreffenden Stelle schon Bescheid. Wieviel soll ich dabei verdienen? Der Preis kann immerhin etwas erhöht werden!“ Die Leute gingen hierauf ein, und es wurden jetzt wirklich Verhandlungen eröffnet. Vor wenigen Wochen sah ein Bekannter von mir im Rathskeller. An einem Nebentisch saßen mehrere angesehenen Berliner Bürger, darunter ein mir bekannter Schulkommissions-Vorsteher aus dem Norden Berlins nebst einem Magistrats-Kassenbeamten. Letzterer beschwerte sich darüber sehr bitter, daß der jüdische Bankier und Stadtrat Mamroth aus einer städtischen Kasse die bedeutenden Geldvorräte entnehme und dafür Wechsel hinterlege. Die ewige Abrechnung mache ihm ungeheure Schwierigkeiten. Sollte dies in der That wahr sein, dann wäre die Grenze des Möglichen nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten. Diese Angelegenheit bedarf dringend einer Untersuchung. Die Zeugen werde ich selbstverständlich zuständigen Orts nennen. Früher stand die Stadt im Konto Korrent-Verhältnis mit Gebr. Schickler, zwei pSt. hin, zwei pSt. her. Als aber diese Firma bei Auflage der städtischen Anleihen übergangen und Jakob Landau gewählt wurde, kündigten Gebr. Schickler das Verhältnis. Jetzt müssen sich ja sehr nette Zustände entwickelt haben.

17. Der Jude und das höhere Schulwesen.

Für das höhere Schulwesen zeigen die Israeliten ein sehr lebhaftes Interesse. Wo sie das Regiment haben, da geschieht für dasselbe ungemein viel. Der Grund liegt auf der Hand. Der Jude weiß, daß das jüdische Ziel nur zu erreichen ist, wenn die Juden

auch an Bildung dem deutschen Volk voraneilen. In sämtlichen höheren Schulen, ob Knaben oder Mädchenschulen, bilden die jüdischen Kinder und getaufte oder ungetaufte jüdischen Lehrer das herrschende Element. Statistisches Material ist in dieser Beziehung schwer zu erlangen, da die jüdische Presse sich sehr hütet, dementsprechende Notizen zu bringen. Berlin hat ungefähr 11000 jüdische und 11000 katholische schulpflichtige Kinder. Ich verwahre mich auf das Entschiedenste dagegen, katholisch und jüdisch hier als Gegensätze hinzustellen, aber das Beispiel lag zu bequem, außerdem auch passend, weil die katholischen Kinder mit geringen Ausnahmen dem deutschen Volksstamme angehören. Von den 11000 katholischen Kindern besuchen ca. 9000, von den 11000 jüdischen aber ca. 2000 die Gemeindeschulen. In den Mittelklassen der städtischen höheren Mädchenschulen sind fast die Hälfte, in den oberen aber dreiviertel der Kinder jüdisch, da die deutschen Mädchen wegen fehlender Mittel die Schule seltener bis zu Ende besuchen. In den höheren Knabenschulen liegen die Verhältnisse nur um weniges besser. Wie schädlich der Einfluß jüdischer Mädchen auf deutsche Mädchen ist, habe ich oben nachgewiesen. Die Folgen dieses nachteiligen Einflusses auf unser weibliches Geschlecht machen sich bereits an allen Ecken und Enden bemerkbar. Weil die Juden sämtlich genügende Geldmittel in Händen haben, schicken sie ihre mit dem Zeugnis der Reife aus den Gymnasien und Realgymnasien abgegangenen Söhne auf die Universitäten, welche durch das Überhandnehmen der jüdischen Studenten ihren deutschen Charakter bereits wesentlich verändert haben. Hauptsächlich widmen sie sich der Medizin und Rechtswissenschaft, doch sind sie auch in den anderen Fakultäten zu finden. Sogar in die Theologie dringen getaufte Juden ein. Ich erinnere nur an das Unheil, das durch einen getauften Juden in der englischen Gemeinde angerichtet wurde, ferner an den commis voyageur der Berliner Geistlichkeit, Dr. Paulus Cassel, dessen Ruhm in allen Judenblättern wiederhallt. Überall werden die Deutschen durch sie verdrängt, denn sie finden schon Mittel und Wege, um in Stellungen einzurücken, nach denen der deutsche Kandidat sich vergeblich sehnt. So kommt allmählich die Führung der Nation ganz in ihre Hände. Die deutschen Jünglinge, die bei der Beendigung des Studiums in der Regel auch mit ihren Geldmitteln zu Ende sind, bleiben ohne Stellung. Viele von ihnen kann man kennen lernen, wenn man die Arbeiterkolonie im Norden von Berlin besucht. Es ist leider so, daß die Deutschen, die sonst gegen äußere Schicksalsschläge widerstandsfähig genug sind, sehr schnell zu Grunde gehen, wenn sie die in ihrem Herzen wohnenden Ideale aufgeben müssen.

Von den übrigen bilden viele den hoffnungsvollen Zuwachs für die Sozialdemokratie; so lernte ich vor einigen Jahren einen Theologen Belling kennen, der, durch ungerechtfertigte Zurücksetzung sehr erbittert, Sozialdemokrat geworden war und wahrscheinlich einmal ein tüchtiger Führer werden wird. Sein Großvater war ein hochangesehener Superintendent in meiner Heimat. Ich vermute, daß der oben erwähnte Postsekretair Belling sein Bruder oder

Onkel ist. Welchen Einfluß das Schicksal desselben, der durch das Judentum zum Verbrechen getrieben wurde, an seinem Entschluß, der Sozialdemokratie beizutreten, gehabt hat, kann ich nicht feststellen. Aber die vernichtende Wirkung des jüdischen Einflusses geht überall Hand in Hand. Diejenigen deutschen Studenten und Kandidaten, welche sich noch halten können, gehen schließlich zum Post-, Steuer- und Eisenbahnwesen über, wo jetzt aber auch das Ankommen schon schwierig wird. In der letzten Zeit hat man es für angezeigt gehalten, Eltern öffentlich zu warnen, ihre Söhne der Gelehrtenlaufbahn zuzuführen. Der goldene Boden des Handwerks wird in allen Tonarten gepriesen. So muß es kommen! Ich bin gewiß der letzte, der einen tüchtigen deutschen Handwerksmeister hinter einen deutschen Gelehrten zurückstellt, aber ist es wohl recht, daß dem Judentum der Weg zur unbedingten Herrschaft immer mehr geebnet wird? Das geschieht aber, wenn das Judentum die geistige Führerschaft immer mehr an sich reißt. Soeben lese ich in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, daß in diesem Semester zum ersten Mal seit vielen Jahren ein Zurückgehen der Studentenzahl an hiesiger Universität festgestellt worden sei. Die Genugtung darüber ist eine sehr zweifelhafte, so lange man nicht weiß, ob die Zahl der jüdischen Studenten nicht trotzdem zugenommen hat.

Wenn man so beobachtet, wie das Judentum Stück für Stück von der deutschen Herrlichkeit abbröckelt, wie es einrückt als Lehrer in unsere Schulen, um unsere Kinder von Grund auf zu verderben, wie es Besitz nimmt von den Richter- und Rechtsanwaltschaften, um uns unser Rechtsgefühl aus dem Herzen zu reißen, wie es unsere deutschen Ärzte, höheren Beamten, Universitäts-Professoren allmählich verdrängt, da muß uns hange ums Herz werden, und besorgt müssen wir in die Zukunft blicken und das Schicksal ängstlich fragen: Willst du die Deutschen, die sich all der königlichen Völker in Ost und West, in Nord und Süd erwehrt haben, in die Knechtschaft des niedrigst stehenden und widerwärtigsten Volksstammes fallen lassen, ohne daß ein ernstlicher Kampf dagegen versucht wird?!

Eben fallen mir im antisemitischen Katechismus von Thomas Frey einige Tabellen in die Augen, die ich hier einfach abdrucke. Ich bemerke, daß diejenigen Juden, deren Eltern sich haben taufen lassen, leider unter Protestanten, Katholiken und Dissidenten mitgezählt sind. Die Zahl der Juden ist daher höher, als die Tabelle angiebt. Außerdem ist dieselbe bereits drei Jahre alt, und seitdem hat sich die Zahl der Juden noch bedeutend vermehrt. Außerdem besitzen die Juden noch eine höhere Knaben- und Mädchenschule ganz für sich.

1. Gymnasien in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesamtszahl der Schüler mit der Vorschule	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
1. Askanisches Gymnasium	813	666	25	120	2
2. Französisches "	593	321	20	252	—
3. Wilhelms "	1011	709	38	262	2
4. Friedrichs "	746	472	14	258	2
5. Joachimthal'sches "	534	506	11	14	3
6. Kölnisches "	680	543	14	220	3
7. Sophien "	672	419	21	231	1
8. Königstädtisches "	684	447	9	226	2
9. Friedr. Werdersches	663	404	22	233	4
10. Louisestäd. "	739	594	17	125	3
11. Friedr. Wilhelm "	1321	1171	40	110	—
12. Louise "	622	554	33	33	2
13. Leibniz "	543	439	21	83	—
14. Humboldt "	711	621	29	55	6
15. Graues Kloster "	559	444	8	105	2
16. Städtisch. Progymnasium	527	488	18	19	2
Summa	11418	8698	340	2346	34

2. Real-Schulen I. Ordnung und Real-Gymnasien in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesamtszahl der Schüler mit der Vorschule	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
1. Königl. Realschule	660	580	18	62	—
2. Falk-Realgymnasium	830	682	23	124	1
3. Friedrichs-Realgymnasium	575	495	23	56	1
4. Dorotheenstädt. Realgym.	769	620	39	106	4
5. Louisestäd.	753	590	26	134	3
6. Louisestäd. Ob-Real'sch.	692	642	10	38	2
7. Sophien-Realgymnasium	666	541	12	112	1
8. Städt. höh. Bürgerschule	273	240	4	29	—
8. Andreas-Realgymnasium	781	703	14	61	3
10. Königstädt. "	770	597	12	161	—
Summa:	6769	5690	181	883	15

3. Fachschulen in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesamtszahl der Schüler	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
Friedrich Werdersche Gewerbeschule	518	435	23	54	6
Handelschule	257	183	7	67	2
Summa:	775	618	30	121	8

4. Staatliche und städtische höhere Töchter-Schulen in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesamtzahl der Schüler	Protestant	Katholiken	Juden	Dissidenten.
1. Victoria-Schule	850	593	4	251	2
2. Louise-Schule	831	572	18	241	—
3. Elisabeth-Schule	557	445	2	110	—
4. Sophieen-Schule	833	484	7	337	5
5. Margarethen-Schule	534	303	5	226	—
6. Charlotten-Schule	912	588	23	300	1
Summa:	4517	2985	59	1465	8

Die Einwohnerschaft Berlins beträgt rund 1,400 000 Seelen (1887), davon sind Nichtjuden (Protestanten, Katholiken und Dissidenten) 1,333,000; Juden: 67,000. Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen der in Tabelle I—IV bezeichneten Lehr-Anstalten beträgt 23,481. Davon müßten nach dem Bevölkerungs-Prozentsatz entfallen auf Nichtjuden: 22,357; auf Juden 1124. Es entfallen aber thatsächlich auf Nichtjuden nur 18,666; auf Juden 4815 Schüler. Die Juden stellen also zu den höheren Lehr-Anstalten im Verhältnis 4 bis 5 mal mehr Schüler, als die deutsche eingeborene Bevölkerung.

5. Das ungeheure Mißverhältnis springt noch mehr in die Augen, wenn man aus den obigen Zahlen folgende Berechnung aufstellt:

	Schüler bzw. Schülerinnen der in Tabelle 1-4 bezeichnet. höh. öffentl. Lehranstalt.	Gymnasien vergl. Tabelle 1	Realgymnasien vergl. Tabelle 2	Handels- oder Gewerbeschül. vergl. Tabelle 3	Schülerinn. der höh. öffentlichen Mädchenschulen vergl. Tabelle 4
Es entfallen auf je 1000 Einwohner Berlins	rund 17	rund 8	rund 5	rund 1/2	rund 3
Es entfallen auf je 1000 nicht jüdische Einwohn. Berlins	rund 14	rund 7	rund 4	rund 1/2	rund 2
Es entfallen auf je 1000 Berliner Juden	rund 72	rund 35	rund 13	rund 2	rund 22

Die eintretenden jüdischen Kinder finden an den höheren Schulen ihre Stammesgenossen als Lehrer wieder.

In Wien studierten 1886 5721 junge Leute, von denen 3173 arischen, 2085 semitischen Stammes waren, wobei die getauften Juden noch den Ariern beigezählt sind. An der technischen Hochschule in Wien war das Verhältnis 591 zu 303. An den Gymnasien und sonstigen höheren Schulen in Wien ist das Durchschnittsverhältnis der jüdischen Kinder 33 2/3 bis 50 %, dagegen bilden die Juden nur 1/22 der Bevölkerung Oesterreichs.

An der Berliner Universität waren:

Professoren:

a. Medizin	29	Deutsche, einschl.	get. Juden	13	Juden
b. Jura	12	"	"	3	"
c. Philosophie	75	"	"	13	"

Privat-Dozenten:

a. Medizin	27	"	"	35	"
b. Jura	4	"	"	3	"
c. Philosophie	44	"	"	11	"

Summa 191 Deutsche, einschl. get. Juden 78 Juden

Die Namen der jüdischen getauften und ungetauften Professoren bez. Dozenten sind folgende:

- a. Medizin: Bernbard, Falk, Henoch, Hirch, Hirschberg, Jacobson, G. Levin, Liebreich, Liman, C. Mendel, Herm. Munk, Sanator, Wolf, Ad. Baginsky, B. Baginsky, Behrendt, Bergson, Brieger, Eulenburg, Fränkel, C. Friedländer, Gud, Güterbock, Gutmann, Gutstadt, D. Israel, G. Kempner, A. Koffel, L. Kristeller, Landau, D. Lasser, Louis Levin, L. Levinsky, M. Litten, Mayer, Munk, Berl, J. Reimann, Remack, Rieß, Salomon, Sander, Schiffer, Schüler, Beit, Max Wolff, W. Zülzer.
- b. Jura: Dernburg, L. Goldschmidt, Ernst Kubo, Dr. Bernfeld, Gradewitz, Ryf.
- c. Philosophie: Wshersohn, Harry Breslau, Ludwig Geiger, Hirschfeld, Kronecker, Lazarusohn, Moritz Lazarus, C. Liebermann, P. Magnus, Oldenburg, A. Pinner, S. Steinthal, Werder, G. Aron, Boas, Deffau, Sigm. Gabriel, J. Jaström, Kaufmann, Loewenfeld, A. Loffen, K. M. Meyer, Rodenberg, Simmel, J. Wshersohn.
- d. Technische Hochschule: M. Hamburger, Julius Lessing, L. Liebermann, Adler, Dobbert, Herzfeld, Hirschfeld, Jacobs-thal, S. Kalischer, Lehfeld, Moritz Meyer, Weyl.
- e. Kunst-Akademie: Meyerheim, Michael.
- f. Landwirthschaftl. Institut: Nathan Junz.

18. Jude und Volksschullehrer.

Das Kapitel wird in einer Brochüre besonders ausführlich behandelt werden, einiges darüber muß aber auch hier gesagt werden.

Die Volksschule als solche hat für das Judentum eine so wesentliche persönliche Bedeutung nicht, denn nicht gar häufig verirrt

sich, wenigstens in Berlin, ein jüdisches Kind in dieselbe. Über 2 jüdische Kinder sind die von mir geleiteten Schulen im Osten und Norden der Stadt nicht hinausgekommen. Dies persönliche Interesse ist auch leider bei sämtlichen anderen Parteien, abgesehen vielleicht von den Sozialdemokraten, nicht vorhanden, da die Kinder aller besseren, d. h. bemittelten Stände, mit geringen Ausnahmen der Volksschule fern bleiben. Aus diesem Grunde hält sich auch die Fürsorge aller Parteien für die Volksschule innerhalb mäßiger Grenzen. Die Neigung, den Volksschullehrer über das Notwendigste hinaus zu befriedigen, ist nirgends zu entdecken, am wenigsten aber in Berlin, der Hochburg des Judentums. Etwas weitere Beachtung fand die Volksschule erst, nachdem man gefunden hatte, daß sich dieselbe sehr gut zur Versorgungsanstalt für häßliche oder unbemittelte jüdische Mädchen eigne, die man hier als Lehrerinnen anstellen konnte. Hiervon ist denn auch reichlich Gebrauch gemacht worden. Es ist ja unmöglich, festzustellen, wieviel jüdische Lehrerinnen an den Gemeindefschulen Berlins unterrichten. Vor mir liegt ein Verzeichnis der Berliner Gemeindeflehrer und Gemeindeflehrerinnen, ich schreibe daraus einige Namen ab, wie sie mir gerade ins Auge fallen, wobei bezüglich des Stammes auch wohl ein Irrtum mit unterlaufen kann. Fr. Jenny Lazarus, Fr. Rosenthal I, Fr. Simon I, Fr. Regina Baginsky, Fr. Rosenthal II, Fr. Jacoby I, Fr. Jastrow I, Fr. Simon II, Fr. Kohn, Fr. Wolff IV, Fr. Oppenheim, Fr. Löwenherz, Fr. Cohn I, Fr. Kirstein, Fr. Rosenthal IV, Fr. Frenzel, Fr. Fränkel, Fr. Jastrow II, Fr. Jacoby II, Fr. Jacoby III, Fr. Reik, Fr. Meyer II, Fr. Jacoby IV, Fr. Kupper, Fr. Silienthal, Fr. Jacoby V, Fr. Heilbrun, Fr. Heilbron, Fr. Kaiser II, Fr. Ehler, Fr. Wolff V, Fr. Singer, Fr. Rosenthal V, Fr. Lydia Auerbach, Fr. Zucker, Fr. Eva Meyer, Fr. Hirsch! Es soll dies kein Verzeichnis der jüdischen Lehrerinnen sein, nur an einigen prägnanten Namen zeigen, wie weit die Verjudelung der Gemeindefschule geht. Dabei sind die Berliner Gemeindefschulen nicht etwa Simultanschulen, denn evangelische und katholische Schulen sind streng getrennt, letztere wissen sich auch gegen jüdische Lehrkräfte zu schützen.

Hunderte von armen deutschen Mädchen, die das Lehrerinnenexamen gemacht haben, sind ohne Brot, der bittersten Not ausgesetzt. Als vor einigen Monaten ein Handwerksgehülfe unter Angabe seines Standes eine Heiratsannonce in den Berliner Lokal-Anzeiger rücken ließ, hatten sich über 30, sage dreißig Lehrerinnen gemeldet! Lache darüber gar nicht, lieber Leser, es ist dies eine tieftraurige Erscheinung. Nimmt man auch an, daß eine Anzahl davon in dem bloßen Drange, sich zu verheiraten, darüber hinweg gesehen hat, daß der Bildungsunterschied eine glückliche Ehe doch mindestens zweifelhaft machen mußte, die Mehrzahl derselben hat unter dem Drange schrecklicher Not gehandelt. Stellung ist nicht zu erlangen, weil die Jüdinnen die Stellen fortnehmen, Fabrikarbeit verstehen sie nicht, als Dienstboten können sie nicht gehen, weil sie nicht die Zeit hatten, das dazu nötige zu lernen. Es lief neulich eine hübsche Geschichte durch die Berliner Zeitungen von einer Lehrerin, die sich als Kindermädchen vermietete und die

Spreewäldertracht anlegen mußte, dies aber doch gern einem Leben der Schande vorzog, und die Töchter der Kaufleute Levy Salomonsohn p. p. unterrichteten an großen preussischen Volksschulen! Und welche Lauferei, welche Visiten hat ein deutsches Mädchen nötig gehabt, die schließlich eine Stellung erlangte. Die Visiten bei Ludwig Loewe waren ja seiner Zeit berühmt geworden. Je weniger Interesse, von diesem Punkt abgesehen, das Judentum an der Volksschule hat, ein desto größeres hat es an den Volksschullehrern. Dieselben sind zum allergrößten Teile aus ländlichen Verhältnissen hervorgegangen. Ist ein Knabe auf dem Lande ganz besonders begabt, dann muß er Lehrer werden. So kommt es, daß der Lehrerstand so ungemein viele hochbegabten und talentvollen Leute in sich birgt. In diesem Punkte ist er sicher jedem anderen Stande voran zu stellen.

Bei der Lehrerbildung sind aber, wenigstens in früheren Jahren, schwere Fehler gemacht worden. Die unselige Anschauung, daß dem Lehrer nur eine streng abgegrenzte Bildung zu geben sei, weil er bei seinem kärglichen Einkommen sich desto unzufriedener fühlen würde, je mehr er gelernt habe, hat keine guten Früchte getragen. Die Frömmerei, welche an vielen Seminaren statt wirklicher einfacher Frömmigkeit gepflegt wurde, hat keinen Segen gebracht. Sie hat, wenn auch selten, Heuchler erzeugt, die aber in jedem Augenblick bereit sind, ihre Überzeugung entsprechend zu ändern. Viel schlimmer war die Wirkung auf die große Mehrzahl der ehrlichen und aufrichtigen Naturen. In diesen wurde gar häufig Abneigung gegen die Religion überhaupt erweckt und damit auch Abneigung gegen ihre Träger, sie gingen in ihrer religiösen und politischen Anschauung sehr weit nach links, und zwar vielfach in der wohlmeinendsten Weise. Hier hat die jüdische Presse ein sehr leichtes Spiel gehabt. Ist es doch dem ganzen deutschen Volk jahrelang entgangen, daß die Führer der liberalen Parteien unter dem Deckmantel freihändlerischer Bestrebungen lediglich die Interessen des Handels, d. h. des Judentums vertreten, wie sollte es der Lehrer rechtzeitig gemerkt haben! Dazu war es gar leicht, das Mislingen berechtigter Bestrebungen des Lehrerstandes nach Verbesserung seiner Lage der Regierung und den konservativen Parteien zuzuschreiben. Ganz ohne Grund ist dies ja auch nicht, nur haben die liberalen Parteien, wo sie die Herrschaft führten, für die Volksschullehrer ebensowenig gethan. Etwas Gründliches für die Volksschule ist nur zweimal geschehen, unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm III zur Zeit der höchsten Begeisterung für Pestalozzi.

Durch ihr Freiheitsgelingen ist es aber doch den liberalen Parteien am meisten gelungen, die Lehrer in ihrem Fahrwasser festzuhalten, und dadurch hauptsächlich sind die mittleren Stände lange Zeit dem Liberalismus, d. h. hier dem jüdischen Kapitalismus, treu geblieben.

Natürlich gab es speziell in Berlin gar viele Lehrer, die die Wahrheit längst durchschauten, sehr deutliche antisemitische Neigungen verrieten, dabei vielfach sehr freisinnigen Anschauungen huldigend. Diese gefährliche Pest mit Stumpf und Stiel auszurotten, dagegen die Anhänger des Judentums zu fördern, wurde die allernächste

Pflicht des Judentums und seiner Söbblinge, und an Eifer und Rücksichtslosigkeit hat man es nicht fehlen lassen. Meine eigene Lebensgeschichte hat dies wohl zur genüge bewiesen.

Hier nur noch einige Beispiele, die sich in infinitum vermehren ließen. Der Rektor Bellardi in der Steinmetzstraße ist ein eifriger Fortschrittsmann. An seiner Schule waren zwei Lehrer, Herzt und Wegner, eng befreundet, der letztere wohnte als Chambregarnist bei dem ersteren. Letzterer stand vor seiner Anstellung als Rektor und soll in Privatgesprächen einige nicht ganz philosemitische Äußerungen gethan haben. Eines Tages liefen zugleich bei der Schuldeputation, dem Schulinspektor und dem Rektor gleichlautende anonyme Denunziationen ein, die den Lehrer Wegner unerlaubten Umganges mit der Frau des Herzt beschuldigten. Bei der Untersuchung, die ernsthaft geführt wurde, bekam Herr Wegner die Denunziation, welche an den Rektor gerichtet war, selbst zu Gesicht, und er erkannte in derselben die verstellte Handschrift seines eigenen Rektors Bellardi. Er verklagte diesen wegen wissentlich falscher Denunziation und Verleumdung beim Schiedsmann. Bellardi hat hier seine Thäterschaft eingestanden und Abbitte geleistet, das amtliche Schriftstück habe ich selbst gesehen. Was wurde nun aus dieser geradezu ungeheuerlichen Sache?

Herr Bellardi hat noch heut die schönste Schule von Berlin, leitet nebenbei eine städtische Fortbildungsschule. Liberalität gegen Liberalität. Herr Wegner aber ist Rektor geworden und hat geschwiegen. Bellardi war als Lehrer in eine noch viel schlimmere Untersuchung verwickelt, auf die ich in meiner ausführlichen Schrift über die Berliner Volksschulen eingehen werde.

Ein hoch liberaler Schulvorsteher Richter wurde vor Jahren von zwei Lehrerinnen zugleich wegen Schwägerung bei der Behörde verklagt. Der Unterrichtserlaubnischein wurde ihm entzogen, dann wieder bewilligt. Er unterrichtete an der von seiner Frau geleiteten Mädchenschule weiter.

Ein Rektor Zigly zeigte sehr bedenkliche antisemitische Neigungen und wurde dafür von dem Stadtverordneten Gerike auf öffentlicher Straße geohrfeigt. Später erhielt er eine bessere Schule nebst Leitung einer der größten städtischen Fortbildungsschulen. Er wurde eifriger Fortschrittsmann. Siehe Aufforderung an Zander in meiner Lebensgeschichte.

Der Lehrer Müller vertrat, ohne fest angestellt zu sein, den als Schulinspektor nach Mogilno in Posen berufenen Rektor Folz, dann wurde er einfach als Lehrer wieder eingestellt, weil er angeblich in viel früherer Zeit eine antisemitische Äußerung gethan haben soll, die er aber bestreitet.

Ähnlich ist es mit dem jetzigen Rektor Völker und einem Lehrer Hoffmann ergangen, der das politische Examen nicht bestand. Ob Dr. Hermes ihm speciell die Frage vorgelegt hat: „Glauben Sie noch an das Märchen von Christo“, kann ich in diesem Falle nicht feststellen. Konservative, christlich-soziale oder gar antisemitische Ansichten werden in Berlin härter, als Verbrechen bestraft. Einige weitere Beispiele dieser Art habe ich in dem Artikel Jude und Beamter gegeben.

Dem gegenüber stelle man folgenden Fall von Liberalität der Behörden. Ein Lehrer Schmoock war zugleich königlicher Domjänger; er gehörte als solcher einer kleinen Vereinigung an, die häufig Kunstreisen machte. In solchen Fällen meldete er sich in der Schule stets als krank ab. Die anerkennenden Zeitungsreferate wurden natürlich seinen betreffenden Rektoren bekannt, und da er auch sonst, wenn er ja in der Schule vorhanden war, diese nicht als Hauptsache behandelte, so beschwerten sich die Rektoren selbstverständlich über ihn. Es passierte ihm aber weiter nichts, er wurde nur von einer Schule zur anderen versetzt; dies ging zum Schrecken aller Rektoren des Süd-Ostens jahrelang so fort. Als ein Bekannter ihn fragte, wie es möglich sei, daß man ihn nicht lange fortgesetzt habe, erwiderte er lachend: „Ich habe ein wichtiges Mitglied der Schuldeputation (er nannte dabei den Namen) einmal in interessanter Situation getroffen, mir thut keiner was!“ In meinem späteren ausführlichen Werk werde ich dergleichen Beispiele noch einige Duzend anführen. Die Verhältnisse in der Lehrerschaft haben sich denn auch vollständig nach Wunsch des Judentums gestaltet und thun es noch täglich mehr. Man wolle nicht zu hart richten. Die meisten Lehrer sind mit einer zahlreichen Familie bedacht, und ihr Idealismus war besonders in der Jugend doch noch zu groß, um bei ihrer Verheirathung rein äußerliche Erwägungen in den Vordergrund zu stellen. Hier drohen unablässige Verfolgungen, bei denen ja allerdings von Politik niemals die Rede ist, dort locken Bevorzugungen aller Art, Überstunden, Stunden an Fortbildungsschulen, Unterstützungen, Anstellungen an höheren Schulen, Ehrenämter, die wenigstens mittelbar einträglich sind, endlich die Anstellung als Rektor u. s. w. Gar viele Lehrer brauchen auch ein so großes Opfer des Intellekts nicht zu bringen, weil sie im Herzensgrunde wirklich liberale Anschauungen haben, die allerdings wohl immer mit etwas Antisemitismus verquitt sind. Die aber wider ihre Überzeugung dieses Opfer einmal gebracht haben, werden dann die eifrigsten Parteigänger und wütende Denunzianten von Kollegen und Vorgesetzten. Wo ist in Berlin die Freiheit geblieben? Da waren die Zustände im finstersten Mittelalter und zur Zeit der drückendsten Napoleonischen Herrschaft hiergegen noch wirkliche Freiheit. Damals wurden wenigstens solche Denunzianten noch mit öffentlicher Verachtung bestraft. Wären die Lehrer frei, dann dürfte es mit der jüdisch-fortschrittlichen Wahlmache schnell genug vorbei sein. Daß die Volksschule selbst unter solchen Umständen leiden muß, bedarf keines Beweises. Die Berliner Volksschule könnte in der Welt unerreichbar dastehen. Man vergegenwärtige sich nur Folgendes: Wie die gesamte Bevölkerung Deutschlands sich mit magnetischer Kraft nach der Landeshauptstadt hingezogen fühlt, so auch die Lehrerschaft. Wer irgend Hoffnung hat, in Berlin angenommen zu werden, bewirbt sich hier um Anstellung. Aus ganz Deutschland also kann sich die Schuldeputation die besten Kräfte aussuchen. Die von Jahr zu Jahr anwachsenden Einnahmen der Stadt setzen sie in den Stand, alle äußeren Verhältnisse der Schule glänzend zu gestalten. Woran mag es wohl liegen, daß gleichwohl die von außerhalb hier eingeschulten Kinder,

wenngleich oft in manchen Fächern zurück, doch im Allgemeinen besser sind, als die hiesigen Schüler? der Leser wird sich dies selbst sagen können. Dazu kommt, daß die von Hause aus schlechten Kinder mit sehenden Augen direkt zu Strolchen herangebildet werden. Der Janbagel, der sich bei allen Gelegenheiten in Berlin so breit macht, ist künstlich herangezogen. Dies beruht auf dem sogenannten Umschulungssystem. Sind in einer Klasse zu viel Kinder, so werden die überflüssigen an eine Nachbarschule abgegeben, und daß dies stets die schlechtesten, zu Unthaten geneigten Kinder sind, ist selbstverständlich. So kommt es, daß alle diejenigen Schüler, welche stets unter strengster Aufsicht gehalten und in der Hand desselben Lehrers bleiben müßten, in wenigen Jahren sechs und mehr Mal in neue Schulen geschickt werden. Direktoren, die sich vermöge ihrer politischen Richtung nach oben hin stets gedeckt wissen, erlauben sich in diesem Punkt Unglaubliches, besonders wenn sie wissen, daß der Rektor, welcher diese Kinder bekommt, schwerlich jemals Recht erhalten wird.

Die Anstalt, welche ich am 1. April 1885 erhielt, war in dieser Beziehung unvergleichlich. Daß ich aus diesen Kindern immerhin noch Einiges machen konnte, hat mich daran gewöhnt, von mir als Pädagoge nicht gering zu denken. Die acht Schulinspektoren sind von der städtischen Schuldeputation gewählt. Wenn man daran denkt, wie schon die Direktoren in dem Hermesexamen sich ausweisen müssen, so wäre es hoch interessant, wenn man etwas über die Unterredungen erfahren könnte, die vor der Wahl mit diesen Inspektoren vorgenommen wird.

Das Gesamturteil läßt sich dahin kurz zusammenfassen: Die Berliner Volksschule ist zu einer Dienstmagd des Judentums herabgewürdigt. Mag immerhin ein so überaus wohlthätender, pflichttreuer, edler und hochbegabter Mann, wie der Stadtschulrat Bertram, nach Kräften zum Guten wirken und Machinationen aller Art fernzuhalten suchen.

Was vermag er, ein einzelner Mann, gegen das gesamte Judentum. Daß ich mir durch diese Veröffentlichung in erster Linie die Abneigung dieses Mannes zuziehen muß, ist für mich das einzig Schmerzhafte. Aber wer kann wider sein Schicksal!

Die königliche Regierung ist hier auch nicht ohne alle Schuld. Es ist ein ganz eigenartiges Verhältnis, daß das wichtige Recht der Schulaufsicht in Berlin an Männer übertragen ist, die von der Stadt gewählt sind. Eine wesentliche Besserung würde schon darin liegen, daß die königliche Regierung den städtischen Schulinspektoren das Amt als königliche Kreis-Schulinspektoren entziehen und damit direkt berufene königliche Beamte betrauen würde. Die Berliner Verhältnisse, wie ich sie dargestellt habe, verlangen dies gebieterisch, und hoffentlich wird die Lehrerschaft auf ihre königlichen Aufsichtsbeamten nicht zu lange warten brauchen. Die hierdurch entstehenden Kosten von ca. 40,000 Mark können nicht ins Gewicht fallen. Die Lehrerschaft ersehnt nur eins, aber dies unbedingt, Gerechtigkeit. Ihrem eigentlichen Zweck wiedergegeben wird die Volksschule erst, wenn sie direkte Staatsschule wird. Die Schule ist kein Institut, das den politischen Parteien als Spielzeug überlassen werden kann.

Die königliche Regierung betont dies auch bei allen Gelegenheiten, aber die praktische Folgerung aus dieser Ansicht werden nicht gezogen.

19. Jude und Presse.

„So lange wir nicht die Zeitungen der ganzen Welt in den Händen haben, um die Völker zu täuschen und zu betäuben, bleibt unsere Herrschaft ein Hirnge spinst!“ Dieses Wort des seiner Zeit in England lebenden Juden Moses Montefiore, der von seinen Stammesgenossen wie ein Patriarch verehrt wird, und dessen Aussprüche bei allen Juden der Welt Gesetzeskraft haben, giebt uns den Schlüssel zu dem Streben derselben, die gesamte Presse der Welt allmählich in ihre Hände zu bringen, und die Arier zeigen sich auch überall mehr als willig, sie in diesem Streben zu unterstützen. Neun zehntel aller Zeitungen Europas sind entweder direkt in ihren Händen, oder von ihnen abhängig, weil sie das Geld dazu gegeben haben oder dieselben doch unterstützen.

Die Presse ist die erste Großmacht, die Presse ist in Judenhänden, das sagt Alles.

Wer dem Judentum entgegenzutreten wagt, wird von der gesamten Preszmeute verfolgt, gehezt, mit Schmutz beworfen, bis kein ehrenwerter Mensch mehr ohne Schaudern an ihm vorübergeht.

Die Presse Frankreichs ist ganz verjudet, da die Juden fast alle Blätter aufgekauft haben; nicht weniger als 1746 Zeitungen sind daselbst in ihren Händen. In Italien werden 692 Zeitungen von Juden redigiert. Die in Wien erscheinenden Zeitungen werden mit Ausnahme von zwei größeren und drei kleineren sämtlich von Juden geleitet. In Berlin gehören den Juden folgende Blätter:

1. Berliner Tageblatt, Herausgeber Ruben Moses (Rudolf Mosse), Redakteur Arthur Levysohn.
2. Berliner Zeitung, Verleger Löb Ullstein, Redakteur Franz Witzberger.
3. Berliner Börsencourier, Verleger Ruben Davidsohn, Redakteur Martinus Hornitz.
4. National-Zeitung, Verleger Salomon, Redakteur Kölner.
5. Volks-Zeitung, Redakteur Heimann Holtzheim.
6. Das Volksblatt, Besitzer Paul Singer.

Von Juden abhängig sind:

1. Freisinnige Zeitung.
2. Börsen Zeitung.
3. Wossische Zeitung.
4. Deutsches Tageblatt.
5. Post.
6. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Antisemitisch sind nur folgende Blätter

1. Neue Preussische (Kreuz-Zeitung).
2. Staatsbürger-Zeitung.
3. Reichsbote.
4. Das Volk.

Der ganz vorzügliche, bahnbrechende Kulturkämpfer von Glagau erscheint zu selten.

Im Lande erscheinen noch die folgenden antisemitischen Blätter:
Antisemitische Correspondenz (Leipzig).

Leipziger Tageblatt.

Westfälische Reform (Dortmund).

Reichsgeld-Monopol (Cassel).

Die Abwehr, Monatsblatt (Hamburg).

Reichsherold (Marburg).

Deutsche Wacht (Dresden).

Unverfälschte Deutsche Worte (Wien).

Der Kyffhäuser (Salzburg).

Bote aus dem Waldviertel (Gorn, Nieder-Österreich).

Oesterreichischer Volksfreund (Wien).

Oesterreichischer Reform (Wien).

Leipziger Zeitung (Leipzig).

Westfälischer Merkur (Münster).

Dresdener Nachrichten (Dresden).

Märkisches Tageblatt (Bitten).

Badische Landpost (Karlsruhe).

Halleisches Tageblatt (Halle).

Norddeutsche Presse (Neustettin).

Pommerische Reichspost (Stettin).

Bromberger Tageblatt (Bromberg).

Bayrisches Vaterland (München).

Trierische Landeszeitung (Trier).

Thorner Presse (Thorn).

Kölnische Volkszeitung (Köln).

Bonner Reichszeitung (Bonn).

Vaterland (Wien).

Neuigkeits-Weltblatt (Wien).

Neue Westf. Volkszeitung (Bielefeld).

Grenzboten (Leipzig).

Daheim (Leipzig).

Illustriertes Wochenblatt (Leipzig).

Das ist die Liste sämtlicher Zeitungen in Deutschland, welche es noch wagen, gegen die Juden aufzutreten. Was will das aber sagen gegen die tausende von Zeitungen in Deutschland, welche in Juden Händen liegen. Und wie geschickt versteht es der Jude, seine Zeitung dem Leser angenehm zu machen! Besonders die Frauen, welche bei Wahl der Zeitung ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, werden angelockt durch die vielen pikanten Neuigkeiten, selbstverständlich größtenteils erfunden. Auch die sinnverwirrenden Romane, die auf Erweckung der Sinnlichkeit berechnet sind, ziehen

natürlich an. Die Männer aber werden mit allen möglichen Dingen, die erst in zweiter Linie stehen, durch alles mögliche Phrasengeklugel betäubt, daß sie ein willenloses Werkzeug der Juden werden.

Zwischen hinein fällt ein Tröpfchen Gift nach dem andern, das die Liebe zu Thron und Alter zerstört und allmählich in eine Geistesrichtung hineintreibt, die dem Juden angenehm ist.

Zu keiner Zeit ist daher das Volk politisch so urteilsunfähig gewesen, wie jetzt. Blauer Dunst ist an die Stelle der ruhigen Überlegung getreten.

Stehen jüdische Interessen auf dem Spiel, so ist die gesamte Judenpresse auf dem Platze und erhebt einen so gewaltigen Lärm, daß man die Meinung des gesamten Volkes zu hören glaubt. Vor dieser sogenannten Volksstimme, die ja Gottes Stimme sein soll, weichen selbst die größten Männer zurück. Durch die Presse führt das Judentum das Vaterland am Gängelbände, und die Warnungsrufe der wenigen unabhängigen Blätter verhallen ungehört.

Man denke einmal an den Gräfe-Prozeß, an die Bekämpfung der deutschen Ärzte Kaiser Friedrichs zu Gunsten des englischen Schwindlers, an die Verlobungsangelegenheit des Battenbergers u. s. w.

Selbst Richter-Kollegien und Geschworene, auch Parlamente, welche über Sachen zu befinden haben, die für die jüdischen Interessen von Wichtigkeit sind, werden durch alle möglichen juristischen Spitzfindigkeiten, die als Volksmeinung ausgegeben werden, in ihrem Urteil getrübt und gelangen oft zu entgegengesetzten Beschlüssen.

Die Presse ist es hauptsächlich gewesen, die durch ihre schwindelhaften Empfehlungen von unreaellen Gründungen in der Gründerzeit das deutsche Volk um sechs Milliarden gebracht hat, die jetzt wohlbehalten in Judenschranken ruhen. Die Spargroschen der kleinen Bürger, so sicher sie auch aufbewahrt wurden, wußte die Judenpresse doch hervorzulocken und ihre und die Taschen der jüdischen Gründer damit zu füllen.

Eoeben haben wir eine zweite Gründerzeit durchgemacht. Der Krach wird nicht lange ausbleiben. Dabei sind die Zeitungen harmlos und spielen schließlich die getränkte Unschuld. Die Leser halten an ihnen fest.

Wie sehr die Sittlichkeit durch sie geschädigt wird, ist unermesslich. Man achte doch einmal darauf, wie junge Mädchen den Annoncentheil verschlingen. Da empfehlen sich zahlreiche jüdische Ärzte zur Heilung geschlechtlicher Krankheiten, Mannesschwäche, Syphilis, Harnleiden, Hebeammen, die ihre Beihülfe sowie Unterkunft bei sekretären Geburten ankündigen, ferner finden sich Heiratsannoncen, sowie Annoncen zur Anknüpfung interessanter Bekanntschaften u. s. w.

Eine Annonce war mir so interessant, daß ich sie hier wenigstens teilweise abdrucke.

„Eine volle und üppige Brust ist die schönste Zierde der Frauen; wer eine solche nicht besitzt, bestreiche dieselbe mit Dr. Byres Venus-Linatur, auch an den Waden zu benutzen.“

Zu beiden Seiten obiger Annonce befanden sich die Bilder zweier Frauen, von denen die eine eine schwache, die andere eine übermäßig starke Brust zeigte. Unter diesen Bildern waren die Worte zu lesen: „Vor dem Gebrauch“ „Nach dem Gebrauch.“ Ähnliche Annoncen sind in den jüdischen Blättern täglich zu lesen.

So lange die jüdische Presse nicht lahm gelegt ist, darf schwer gehofft werden, daß das deutsche Volk aus seiner Betäubung erwacht. Wer ein öffentliches Lehramt übernimmt, muß den Staatsbehörden gegenüber seine wissenschaftliche und sittliche Befähigung nachgewiesen haben. Ein Zeitungsschreiber ist Lehrer des Volks. Warum wird von ihm nicht ebenfalls der sittliche und wissenschaftliche Befähigungsnachweis verlangt? Warum wird er nicht ebenfalls einem Disciplinargesetz unterworfen?

Man sieht hier, wie überall, die Staatsbehörden haben dem Judentum gegenüber ihre Energie verloren, und was das heißt, kann man an jeder erfolgreichen Revolution lernen.

20. Jude und Sittlichkeit.

Das eheliche Leben der Juden ist im allgemeinen ein untadeliges. Jede jüdische Ehe wird allerdings von vorn herein als ein Geschäft angesehen, aber für seine Frau und Kinder sorgt dann der Jude in musterhafter Weise. So sehr der Jude zu geschlechtlichen Tressen neigt, achtet er die Jüdinnen doch viel zu hoch, um sie der Schande preiszugeben, zur Befriedigung seiner Lüste dienen die deutschen Mädchen. Die bestehende natürliche Abneigung derselben gegen ihn weiß er in dem Maß zu beseitigen, als seine soziale Ueberlegenheit wächst. Was vermag das tugendhafteste deutsche Mädchen, das in sozialer Hinsicht vom Juden abhängig ist, gegen die dauernden Verführungskünste des raffinierten Wollüstlings! Vor einigen Jahren lief durch die Zeitungen mit Angabe von Namen eine traurige Geschichte, die in mancher Hinsicht typisch ist. Ein Mädchen war in einem Putzwarengeschäft angestellt und sah sich dauernd von ihrem jüdischen Brotherrn unworben, der abgewiesen wurde.

Eines Tages steckte die Direktrice einige Kester zu sich und forderte das Mädchen auf, sich auch einige davon zu Puppenkleidern für ihre Geschwister mitzunehmen, da der Chef dazu nichts sage. Das arme Mädchen ging in die Falle. Am andern Tage schon rief sie der Chef ins Komtoir und sagte ihr, daß sie in Gegenwart der Direktrice ihn bestohlen habe und nun der Staatsanwaltschaft übergeben werden müsse. Ein einziger Ausweg sei vorhanden, nur sie habe diesen in Ueberlegung zu ziehen. Das Mädchen blieb standhaft, und der Jude hat sie wirklich dem Gericht übergeben und verurtheilen lassen. Ihre, der Angeklagten, Angaben galten vor Gericht nichts;

der jüdische Chef nebst seiner sauberen jüdischen Direktrice waren Zeugen.

Die Entfittlichung des deutschen Volkes wächst in geradem Verhältnis mit dem sozialen Verderben.

Wenn ein Volksschullehrer seinen Blick auf die vor ihm sitzende blühende Mädchenschaar wirft und sich dabei vergegenwärtigt, daß diese harmlosen Kinder mit so viel Mühe und Arbeit herangezogen werden, um zum Teil der jüdischen Wollust zu dienen, dann kann sein Herz wohl von tiefem Jammer erfaßt werden. Wer meinen Ausführungen nicht glauben will, es aber mit der Erforschung der Wahrheit ehrlich meint, den fordern wir auf, in der Zeit von elf bis zwei Uhr Nachts ein Wiener Café zu besuchen, etwa das Café National, Friedrich- und Jägerstraßen-Ecke. Wer mir dann noch Unrecht giebt, soll gewonnen haben.

Ich lasse hier zunächst einige Aussprüche des Talmud zc. folgen, die, wie ich im Prozeß Lieh-Zucker nachgewiesen habe, bezüglich des Eides, wo ihre Befolgung am meisten geeignet wird, unter den denkbar erschwertesten Umständen beobachtet werden, dann bringe ich einen Aufsatz aus dem Kulturkämpfer von Glagau (Berlin).

Moses sagt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, und: Wer die Ehe bricht mit seines Nächsten Weibe, der ist des Todes schuldig. Strafbar für den Juden ist also nur der Ehebruch an des Nächsten, d. h. des Juden Weibe, das Weib des Nichtjuden ist ausgenommen.

(Tr. Sanh. f. 52, 2.)

Rabbi Bechai, Levi ben Gerson und Andere lehren, daß die Ehe des Nichtjuden in den Augen der Israeliten keine Gültigkeit habe, und daß der Jude keinen Ehebruch begehe, wenn er ein nicht-jüdisches Weib schände.

Der Talmud erzählt (Tr. Joma f. 18, 2), daß einige seiner ersten Weisen, Rabbi Rab und Nachmann, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, öffentlich ausrufen ließen, ob nicht ein Weib auf einige Tage ihre Frau sein wolle. Ebenfalls im Talmud erklärt der Rabbi Elias, er wolle trotz des Versöhnungstages viele Jungfrauen schänden, da ja die Sünde draußen vor der Thür des Herzens geschehe, das Innere der Seele von den Bosheiten der Menschen unberührt bleibe.

(Tr. Joma f. 19, 2.)

Von Rabbi Eliezer wird erzählt, daß keine Dirne auf der Welt gewesen sei, die er nicht gebraucht habe.

Hiernach gebe ich Glagau das Wort.

Man hat sicherlich schon Vieles und Wichtiges über die heikle und doch so wichtige Frage der Prostitution geschrieben, aber noch Wenige haben über Verhältnisse gesprochen, welche dieses Laster gewissermaßen erzeugen und systematisch nähren. Dr. Fr. W. Müller sagt in seiner sozial-medizinischen Studie über die Prostitution (1868, Seite 5): „Davon zu sprechen, wodurch so viele dieser

unglücklichen Wesen auf ihre Bahn getrieben wurden, wie wenig sie verantwortlich gemacht werden können, wie große Schuld dagegen teils die gesamte Gesellschaft, teils einzelne verworfene Subjekte derselben trifft, daran denkt man gar nicht — und doch liegt gerade da das wirklich Lasterhafte, und sollte man gerade da gegen dasselbe ankämpfen.“ — Vielen ist es unbekannt, daß in Berlin, wo die geheime Prostitution unglaubliche Dimensionen angenommen hat und in empfindlichster Weise in die sozialen Verhältnisse eingreift, das Konfektions-Geschäft derselben nicht nur einen Vorstoß leistet, einen Schlupfwinkel bietet, sondern eine förmliche Ausbildungsschule dieses Lasters ist. Bei ein wenig Erfahrung und Kenntnis der Verhältnisse des Berliner Konfektions-Geschäfts, welches ja in bezug auf seine Leistungen einen weitgehenden Ruf hat, wird man mir beipflichten, wenn ich sage: für die Sitten eines jungen Mädchens giebt es wohl kein größeres Verderben, als eine Stellung in der Konfektion.

Wer kennt nicht schon dem Renommée nach die Konfektionseulen von Berlin, jene Sorte auserwählter Freudenmädchen, denen der Stempel ihres Berufes schon durch die schwarze, auffallende Kleidung aufgedrückt ist? — Sie flattern auf den Hauptstraßen umher bei jeder Tag- und Nachtzeit; duzendmal denselben Weg machend, die Trottoirs hinauf und hinab, mit hüpfendem Gang die mit allem Raffinement der Toilettenmittel gehobenen Formen des Körpers zeigend und ausbietet und Jedem, der ihnen für ihre Absichten geeignet erscheint, ein frivoles Lächeln zuwerfend. Wird sie nicht jeder Fremde für Lustbirnen halten, und darf er hinter diesen Geschöpfen die Bedientesten eines kaufmännischen Hauses vermuten? Ihre Stellung in den Konfektions-Geschäften ist nur der Deckmantel ihres schändlichen Gewerbes; sie entgehen so dem Arm der Sittenpolizei und bewahren ihren bürgerlichen Ruf, denn der obligate Steuerzettel, die Firma des Konfektions-Geschäfts schützt sie vor der Eintragung in die Liste der öffentlichen Dirnen. Ist es nicht schon verwerflich, wenn ein Geschäftshaus diese Töchter der Freude in seinen Räumen duldet; ist es nicht tief verächtlich, wenn ein Chef die unsittliche Lebensweise seiner Angestellten übersehen? Allein wie viel gemeiner und niederträchtiger ist es, wenn der Chef seine Ladenmädchen zur Unzucht geradezu anleitet und gewissermaßen selber den Kuppler macht?! Das aber ist in vielen Berliner Konfektions-Geschäften der Fall.

Die Sittenlosigkeit, die Verderbtheit unter den Angestellten weiblichen Geschlechts, hauptsächlich in den jüdischen Häusern der erwähnten Branche, hat erschreckende Ausdehnung angenommen. Wie viele unerfahrene, unbefonnene junge Mädchen, die ahnungslos diesen Beruf einschlagen, hat die Konfektion in den Pfuhl des Lasters gestürzt, denn das schlechte Beispiel, die tagtäglich an sie herantretende Versuchung tragen ihre Früchte. Goldsmith sagt in seinem „Landprediger von Wakefield“: „Man findet schwerlich eine Tugend, die der Macht langer und reizender Versuchung widersteht.“ Wie große Schuld trägt die Konfektion an den demoralisierten Verhältnissen der ärmeren Bevölkerungsklassen von Berlin!

Da fragt weder Vater noch Mutter, aus welchen Mitteln die Tochter den Staat, die teuren Kostüme bezahlt. Sie beschönigen Anderen gegenüber diese Ausgaben mit der Stellung in dem „großen feinen Konfektions-Geschäft“; wohl verschweigend, daß sie dorten nur 20 Thaler monatlichen Gehalt bezieht, von denen die Eltern ihr 10—12 Thaler für Wohnung und Kost abziehen. Sie sind froh, daß ihre Tochter „so gut placiert“ ist, und wenn sie auch selber noch ehrbar denken, ist das Mädchen bereits so verschmizt, daß es die eigentliche Quelle seiner Einnahmen sorglich verschweigt. So gewinnt die geheime Prostitution von Tag zu Tag mehr Feld und untergräbt Sitte und Scham. Man erstaunt über die Unzahl so junger Mädchen, oft kaum 16 Jahre alt, welche sich Abends, nach Schluß der Geschäfte, an den belebtesten Orten, wie Unter den Linden, Friedrichs-, Leipzigerstraße und Passage herumtreiben, Jagd machend auf einen Herrn, dem sie sich für ein Souper, ein Theaterbillet oder für blankes Geld gern hingeben.

In Paris, das mit Recht einen sehr schlechten Ruf genießt, wo die öffentliche Prostitution größer als in jeder andern Stadt der Welt ist, wo dieses Laster fast keine Grenzen mehr kennt und sich offener und frecher, wie an jedem andern Plage zeigt, findet man im Verhältnis lange nicht so viel dieser blutjungen Wesen, welche im Geheimen der Prostitution ergeben sind. Es mögen wohl die Freiheit der Sitten und die zahlreichen Konkubinate dorten ein Hauptgrund für diese Erscheinung sein, denn man weiß, daß nach Aufhebung der Bordelle die Prostitution an Ausdehnung gewonnen hat. Früher zeigte sie sich offen, jetzt bleibt sie versteckt, und dies ist weit schlimmer! Gerade in dem Berliner Konfektions-Geschäft — es giebt mindestens 250 Firmen, welche über 1000 Lademädchen halten — spielen sich die schändlichsten Intriguen und schmutzigsten Geschichten ab. Es gehört schon an und für sich ein ziemlich Teil Schamlosigkeit dazu, daß ein junges Mädchen sich dazu versteht ihren Körper bald in diesem, bald in jenem Kleidungsstück den lüsternten Blicken der Beschauer auszusetzen, sich bald hier, bald da von der Hand eines Mannes betastet zu lassen, was weit öfter geschieht, als es notwendig ist, und dieses oder jenes unnatürliche Mittel zu gebrauchen, um die Formen des Körpers zu heben und zu verschönern. Es sollte diese Zurschaustellung schon abschreckend auf eine junge anständige Dame wirken, und ich glaube, daß man mit einer gut konstruierten künstlichen Figur auch den Zweck erreichen könnte. Das Interesse des Prinzipals aber will es, daß die Ware in möglichst vorteilhaftem Lichte gezeigt werde, und er verlangt, daß seine Ladenmädchen in den elegantesten und modernsten Kostümen erscheinen, um neben dem lebendigen Modell als Musterkarte für sein Geschäft zu dienen. Dabei denkt er nicht im geringsten daran, sie diesen Ausgaben entsprechend zu bezahlen. Das gewöhnliche Salair der Damen beträgt 50 bis 75 Mark monatlich. Dafür in Seide und Sammet gehen und ehrenhaft leben!

Man wird vielleicht einwenden, daß dem Prinzipal nicht die Pflicht obliege, sich um das Auskommen seiner Leute zu bekümmern, welche er nach Gutdünken oder vielmehr nach dem bestehenden Ge-

brauch bezahlt, aber man wird auch zugeben, daß in keinem andern Geschäftszweig der Chef zu seinem Vorteil von den Angestellten Ausgaben verlangt, die ihr Gehalt um vieles übersteigen. Er zwingt förmlich das junge Mädchen, auf irgend eine andere Weise das Geld zu erwerben, das sie in seinem Dienste aufwenden muß. Ja, der Chef selbst ist oft der erste, welcher seine Hand bereitwilligst bietet und gern das doppelte zahlt, wenn sich die junge Dame nicht scheut, ihm ihre Ehre zu verkaufen. Ganz offen bot solches in einem großen Berliner Confectionshaus der jüdische Inhaber einer anständigen jungen Dame an, die noch dazu verlobt war, wenn sie ihm Abends in ihrer Wohnung einen Privatbesuch gestatten wolle. Da sind die Fremden, die einkaufen und sich zugleich amüsieren wollen; die sich mit dem Chef verständigen und auf neu engagierte Damen hingewiesen werden, oder alte Bekantinnen finden, die ihnen jüngere Kolleginnen zuführen. „Berlin hat keine Bordelle mehr, aber es hat Confectionsgeschäfte!“ hörte ich einen Herrn von auswärts sehr bezeichnend sagen. Muß in der Umgebung verdorbener Kollegen, die jede freie Minute dazu benutzen, frivole Scherze zu treiben, zotige Anekdoten und schmutzige Erlebnisse zu erzählen, nicht das unschuldigste Mädchen mit in den Pfuhl der Unsitlichkeit gezogen werden? Mit welcher Gemeinheit der jüdische Chef eines hiesigen Confectionshauses gegen eine anständige junge Dame verfahren ist, eben weil sie nichts von der Schande wußte und wissen wollte, verdient hier erzählt zu werden. Seit circa vierzehn Tagen hatte das betreffende Geschäft das junge Mädchen engagiert, welches in einem anständigen und geschmackvollen schwarzen Kleide erschienen war, als der Prinzipal ihr vor dem ganzen Personal bemerkte, daß sie sich noch vorteilhafter kleiden müsse, um seinen Mänteln ein besseres Ansehen zu geben. Obgleich sie noch kein Salär erhalten hatte und ohne Mittel war, erwiderte sie dem Chef, daß sie sich ein neues Kleid bestellen werde. Indes schon wenige Tage später schrieb sie der Jude in so roher Weise an, daß sie immer noch dasselbe Kleid trage, daß er sie nicht gebrauchen könne, wenn sie nicht morgen besser gekleidet käme, so daß das Mädchen tiefgekränkt den Laden verließ, um in einem abgelegenen Winkel in Thränen auszubrechen. Wie ein Wütender stürzte der Jude ihr nach, sie verlachend und verhöhnend; sie seien keine Kinder, rief er, er verbitte sich das Weinen, und sie könne gehen, wohin sie wolle. Das Mädchen befolgte sofort seine Weisung, ohne ein Wort auf diese empörende Gemeinheit und Gefühlslosigkeit zu antworten. Zwei Tage später schickte ihr der Chef das Salär für den abgelaufenen Monat, ohne sie für die abgemachte vierzehntägige Kündigungsfrist zu entschädigen. Eine briefliche Mahnung von ihr blieb unbeantwortet, und als sie versuchte, den Chef persönlich zu sprechen, drohte er ihr, sie hinauswerfen zu lassen, wenn sie das Komptoir noch einmal betreten würde. Da sie zu arm und unerfahren war, um einen Prozeß zu führen, gab sie sich zufrieden.

In einem andern Confections-Geschäft gemert sich der jüdische Inhaber der Firma nicht, in unbemerkten Augenblicken seinen Damen verliebte und zweideutige Blicke zuzuwenden und auf unanständige Art ihnen nahe zu kommen. Man erzählt sich sogar,

Daß er ein junges Mädchen in seinem Bureau zu unzüchtigen Handlungen verleiten wollte, nachdem er das anwesende Personal unter einem Vorwande weggeschickt hatte. Eine andere Dame ist dort ausgetreten, weil er Anstalten machte, sie auf ähnliche Weise zu belästigen. Dieser Don Juan ist ein älterer, verheirateter Mann, und schämt sich nicht, solche Scenen in seinem eigenen großen Geschäft aufzuführen. — Der Chef eines anderen Hauses gleicher Branche, natürlich wieder ein Jude, antwortete einer jungen Dame, welche sich für einen vacanten Platz vorstellte, auf ihr Bemerken, daß 15 Thaler Gehalt monatlich doch wohl zu wenig sei, mit bedeutungsvollem Lächeln: „Dafür gebe ich meine Damen auch schon um 6 Uhr frei!“ — Jene erwiderte ihm, daß er ein anständiges Mädchen vor sich habe, und verließ das Lokal.

Man verachtet den Wucherer, der die Not, die Armut seiner Mitmenschen ausbeutet; aber gewiß noch mehr Verachtung gebührt dem Manne, der seine Leute auf die Bahn der Unehre, der Prostitution hinweist, um sich billige Arbeitskräfte zu verschaffen. Giebt es nicht schon genug dieser armen Töchter der Freude, die oft der Hunger treibt, ihren Körper feil zu bieten? Die Phantasie eines jungen Mädchens ist reich, der sinnliche Trieb stark, das Fleisch aber schwach, und so unterliegt sie alsbald der Versuchung, der raffinierten Verführung. Der Genuß, der Taumel des Vergnügens, in dem vielleicht zwei, drei Jahre verfloßen sind, ist rasch vorüber, der Geist stumpf, willenlos, blickt nicht in die Zukunft, sondern zahlt mechanisch der Natur den Tribut. Das gefallene Mädchen rafft sich nicht auf, hält die eingeschlagene Bahn für Fügung des Schicksals, betrachtet sie als ein Geschäft, einen Erwerb, der ihr bald nicht schlechter, als jeder andere dünkt. Fragt man diese verlorenen Geschöpfe hier in Berlin, was sie früher gewesen sind, so erhält man nur zu oft die Antwort: Konfektionseuse. Die Fälle, daß ein junges Mädchen festen Charakters und so standhaft ist, den fortwährend an sie herantretenden Versuchungen zu widerstehen, die lüsternten Anträge des Prinzipals, des Personals und der im Geschäft verkehrenden Herren beharrlich zurückweist, sind selten, und ich glaube, daß Wenige handeln, wie eine junge Dame, die eine sehr unangenehme Erfahrung in dem Jüdischen Konfektions-Hause von N. N. machen mußte. Kaum zwei Wochen war sie dort engagiert, als sie wegen eines kleinen Nebels zu Hause blieb, und durch eine Postkarte ihre Abwesenheit entschuldigte. Wie erstaunt war das junge Mädchen, welche bei ihren Eltern in sehr ärmlischen Verhältnissen lebte, als sie eines Tages der eine Inhaber der Firma, ein älterer, verheirateter Mann besuchte, um, wie er vorgab, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Erfreut über die große Fürsorge ihres Chefs und in großer Verlegenheit, ihn nicht besser empfangen zu können, dankte sie ihm für die Ehre, die er ihr erzeige. Als die Mutter indeß für einen Augenblick das Zimmer verließ, sah die junge Dame ihren bisher so ernstern Prinzipal plötzlich in glühende Aufregung versetzt; er erklärte ihr, daß er sie sehr liebgewonnen habe, bedauerte, sie in so schlechten Verhältnissen zu sehen, und nachdem er mit einer frechen

Handbewegung versucht hatte, sie um die Taille zu fassen, bot er ihr mit fliegenden Worten und verliebten Blicken an, sie gern unterstützen zu wollen. Empört wich das Mädchen seinen frivolsten Angriffen aus und bemerkte ihm, daß sie für eine in dieser Weise angebotenen Unterstützung entschieden danken müsse. Nachdem der Jude das Zimmer verlassen, teilte sie den Vorfall ihrer Mutter mit, und ein Bekannter derselben veräumte nicht, den Chef aufzuspüren und ihn über seine Handlungsweise zur Rede zu stellen. Gleichzeitig teilte er ihm mit, daß die junge Dame sein Geschäft nicht mehr betreten werde. Welche Schändlichkeit, auf die Armut eines jungen Mädchens zu spekulieren, um sie zur Befriedigung der Wollust zu gewinnen. Es ist das Damen-Garderoben-Geschäft nicht das einzige, welches Prostituierte beherbergt; leider sind diese schon zu innig verketet mit der Gesellschaft, um nicht in der Verkleidung jedes anderen Erwerbes aufzutauhen, sei es als Verkäuferinnen, Modistinnen, Arbeiterinnen zc. Doch in jedem anderen Geschäft verheimlicht und verbirgt das gefallene Mädchen noch ihr Laster aus Scham vor den anständigen Genossinnen, aus Furcht, ihre Stellung und Beschäftigung zu verlieren, nur in der Konfektion braucht sie der Regel nach nicht ängstlich und zurückhaltend zu sein, sondern statt der Schmach erntet sie hier häufig Triumphe, und statt der Entlassung werden ihr Gehaltsaufbesserungen und ansehnliche Geschenke zu teil. Nicht einmal der Schein des Anstandes wird da gewahrt: noch nicht zehn Schritte vom Geschäftslokal entfernt lassen sich die „jungen Damen“ von jedem beliebigen Herrn anreden, der nicht mehr Zeit und Worte braucht, sie kirre zu machen, als bei jeder Dirne. Wahrlich, es ist beschämend, daß solche Pilze auf dem Boden des kaufmännischen Geschäfts wuchern dürfen; man sollte das Unkraut ausrotten, statt es zu pflanzen und groß zu ziehen!

Ich habe diese Frage angeregt in der Hoffnung, daß sie Interesse und Berücksichtigung in weitem Kreisen finden, und daß das von mir entworfenene Bild der Berliner Konfektionsgeschäfte Eltern und jungen Mädchen zur Warnung dienen möge.“

Hoch interessant ist in diesem Aufsatz folgende Stelle: Der Chef eines andern Hauses gleicher Branche, natürlich wieder ein Jude, antwortete einer jungen Dame, welche sich für einen vakanten Platz vorstellte, auf ihr Bemerkten, daß 15 Thaler Gehalt monatlich doch wohl zu wenig sei, mit bedeutungsvollem Lächeln: „Dafür gebe ich meine Damen auch schon um 6 Uhr frei!“ Jene erwiderte ihm, daß er ein anständiges Mädchen vor sich habe, und verließ das Lokal! Der Artikel von Glagau ist vor Jahren geschrieben, aber diese Dame habe ich vor 14 Tagen kennen gelernt. Ich kann Ihnen, Herr Glagau darüber Genaueres sagen. Die Antwort erhielt sie im Geschäft von B. L., war dann lange ohne Stellung und fand schließlich Unterkommen in einem der größten Geschäfte am Hausvoigteiplatz.

Dort hat sie mit dem jüdischen Chef zwei uneheliche Kinder erzeugt, welche jetzt von den Brüdern des Mädchens erhalten werden, die aber ebenfalls in jüdischen Geschäften angestellt sind. Weil befürchtet wird, daß letztere bei voller Namensnennung ihre Stellen

verlieren, gebe ich die Namen vorläufig nicht. Privatim bin ich dazu bereit. Also ein als tugendhaft öffentlich gepriesenes Mädchen fällt der jüdischen Lüsterheit schließlich doch zum Opfer, und wie! Der Chef hat bereits erwachsene Kinder. Rechnet man hinzu, daß jene entsetzliche Krankheit, die unser Volk lediglich den Juden verdankt, noch heute unter ihnen sehr weit verbreitet ist, so wird man das Verderben ermessen können, das durch die jüdische Sittlichkeit im deutschen Volke angerichtet wird.

Hally, mein Einziges! sagte der Waffenschmied Teuthold, als ihm seine Tochter geschändet worden war, die er sofort tötete, obwohl sie unschuldig war. Die Schändung eines Mädchens war den alten Deutschen das schwerste Verbrechen, nur Blut konnte süßen. Hallys Schändung giebt in der Hermannsschlacht von Kleist das Signal zum Aufstande aller deutschen Stämme.

Hally, mein Einziges! mag auch heute noch mancher Vater weinen, aber das deutsche Volk steht nicht mehr auf. Man lächelt wohl, man macht einen Scherz, wenn man von Lewin oder Landsberger erzählt, daß er wieder ein ehrliches Mädchen der Schande überliefert, oder einem jungen Mädchen die Ehre abgeschnitten habe. Beistand finden solche armen Geschöpfe nicht, es müßte denn sein, daß ein Mädchen selbst den Mut fände, so einen rohen aber feigen Strabschneider eigenhändig für die ihr angethane Beleidigung zu züchtigen. Lily Lehmann bewies Herrn Davidssohn mit der Peitsche, daß es doch zuweilen Mädchen giebt, die ihre Ehre gegen Juden zu verteidigen wissen.

Gar viele deutschen Männer sind heute in der Lage, mit dem fürlieb nehmen zu müssen, was ihnen der Jude allenfalls noch übrig gelassen hat.

Himmel und Hölle! Hally, mein Einziges! Leset die Hermannsschlacht von Kleist. Was waren unsere Vorfahren doch für Männer. Ob sie auf uns trotz unserer Kultur wohl stolz sein würden?

Daß jüdische Fabrikanten und Großhändler es als selbstverständlich ansehen, wenn die von ihnen beschäftigten jungen Mädchen ihren Körper preisgeben, um überhaupt zu einem Einkommen zu gelangen, welches ihre notwendigsten Bedürfnisse befriedigt, beweisen die Äußerungen derselben, welche mehrfach bekannt geworden sind. Durch Zeugen gerichtlich festgestellt ist z. B. die Äußerung des Herrn Rosenthal einem Meister gegenüber, der sich beklagte, daß bei den niedrigen Preisen er die Mäntelnäherinnen mit Hungerlöhnen abspeisen müsse. Herr Rosenthal sagte: Lassen Sie die Mädchen auf den Strich gehen, aber schaffen Sie billige Mäntel! Herr Rosenthal war der Comp. Paul Singers, des jüdischen Führers der Sozialdemokraten.

Solange ein Mädchen dem Juden zur Befriedigung seiner Sinneslust dient, wird sie von ihm erhalten und sogar mit Geschenken überschüttet, ist er ihrer aber überdrüssig, so hat sie auf irgend welche Rücksichtnahme nicht mehr zu rechnen.

Nir ist eine Broschüre in die Hände gefallen mit dem Titel: Ein dunkler Punkt im Leben des Geheimen Kommerzienrates von Bleichröder zu Berlin. In derselben erzählt der Verfasser,

Bürgermeister a. D. W. Lafer, daß Herr von Bleichröder eine verheiratete Freundin, Frau Croner, gehabt habe, welcher er bei Abbruch ihrer Verhältnisse ein Dokument übergeben habe, in welchem er sich zu bestimmten Leistungen verpflichtete. Monatlich sollte sie 90 Mark, an jedem hohen Festtage außerdem 75 Mark erhalten. Für ihre Kinder sollte gesorgt werden. Dieses Dokument soll später unter Umständen, die zwar eingehend geschildert sind, die ich aber nicht glauben darf, wenn ich die Verhältnisse meines Vaterlandes nicht als absolut verlorene ansehen will, entwendet worden sein. Herr von Bleichröder hat dann später folgenden Eid geschworen:

„Ich pp. schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, die Thatsache ist nicht wahr, daß ich eine Urkunde des Inhaltes, daß ich der Klägerin für Geheimhaltung ihres behaupteten Verhältnisses zu mir vor meiner Ehefrau lebenslänglich in monatlichen Raten 30 Thaler und an jedem der vier jüdischen Hauptfeiertage 25 Thaler sowie eine Abfindungssumme für ihre Kinder zu zahlen versprochen habe, so wahr mir Gott helfe.

Diesen Schein hatten aber verschiedentliche Personen gesehen, und es wurde gegen Herrn von Bleichröder wegen Meineides denunziert. Nachdem die Untersuchung eingeleitet, soll Frau Croner, nachdem sie 48 000 Mark, dann noch 70 000 Mark erhalten hatte, einen Schein unterschrieben haben in welchem sie erklärte,

„daß sie sich mit dem Dokument geirrt habe.“

Diese Erklärung gab Frau Croner ab beim Rechtsanwalt Modler in Berlin in Gegenwart des Generalbevollmächtigten des Herrn von Bleichröder, Oberbürgermeister a. D. Weber und des Restaurateurs Collin, wobei an die Frau Croner von Herrn von Bleichröder 70 000 Mark gezahlt wurden, wovon allerdings 21 000 Mark an den Restaurateur Collin für angeblich verauslagte Gerichtskosten sofort weiter gegeben wurden. Frau Croner wanderte dann sofort nach England aus, wo sie sich noch jetzt befindet. Dies war im Jahre 1884. Vorher, als ihr das Dokument entwendet worden war, und man von Zeugen noch nichts wußte, war die Frau Croner durch den Kriminal-Kommissarius Grafen von Schwerin hier, Zionskirchplatz 1, wider ihren Willen nach Kopenhagen speditiert worden, von wo sie allerdings wiedergekommen ist. Nach London ist sie später aber freiwillig gegangen. Selbst Se. Excellenz der Herr Justiz-Minister von Friedberg soll diese Frau persönlich empfangen und dabei zum Guten geredet haben. Später sollen die Herren Graf von Schwerin und Bürgermeister a. D. Lafer den Versuch gemacht haben, Herrn von Bleichröder mit Veröffentlichung dieser Thatsachen zu drohen, möglicherweise, um sich einen persönlichen Nutzen dadurch zu verschaffen, was ich allerdings verwerflich finden würde.

Aus der sich hieraus entspinnenden Korrespondenz hebe ich folgenden Brief hervor.

Herrn Bürgermeister a. D. Lajer

hier
Müller-Straße 14.

Sicherlich Ihren Absichten entsprechend, habe ich von Ihrem heutigen Briefe und unserer gesamten Korrespondenz Herrn Geheimrat von Bleichröder Kenntnis gegeben.

Derjelbe ist der Ansicht — worin ich vollkommen mit ihm übereinstimme — daß ihm mit der Broschüre nicht gerade Unnehmlichkeiten bereitet werden sollen, daß Sie aber auch bereit sein würden, einen Loskauf von den drohenden Unbequemlichkeiten selbst zu bewirken resp. zu vermitteln.

Herr von Bleichröder hat genug von Beleidigungen und Verleumdungen, und da in der von Ihnen angekündigten Broschüre es sich doch nur um dergleichen handeln kann, weicht er der Drohung und erklärt sich bereit, einen angemessenen Preis unter der Bedingung zu zahlen, daß die Broschüre mir ausgehändigt wird, und Sie sich verpflichten und die Verpflichtung Ihres Vollmachtgebers beibringen, Herrn von Bleichröder künftig in keiner Weise aus der Cronerschen Sache mehr anzugreifen oder Materialien zu einem solchen Angriff an andere zu gewähren.

Ich bin beauftragt, Ihre Forderungen entgegenzunehmen, über den Preis mit Ihnen zu verhandeln und den Preis festzustellen und auszuführen.

Ergebenst

gez. Weber.

Später scheinen die Herren Bürgermeister a. D. Lajer und Graf von Schwerin große Fehler gemacht zu haben, denn sie wurden wegen Erpressung unter Anklage gestellt.

Die Anklage beginnt mit folgenden Worten.

„Der Herr Kommerzienrat von Bleichröder hatte in einem Prozesse einer Frau Croner gegen ihn einen ihm zugeschobenen Eid geleistet und sich wegen desselben in Untersuchung wegen Meineides befunden. Die Untersuchung ist gegen ihn eingestellt, und ist Seitens des von Bleichröder an seine Prozeßgegnerin eine Abfindungssumme gezahlt worden.“

In dem Verhandlungstermine wurde auch anerkannt, daß wenn Herr von Schwerin behauptet, die Falschheit des von Herrn von Bleichröder geleisteten Eides sei durch die Ermittlungsacte nachgewiesen, dies hier für den vorliegenden Fall ohne Bedeutung sei.

Ich gebe gern zu, daß dies der Fall war, und wenn die beiden Herren Ungefeßliches begangen haben, so mußten sie dafür bestraft werden.

Aber über der Bleichröderschen Meineidsache herrscht geheimnisvolles Dunkel. Weil in diesem Prozeß die höchsten Staatsbeamten genannt worden sind, v. Friedberg, v. Madai, darum ist es die höchste Aufgabe des Staates, in diese Finsternis Licht zu bringen.

Der Beamte, der mit dem Verschwinden des Dokuments amtlich in Beziehung gebracht ist, die Frau Croner, die Collinschen Eheleute, von Normann, Kanzleirat im Auswärtigen Amt, die Maler Wittnebelschen Eheleute und die Kaufmann Voewinsohnschen Eheleute, sowie der Herr von Schwerin, müssen zu eidlichen Aussagen veranlaßt werden, auch wenn sie sich am Ende der Welt befinden sollten.

Durch einen wertlosen Zettel der Frau Croner, nach Auszahlung von 70000 Mark, kann dieser brennende Fall noch nicht beendigt sein.

All den tausenden von armen Menschen, die in ihrer Not das Gesetz übertreten haben und jetzt ihre wohlverdiente Strafe in den Gefängnissen abbüßen, ist es der Staat schuldig, an die Aufklärung dieser Sache Alles zu setzen.

Was möchte wohl geschehen sein, wenn von Herrn Hofprediger Stöcker oder Herrn Dr. Böckel ähnliches erzählt worden wäre?! Was möchte aber erst geschehen sein, wenn der absolute König Friedrich Wilhelm I. von diesem Fall gehört hätte?! Sicherlich würde das Schicksal des hohen Staatsbeamten in Königsberg, von dem ich oben erzählte, verschiedene Personen bedroht haben. Natürlich war damals der Wille des Königs noch einziges Gesetz.

Die Broschüre: „Ein dunkler Punkt im Leben des Herrn von Bleichröder“ ist im Buchhandel zu haben, also nicht konfisziert.

Die geradezu ungeuerliche Behauptung, daß Herr von Madai im Auftrage des Herrn von Bleichröder bei Frau Croner eine Hausfuchung lediglich nach dem bewußten Schein veranstalten, d. h. einen amtlichen Diebstahl habe vollführen lassen, daß später der Justizminister die Hauptzeugin beeinflusst, und daß die Untersuchung wegen Meineides auf den ganz wertlosen Zettel der Croner hin niedergeschlagen sei, bedarf der Untersuchung.

Sind die Behauptungen unwahr, so treffe die härteste Strafe diese Urheber der entsetzlichen Verleumdung, die jemals im Staate der Hohenzollern ausgesprochen ist. Sind sie wahr, so kann nur gründliche Bestrafung aller Beteiligten die sonst unrettbar verfallene Ehre des Vaterlandes herstellen. Mit Totschweigen oder Hinweis auf die Bestrafung der Urheber wegen Erpressung ist nicht geholfen. Muß da nicht Jedermann auf die Vermutung kommen, daß die Justiz im Interesse der Juden zu einer gemeinen Meze degradiert ist, und die höchsten Staatsbeamten, Minister, Polizeipräsident, Staatsanwalt, zu Kupplern dieser Meze herabgesunken sind?

21. Der Jude als Patriot und Soldat!

Es ist einfach lächerlich, von jüdischem Patriotismus in landläufigem Sinne zu reden. Der Jude liebt nur sich und sein eigenes Volk. Sonst macht er in Patriotismus, sobald er einträglich ist. In allen Kriegen haben sich die jüdischen Bewohner eines Landes

dem eindringenden Feind als Spione angeboten, und für gutes Geld auch gute Dienste geleistet. Wehe dem Lande, das auf den Patriotismus seiner jüdischen Bürger in Zeiten der Not angewiesen wäre! Bei Beginn des Feldzugs 1870 schlossen die jüdischen Millionäre ihre Börsen zu. Die kleinen deutschen Kapitalisten zeichneten die erste Anleihe. Nach den ersten Siegen freilich waren sie freundlichst zur Hand. Sollte es in den Kriegen der Zukunft anders sein, und sollte der Staat sich nicht sehr schwer dadurch schädigen, daß er die kleinen Kapitalisten schutzlos dem Judentum preisgegeben hat? Nicht lange vor dem Kriege 1806 hatte ein Jude Davidsohn die Konzession zu einer Zeitung erhalten und versprochen, dieselbe in patriotischem Sinne zu leiten. Nach der Niederlage von Jena schweifwedelte er vor Napoleon I. und fiel die Königin Louise mit den schandbarsten Schmähungen an. Soldat brauchen ihres Körpers wegen nur wenige zu werden, und diese Wenigen wissen sich auch im entscheidenden Moment noch meistens zu drücken. Wie viele Juden mögen im letzten Feldzuge gefallen sein? So oft man von strafwürdigen Versuchen hört, junge Leute ihrer Militärpflicht zu entziehen, sind dabei hauptsächlich Juden. Bei den 69 in Frankfurt Angeklagten war meines Wissens kein einziger Deutscher. Viel schlimmer ist dies noch in Oesterreich und am aller-schlimmsten in Rußland. Die Nihilisten in Rußland sind vornehmlich Juden, ebenso die Geldgeber für die Sozialdemokratie in Deutschland. Was der in Frankreich lebende Jude als Patriot bedeutet, hat uns Drumont gezeigt. Hezen die Juden hüben und drüben zum Kriege, so geschieht es aus Geschäftsinteressen, und weil die Völker dann nicht Zeit haben, sich darauf zu besinnen, wie sie sich ihrer Plagegeister zu entledigen haben. Welch' patriotischer Sinn in dem Judentum wohnt, konnte man unter anderen auch sehen, als sich der preussische Reserve-Lieutenant von Bleichröder nach dem Nobilingschen Attentat vor dem Palais des Kaisers Wilhelm einfand, mit zwei öffentlichen Frauenzimmern am Arm, öffentlich zotenreißend. Er wurde darauf aus dem Offizierstande ausgestoßen. Doch genug hiervon. Hierüber muß ein eigenes Buch geschrieben werden.

22. Der Jude in Oesterreich, Polen, Frankreich, Rußland, England &c.

Über dieses Kapitel hatte ich eine Menge von Material zusammengetragen. Da aber das Buch ohnehin viel ausgedehnter wird, als beabsichtigt war, und da mir neuerdings bekannt geworden ist, daß Eduard Drumont dieses Kapitel ausführlich bearbeitet, so will ich in diesem Buch darauf nicht eingehen.

Wer darüber schon jetzt genaueres lesen möchte, den verweise ich auf folgende Schriften:

1. Judentum und Deutschtum in der Ostmark, von Georg von Schönerer, Verlag des Reichsherold, Marburg in Hessen.
 2. Der Schatten der Zivilisation oder das Judentum in Böhmen. Verlag des Reichsherold, Marburg in Hessen.
 3. Der galizische Menschenhandel vor Gericht. Wien. Selbstverlag des Deutschen Volksblatts.
 4. Osther, die semitische Unmoral, von Kadenhafen. Leipzig bei Thiele.
 5. Drumont, Das verjudete Frankreich. Berlin bei Deubner.
 6. Illa von der Recknitz, von Kapitain Carl Jenzen, Merseburg.
 7. Ostreich, ein Juwel in jüdischer Fassung.
- und viele andere Schriften, die alle, wie auch die obigen bei Fritzsche in Leipzig zu erfragen und zu beziehen sind, ebenso in Berlin bei Georg Höpfner, Marktgrafenstraße.

23. Urteile bedeutender Fürsten, Philosophen ic.

Die Unmasse des zusammengetragenen Materials kann ich zu meinem Leidwesen nicht verwerten, da der beabsichtigte Umfang des Buches schon weit überschritten ist, aber einige besonders wichtige Urteile lasse ich hier doch folgen:

Die nachstehend unterm 28. September 1703 erwähnte Kabinettsordre König Friedrich I. lautet: „Was der Magistrat zu Halle, wegen eines Privilegii, worauf die dortigen Juden provociren und vorgeben, daß sie kraft desselben befugt wären, wenn sie gestohlene Güter gekauft, solche zu behalten, und den Eigentümern nicht zu restituiren, an uns gelangen lassen, und zu verordnen gebeten, das habet ihr aus dem Beschluß zu ersehen. Nun ist der Inhalt eines solchen Privilegii, dessen sich die Juden in Halle rühmen, unrecht und unbillig, denn ja solches keinem Christen recht und zugelassen ist, und die Juden nicht melioris conditionis seyn können als die Christen. Wie denn auch dergleichen Recht, gestohlene Güter, wenn man sie gleich erkaufte, zu behalten, laut der römischen Gesetze nicht unter ehrenbaren Heiden statt gehabt; wir befehlen euch demnach — euch von bemeldeten Juden das vorgegebene Privilegium vorzeigen zu lassen, copiam davon zu nehmen und solche einzuschicken. Wir können nicht glauben, daß wir ihnen dergleichen ertheilet, und wenn es gleich geschehen wäre, so müßte es doch für erschlichen et pro non scripto gehalten werden, wie wir es denn hiermit erklären!“

* * *

„Wir befehlen, . . . daß die schlechten und geringen Juden in den kleinen Städten, sonderlich in denen, so mitten im Lande liegen, woselbst solche Juden ganz unnötig und vielmehr schädlich

sind, bei aller Gelegenheit und nach aller Möglichkeit daraus weggeschaffet werden.“ — „Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Völkerschaften zu Breslau anbringen und ein ganzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seyn.“ — Und im Judenreglement von 1750 heißt es: „Der höchste erlaubte Zinsfuß ist 12 pCt. Ländliche Güter . . . wird denen Juden zu erkauften und zu besitzen überall nicht gestattet. Kein Jude darf auf dem platten Lande wohnen.“

Friedrich II.

* * *

„Warum diese Leute toleriren, die dem Lande noch dazu schädlich sind, die nichts arbeiten, nur vom Betrug leben?“

Joseph II., Kaiser von Oesterreich.

* * *

„Die Gesetzgebung muß überall einschreiten, wo der allgemeine Wohlstand in Frage gestellt wird. Die Regierung kann nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, wie sich eine verächtliche Nation (die Juden) zweier Departements (Elfaß und Lothringen) von Frankreich bemächtigt. Die Juden müssen als ein besonderes Volk, nicht als eine religiöse Sekte behandelt werden. Es ist zu demüthigend für das französische Volk, in die Gewalt des niedrigsten aller übrigen Völker zu gerathen. Schon sind ganze Dörfer ihrer Besitzungen beraubt worden. Die Juden sind die Raubritter der Neuzeit, wahre Rabenschwärme. **Man muß sie staatsrechtlich behandeln, nicht zivilrechtlich.** Es wäre gefährlich, die Schlüssel Frankreichs in die Hände solcher Menschen, die keine Vaterlandsliebe fühlen, fallen zu lassen. Vielleicht wird es zweckmäßig sein, durch Gesetz zu bestimmen, daß am Rheine nicht mehr als 50,000 Juden leben dürfen; die übrigen wären ins Innere Frankreichs zu verweisen. Man könnte ihnen auch den Handel verbieten, da sie ihn durch ihren Wucher entehren. Die Juden haben schon zu Moses Zeiten Wucher getrieben und andere Völker unterdrückt, während die Christen nur ausnahmsweise Wucherer sind und in solchem Falle der Verachtung anheimfallen. Mit philosophischen Lehren wird man die Juden nicht anders machen, da sind schlechte Gesetze, Ausnahmegesetze von Nothen. Man muß den Juden das Handeln verbieten, da sie Mißbrauch damit treiben, wie man einem Goldarbeiter das Handwerk legt, wenn er falsches Gold macht. Ich bemerke noch einmal: was die Juden Böses verüben, fällt nicht den Einzelnen zur Last, sondern dem ganzen Grundcharakter dieses Volkes.“

Napoleon I.

* * *

Der Jude ist nicht ein Teutscher, sondern ein Täuscher; nicht ein Welscher, sondern ein Fälscher; nicht ein Bürger, sondern ein Würger.

Luther.

* * *

Zum siebenten, daß man den jungen, starken Jüden und Jüdin in die Hand gebe Flegel, Art, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist.

Luther.

* * *

Dazu sitzen die Fürsten und Oberkeit, Schnarchen und haben das Maul offen, lassen die Jüden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stelen und rauben, was sie wollen, das ist: sie lassen sich selbst und ihre Untertanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen.

Luther.

* * *

„Ich rate nicht dazu, die Juden zu töten, sondern sie auf eine ihrer Schlechtigkeit entsprechende Art zu strafen. Was ist gerechter, als daß man ihnen wieder nimmt, was sie auf betrügerische Weise gewonnen haben? Was sie besitzen, ist auf schändliche Weise gestohlen, und da sie, was das Schlimmste ist, für ihre Frechheit bisher ungestraft blieben, so muß es ihnen wieder entzogen werden. — Was ich sage, ist allen bekannt. Denn nicht durch ehrlichen Ackerbau, nicht durch rechtmäßigen Kriegsdienst, nicht durch irgend ein nützlich Gewerbe machen sie ihre Scheunen voll Getreide, ihre Keller voll Wein, ihre Beutel voll Geld, ihre Kisten voll Gold und Silber, als vielmehr durch das, was sie trügerischer Weise den Leuten entziehen, durch das was sie insgeheim von den Dieben erkaufen, indem sie so die kostbarsten Dinge für den geringsten Preis sich zu verschaffen wissen.“

Peter de Clugny (1146).

* * *

Zu der Furcht und dem Widerwillen, welche man in Egypten von jeher gegen sie (die Juden) gehegt, gesellte sich noch der Ekel und eine tiefe, zurückstoßende Verachtung. — — —

Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen?

Schiller.

* * *

Bei den Juden ist alles Menschliche abscheulich; sie haßten stets alle Völker auf Erden, wurden aber auch von allen anderen stets gehaßt.

Voltaire: (In seinem Werke über Sitten und Geist der Völker).

* * *

Die Taufe kann wohl die Erbsünde abwaschen, aber nicht Juden zu Preußen machen.

A. Reichensperger

(am 6. März 1856 im preuß. Abgeordnetenhaus).

* * *

Die soziale Frage ist zumeist Judenfrage.

Otto Glagau.

* * *

Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit.

Richard Wagner.

* * *

Menschenrechte sollen sie haben, obgleich sie uns dieselben nicht zugestehen. Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel als das: in einer Nacht ihnen alle die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine einzige jüdische Idee steckt. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken.

Fichte (Urteile über die franz. Revol.). 1815.

* * *

Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmutes mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heut wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück!

Heinr. v. Treitschke.

* * *

Die Sitten der Juden sind sinnlos und schmutzig. „Unter sich halten sie auf Treue und Glauben und helfen einander, aber Fremde hassen und verfolgen sie.“ Eine zur Wollust äußerst geneigte Rasse. — Alles ist ihnen verächtlich, was uns heilig ist; während ihnen alles gestattet ist, was uns frevelhaft erscheint. — Sie sind das niedrigste aller Völker (deterrima gens).

Tacitus.

* * *

Die Sitten dieses verruchtesten Volkes sind schon so erstarrt, daß sie in allen Ländern sich verbreitet haben; den Siegern haben die Besiegten ihre Gesetze gegeben.

Seneca (nach Augustinus).

* * *

Die Juden, die in der ganzen Welt zerstreut wohnen und doch fest zusammenhalten, sind listige, menschenfeindliche und gefährliche Geschöpfe, die man gleich der giftigen Schlange behandeln muß, nämlich sofort, wie sie heranschleicht, ihr auf den Kopf treten; denn läßt man sie nur einen Augenblick den Kopf empor heben, dann wird sie sicher beißen, und ihr Biß ist sicher totbringend.

Abd al Qadir al Gilani: al Fath arrabbani Walfaid arrahmani, Mag. 37 (545 n. Chr.).

* * *

Ehrlichkeit und Rechtsinn bei einem Juden erwarten, heißt soviel als: die Jungfräulichkeit bei einer alten Dirne suchen.
(Manāwi: al Maulid, Sig 72) (821 n. Chr.).

* * *

Es ist mir unbegreiflich, weshalb man diese mordschnaubenden Bestien (die Juden) nicht schon längst ausgerottet hatte. Würde man denn nicht wilde Thiere, die Menschen fräßen, sofort töten, auch wenn sie menschenähnlich wären? Und sind denn die Juden etwas anderes als Menschenfresser.

Mirza hassan Chan (Chiam hig Bil 3) (1689 n. Chr.).

* * *

Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse führt; ein Departement oder Kommissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studierenden geduldet werden: das sind unauszutrocknende pontinische Sümpfe. Denn, nach dem alten Sprichwort: wo ein Nas liegt, da sammeln sich die Abler, und wo Fäulnis ist, hecken Insekten und Würmer.“ —

Herder (Ideen zur Geschichte der Menschheit).

* * *

Unbillig ist es, im Namen einer abstrakten Gerechtigkeit die bedingungslose Gleichstellung ungebetener fremder Gäste ohne entsprechende Gegenleistung von einem Volke zu verlangen; noch unbilliger ist es, einem Volke anzufinnen, daß es das überhebende Bewußtsein dieser Gäste, etwas Höheres und Besseres zu sein, als es selbst, im Namen der religiösen Toleranz respektieren und sich gefallen lassen solle; am allerunbilligsten und illoyalsten aber ist das Schaukelspiel mit der abwechselnden Hervorkehrung der einander ausschließenden Behauptungen der vollen Zugehörigkeit zur Nationalität des Wirtsvolkes und der providentiellen Erhabenheit über dasselbe.

Eduard v. Hartmann.

* * *

„Während alle anderen Religionen die metaphysische Bedeutung des Lebens dem Volke in Bild und Gleichnis beizubringen suchen, ist die Juden-Religion ganz immanent und liefert nichts als ein bloßes Kriegsgeschrei bei Bekämpfung anderer Völker.“ —
„Übrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta (Griechische Übersetzung des Alten Testaments) bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des großen Königs Nabuchodonassar, wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte und verhieß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte, und dann dem Gott einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die

Nachbarländer zu „Ländern der Verheißung“ macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochos Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!“
Schopenhauer (Parerga I, S. 136).

* * *

Auch in der alten Welt war das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition.“
Prof. Theod. Mommsen.

* * *

24. Der Weg zur Selbstbefreiung.

Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß eine Befreiung Deutschlands vom Judenthume unendlich schwer ist. Der Raffiniertheit des Juden ist der Deutsche nicht gewachsen. Das National-Bermögen Deutschlands ist zum größten Teil in Juden Händen. Sie beherrschen die Börse, den Handel, das gesamte Kreditwesen, Justiz, Medizin, Wissenschaft und Kunst. In fast allen größeren städtischen Gemeinschaften haben sie sich die Herrschaft angeeignet. Und das ganze Budget einer solchen Stadt wird dann zu einem einzigen großen Korruptionsmittel in den Händen der Juden. Die ganze Verwaltung gestaltet sich dann zu einem unentwirrbaren Rattenkönig, wie das meine Lebensgeschichte zur Genüge beweist. Die gesamte Judenmacht konzentriert sich aber in der Presse. Diese schafft allenthalben künstliche Gegensätze und verwirrt das Volk in allen seinen Schichten. Ganze Volksklassen werden in Gegensatz zu ihrer Nationalität gebracht, entnationalisiert. Die jüdische Presse bewirkt also einen Zerfetzungsprozeß, der in seinem Verlauf unbedingt das Ende des Vaterlandes herbeiführen muß. Die Juden machen gute Geschäfte, einmal bei der Aufrichtung des deutschen Reiches, einmal bei seinem Ende. Beim Leichenschmaus fällt für sie das meiste ab. Sie sind die Liquidatoren der sittlich und materiell von ihnen zu Grunde gerichteten Völker. Selbst in dem freien Amerika sieht man dies schon ein. Bellamy in seinem „Nationalist“ erklärt, daß Amerika in seiner gegenwärtigen Raubwirtschaft dem Untergange zutriebe. Es ist ein Dämon, der die Juden seit Alters her zu dieser Thätigkeit treibt, die sie doch schließlich mit verschlingen muß. Wie soll dieser ungeheuren Judenmacht entgegengearbeitet werden? Stehen sie doch im Begriff, sich auch der Staatsgewalt zu bemächtigen und dann das gesamte Staatseinkommen zu einem einzigen Korruptionsmittel zu machen, wie es in Frankreich bereits geschehen ist. Gleichwohl fehlt den Orientalen jede Gabe der Staatenbildung, noch mehr aber die der Staatenerhaltung gänzlich. Sie kennen nur Überhebung

und Grausamkeit oder feiges Winseln. Staatengründend und staaten-
erhaltend sind nur die Arier, in der letzten Zeit nur die Germanen.

In dem Buch „Rembrandt als Erzieher“, dessen Erscheinen ich als ein Ereignis allerersten Ranges ansehe, sagt der Verfasser: Der Deutsche ist berufen, als Aristokrat Europa zu beherrschen, als Demokrat Amerika. Um Missverständnisse zu vermeiden, bemerke ich, daß hier jeder Bauer, und wie ich glaube, mit vollem Recht, als Aristokrat angesehen wird. Durch die Juden ist das Germanentum in Gefahr gekommen, vollständig zersetzt, seinem geschichtlichen Beruf entfremdet und seinem sicheren Untergang entgegengeführt zu werden. Erben würden dann ohne Frage die slavischen Völker sein, denn die romanischen sind trotz allen Firnisses der Kultur im Niedergange begriffen. Es ist beirübend, daß Deutschland so vollständig blind ist gegen die Gefahr, welche von Osten droht. Nicht an die Gefahr der Waffen denke ich in diesem Augenblick, sondern an die Gefahr einer edleren Kultur, die uns einmal zurückdrängen und überwinden könnte. Man vergesse nicht: Unter allem Schmutz und Schmutz, unter der Korruption des Adels und der hohen Beamten und der Branntweinpest und Judenpeuche ruht still verborgen der ruski mir, die russische Gemeindeordnung. Sie hat sich trotz aller Bedrückung ihrem Wesen nach durch die Jahrtausende erhalten. Sie macht in der That jeden Russen zu einem freieren Mann, als es alle Männer des zivilisierten Westens sind. Als Gemeindeglied hat der Russe über alle Dinge seines nächsten Gesichtskreises mitzureden, hat für Alle einzustehen, und Alle stehen für ihn ein, sogar die Gerichtsbarkeit liegt mit in seinen Händen. Rußland besteht in der That aus unzähligen kleinen Republiken, in denen man das Vertretungssystem nicht kennt, sondern wo Jeder selbst entscheidet. Alle diese Republiken stehen unter einem allmächtigen Herrscher, der alle Staatsangelegenheiten ebenso selbstständig entscheidet, wie die Gemeinde die ihrigen. Natürlich ist diese großartige Idee vielfach durch Willkür des Adels und der Beamten verdunkelt, aber sie ist nicht tot. Rußland ist seinem Wesen nach sozialistisch und demgemäß ganz folgerichtig auch cäsaristisch. Der Parlamentarismus für Rußland ist ein Unsinn, und nur unreife Leute und Juden streben denselben an. Der Panславismus strebt nach dem ungeheuren Ziele, die russische Gemeindeordnung in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, aus Rußland also tausende von sozialistischen Republiken zu machen, deren gemeinsamen Angelegenheiten durch den großen Vater in Petersburg absolut und unumkehrbar geleitet werden. Erreicht Rußland dies, während die Zerstückung Deutschlands durch das Judentum weitere Fortschritte macht, so marschirt es an der Spitze der Kultur und eilt der Weltherrschaft entgegen, ohne daß ein Kanonenschuß zu fallen braucht. Allerdings hoffe ich, daß die Korruption des höheren Beamtenstandes, die Juden und der Branntwein die Wiedergeburt solange verzögern werden, bis wir selbst unsere Befreiung vollzogen und uns dadurch in den Stand gesetzt haben, unsere Weltmission zu erfüllen, denn das wolle man nicht vergessen: Unsere altheimische Gemeindeordnung, die von dem römischen Recht allerdings vollständig zerstört ist, hatte

mit der slavischen manches gemeinsam. Als vor wenigen Tagen die Kunde durch die Welt ging, daß Rußland sich seiner Juden ganz entledigen werde, ging ein Jubel durch alle antisemitischen Kreise. Ich aber war tief betrübt und bestürzt, denn folgender Satz ist in mir längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden: **Dasjenige Volk, welches sich zuerst und am gründlichsten seiner Juden entledigt und dadurch die Bahn für seine naturgemäße Kulturentwicklung frei macht, ist zum Kulturträger, und folgerichtig auch zum Beherrscher der Welt berufen.** Demgemäß kann für uns die Frage gar nicht in Betracht kommen, ob es möglich ist, daß wir uns der Juden Herrschaft und Judenkorruption entledigen. Es muß sein, und da kann die Frage der Schwierigkeit gar nicht erst erwogen werden.

Gegenwärtig giebt es drei antisemitische Parteien, die christlich-soziale, die deutsch-soziale und die Deutsche Volkspartei.

Ersterer gebührt die Priorität. Ihr Führer, der Hofprediger Adolf Stöcker, gründete diese Partei schon Ende der 70er Jahre. Er war es, der zuerst den weitesten Volkskreisen die Augen über das jüdische Treiben öffnete. Die Partei ist mit einem sehr starken Tropfen sozialistischen Oles gesalbt. Herr Hofprediger Stöcker will die soziale Neuordnung auf dem Grunde der christlichen Bruderliebe aufbauen, dem Staat bei seiner sozialen Neugestaltung seine altbewährte Institutionen aufrechterhalten. Natürlich zog er sich den ungeheuersten Haß aller Juden und Judengenossen zu, und was Judenhaß bedeutet, dürfte dem Leser meiner Lebensgeschichte vollständig klar sein. Der Mann, der sich wohl weniger mit Dogmatismus befaßt, als irgend ein anderer seiner Amtsbrüder, wurde als orthodoxer Mucker, Finsterling u. verschrien, von allen Seiten mit Schmutz beworfen und nach oben und unten hin zugleich verdächtigt. Er stand aber auf einer solchen sittlichen Höhe und war außerdem Volksredner in so hohem Grade, daß heute bereits ein ganz anderer Geist in Deutschland wehen würde, wenn nicht der Fürst Bismarck, der dem Kapitalismus, d. h. dem Judentum, aus politischen Gründen seinen Schutz zugewendet hatte, zeitweise sein Wirken unmöglich gemacht hätte. Das Vaterland darf von ihm noch Großes erwarten. In der Judenfrage hat er sich bisher mehr kritisch gezeigt und ist mit seinen letzten Vorschlägen erst in zwei Fällen, bezüglich der Schule und des Rechtsanwaltsberufes, scharf hervorgetreten. Aus diesem Grunde scheint er manchen jüngeren Antisemiten nicht weitgehend genug zu sein. Parteiorgan der christlich-sozialen Partei ist das „Volk“.

Die deutsch-soziale Partei hat ihr antisemitisches Programm bereits ausgearbeitet vorgelegt, da sie die Rücksichten eines Hofpredigers nicht zu nehmen braucht. Auch ihrem Programm ist ein Tropfen sozialistischen Oles beigefügt. Allerdings ist dieses, das sogenannte Bochumer Programm, noch nicht vollständig durchgearbeitet, und ich glaube, daß in dieser Beziehung noch manches zu thun übrig bleibt. Die Partei steht auf christlich-monarchischem Boden. Der Antisemitismus steht bei ihr durchaus in erster Linie, und wenngleich sie keine Radikalmittel befürwortet, so dürfte doch

nach Ausführung ihres Programms die Bahn für einen gesunden sozialen Fortschritt frei sein. Ihr Vertreter im Reichstag ist der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, früherer Offizier der deutschen Armee, der seine reichen Gaben, sein bedeutendes Wissen und seine große Energie in den Dienst des Antisemitismus gestellt hat. Kein Misserfolg, keine Verfolgung, keine Notlage hat ihn auch nur einen Augenblick wankend machen können. Der deutsche Adel hat in ihm einen vorzüglichen Streiter gestellt. Hauptsächlich litterarisch für die Partei ist thätig Treitschke in Leipzig, König in Witten, Radenhausen in Hamburg, dann vor allen Dingen auch der Altmeister des Antisemitismus, D. Glagau in Berlin, dessen Schriften, so besonders das Buch der Gründer, ferner „Deutsches Handwerk und historisches Bürgertum“, endlich der periodisch erscheinende Kulturkämpfer in jeder antisemitischen Bibliothek den ersten Platz einnehmen müssen. Zentralpunkt der Partei in Berlin bildet die sogenannte Mittwochsgesellschaft. Parteiorgan sind die deutsch-sozialen Blätter.

Die deutsche Volkspartei hat ihren Sitz in Hessen. An ihrer Spitze steht der Dr. phil. Otto Böckel in Marburg. Es ist dies ein junger, thatkräftiger Mann mit großen Kenntnissen und großer Rednergabe, der trotz der größten Widerwärtigkeiten einen großen Teil des Hessenlandes dem Judentum dauernd entrißen hat. Seine Partei zählt gegenwärtig vier Reichstagsabgeordnete, nämlich die Herren Dr. Böckel, Zimmermann, Werner und Pickenbach. Ihr Parteiorgan ist der in Marburg erscheinende „Reichs-Herald.“ Die Partei steht zwar auf monarchisch christlicher Grundlage, doch huldigt sie sehr demokratischen Ansichten, tritt aber im Gegensatz zu der jüdischen freisinnigen Partei für Schutzzölle und Aufrechterhaltung unserer Wehrmacht ein. Von hervorragenden Männern der Wissenschaft sind besonders Treitschke und Dühring entschieden gegen die Juden aufgetreten, allerdings von ganz verschiedenen Standpunkten aus. Auch Herr von Harmann hat einige, allerdings recht zahme Hülfe geleistet. Auf die weiteren, teilweise höchst verdienstvollen Vorkämpfer kann an diese Stelle nicht eingegangen werden. Es hat nicht ausbleiben können, daß von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, diese drei antisemitischen Parteien möchten sich zu einer einzigen vereinigen. Möglich wäre dies wohl, da vorläufig ihre wichtigste Aufgabe, Bekämpfung resp. Beseitigung des Judentums, weitaus in erster Linie steht. Indessen hat doch auch jede Partei ihre berechtigten Sonderaufgaben, und daher ist die Dreiteilung kein Schade, solange sich die Parteien als Teile einer großen Hauptarmee ansehen, die zwar getrennt marschieren, aber vereint schlagen. Die gegenseitige Förderung, das friedliche Einvernehmen, ist aber Grundbedingung des gemeinschaftlichen Erfolges. Besonders die Führer haben die heilige Pflicht, sich über jeden Fall friedlich und freundschaftlich zu verständigen, alles Persönliche in den Hintergrund zu drängen und etwaige Differenzen niemals weiter fressen zu lassen. Insbesondere scheint mir dies notwendig zu sein bezüglich der Verteilung der zu erobernden Wahlkreise. Mag man allerseits bedenken, daß jeder Antisemit diese Befiegung seiner selbst

der gemeinsamen, geheiligten Sache, der Zukunft des Vaterlandes und auch der zahlreichen Märtyrerschaaſchuldig iſt, die für ihre Überzeugung in Tod und Verderben getrieben wurde.

Eine internationale Verſtändigung muß außerdem, trotz aller Schwierigkeiten, angeſtrebt werden, und Männer wie Drumont, Schönerer u. ſ. w. werden dazu wohl ihre Hand bieten. Darüber kann freilich kein Zweifel bleiben: Wie die ſoziale Frage überhaupt, ſo muß auch die Judenfrage auf deutſchem Boden ausgekämpft werden. Dieſer Pflicht kann ſich Deutſchland ſeiner zentralen Stellung wegen nicht entziehen, aber mit der Löſung derſelben wird es auch Glück und Segen über die ganze Welt verbreiten. Vorläufig mache ich folgende Vorſchläge:

1. Befeitigung der Juden aus allen amtlichen Stellen, ſowohl des Staats als der Kommune, beſonders auch aus dem Richter- und Rechtsanwaltsſtande.
2. Aufhebung der Judenemanzipation.
3. Stellung der Juden unter Fremdenpolizei, die jeder Zeit Einſicht in die jüdiſchen Geſchäftsbücher nehmen und bei Unreellitäten die ſofortige Ausweiſung beantragen kann.
4. Militärfreiheit der Juden, dafür aber eine ausreichende Fremdenſteuer und Wehrgeldſteuer.
5. Verſtaatllichung der Börſe und der Reichsbank.
6. Verbot des Terminhandels an der Börſe.
7. Verbot für die Juden, Zeitungen zu ſchreiben oder zu beſitzen, die auf außerjüdiſche Kreiſe berechnet ſind.
8. Verbot, daß Fremde Grundbeſitz erwerben können (welches Geſetz auch in ganz Amerika beſteht).
9. Aufhebung der Gewerbefreiheit.
10. Verbot der Naturaliſation von getauften Juden.
11. Wiederherſtellung des religiöſen Eides.

Vielleicht wird die Geſetzgebung der Zukunft es für die größte Humanität halten, wenn die Juden in einem gut gelegenen, außereuropäiſchen Lande angeſiedelt und dort in die Lage verſetzt würden, ſich ehrlich und rechtſchaffen auf ihrem Acker zu nähren, wobei ſie mit allem Nöthigen reichlich ausgerüſtet werden können. Der Überſchuß ihres Vermögens, das den hunderttauſenden ihrer Opfer, deren Knochen in allen Theilen der Welt bleichen, nicht mehr zurückgegeben werden kann, dürfte in der Hand des Staates die Löſung der ſozialen Frage und damit den Kulturfortſchritt der Menſchheit weſentlich erleichtern.

Sobald die Judenfrage gelöſt iſt, ſobald insbeſondere die Juden aus der Preſſe verſchwunden ſind, iſt die Bahn zu einer Verſtändigung über die ſoziale Frage frei. Wir werden uns dann nicht mehr gegenseitig mit Schmutz bewerfen, ſondern jede Meinung auf ihren wirklichen Wert hin prüfen. Gegenwärtig iſt dies unmöglich, da die ſozialdemokratiſche Partei, durch ihre Hintermänner, die Juden, aufgeſtachelt, nicht mehr diſkurtiert, ſondern ſich ſchon im latenten Bürgerkriege mit den übrigen Volksklaſſen befindet. Daß wir uns am Anfang einer Weltwende befinden, kann kein Einſichtiger leugnen.

Wir müssen aus dem Zeitalter des schrankenlosen Produzierens hinaus in das des zielbewußten, aber ohne Aufhebung der individuellen Freiheit. Wir müssen dahin kommen, daß jeder schaffende Mensch auch den Ertrag seines Fleißes für sich erhält, und der Staat hat ihm dabei behilflich zu sein. Es wird nicht zu umgehen sein, daß die Hauptproduktionszweige genossenschaftlich organisiert, und daß den Handwerkern von Staatswegen ebenfalls zu Hilfe gekommen werde. Was alles dem Staat resp. der Kommune bei gutem Willen möglich ist, sehen wir eben in diesen Tagen in Rom. Dort strifen die Schlächtergesellen, die Kommune nimmt das Schlachten und den Fleischverkauf allein in die Hand und läßt dieses durch Soldaten ausführen.

Jede Reform hat drei Stadien zu durchlaufen, erstens die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, zweitens die Kritik, drittens die positive Schöpfung. Im zweiten Stadium befinden wir uns jetzt. Die ganze Sozialdemokratie ist nichts als eine große, zum Teil sehr berechtigte Kritik. Bevor wir zum dritten Stadium kommen, muß erst die Judenmacht gebrochen sein, denn die Juden sitzen gleich den Raubrittern des Mittelalters auf ihren Burgen und machen von dort aus ihre regelmäßigen Ausfälle, die alle positiven Schöpfungen unmöglich machen. Über das Wesen der positiven Neuschöpfungen haben die bedeutendsten Männer der Jetztzeit grundlegende Gedanken ausgesprochen, die schon jetzt, natürlich nach Erledigung der Judenfrage, praktisch zu verwerthen wären. Ich nenne nur die Kathedersozialisten Schmoller, Wagner, Brentano, Schäffle, dann Männer wie den Freiherrn von Broich, von Mosch, Fritz Spielhoff und den Deutschamerikaner Dr. Schläger, der seine sorgfältigst ausgearbeiteten Aufsätze in den verschiedensten Blättern, so im Kyffhäuser, in den Bayreuther Blättern u. s. w. veröffentlicht und die Brücke bildet, welche uns mit den großen englischen und amerikanischen Sozialreformern verbindet. Seine letzte Veröffentlichung über Naturrecht und historisches Recht dürfte bahnbrechend wirken. Ferner nenne ich den verstorbenen Erzbischof Ketteler, Kaplan Hitz, v. Schorlemer-Mst, von Hüne. Als ein Ereignis ersten Ranges bezeichnete ich schon oben das Erscheinen des Buches „Rembrandt als Erzieher“.

Jeder Satz dieses Buches fällt wie ein Lichtstrahl in dunkle Verhältnisse und könnte als Kapitelüberschrift zu einem neuen Buche dienen.

Folgende Sätze aus dem Buch führe ich an, um zu zeigen, wessen sich der Leser zu dem ganzen Buche zu versehen hat: Preußen hat zu Anfang dieses Jahrhunderts den Grundsatz angenommen, die erlittenen Niederlagen durch Stärkung der wissenschaftlichen Kraft des Volkes wett zu machen. Deutschland soll zu Ende des Jahrhunderts den Grundsatz annehmen, die erfochtenen Siege durch Stärkung der künstlerischen Kraft des Volkes zu rechtfertigen.

* * *

Kunst muß die Naivität zurückgeben, die wir durch die Wissenschaft verloren haben.

Wir lernen aus diesem Buche, daß die soziale Frage keineswegs, wie die Sozialdemokraten annehmen, reine Magenfrage ist, sondern daß es sich bei derselben noch um viel andere, höhere Interessen handelt. Die soziale Frage ist überhaupt nicht danach angehan, daß sie von einem Mann und in einem kurzen Zeitraum gelöst werden könnte, aber in Angriff muß sie sofort genommen werden und zwar mit allem Ernst, denn Stillstand ist Untergang. „Deutschland“, sagte Treitschke in einer seiner jüngsten Vorlesungen, „gleicht einem Wagen, der auf scharfer Kaute thalabwärts fährt. Er muß dauernd in Bewegung bleiben, denn sonst stürzt er unfehlbar in den Abgrund.“ Da die Vorbedingung zur erfolgreichen Inangriffnahme der sozialen Reform die Lösung der Judenfrage ist, so halte ich diese für überreif, und Zweck meines Buches ist es, recht dringend auf die sofortige Inangriffnahme derselben hinzuweisen.

Du darfst, deutscher Mann, sämtlichen produktiven Völkern der Welt Deine Liebe, Deine Achtung und Deine Freundschaft zuwenden, denn jedes produktive Volk klettert, oft ohne es zu wissen, auf der Leiter der Kultur empor, aber das parasitische kulturzerstörende jüdische Volk, das überall moralische Fäulniß und Zersetzung der bestehenden Zustände herbeizuführen sucht, weil es nur in der Fäulniß ernten kann, mußt du mit vollem Bewußtsein bekämpfen und unschädlich zu machen suchen.

Dem bisher angerichteten Unheil, das sich besonders in der Zerstörung unserer nationalen Institutionen und des nationalen Wohlstandes zeigt, müssen wir dreist ins Auge blicken. Thatkräftig müssen wir daran gehen, die alten Schäden zu beseitigen und dabei zugleich einen tüchtigen Schritt auf dem Wege der Kultur vorwärts zu thun.

Vor allen Dingen müssen wir aus dem sentimentalten Kosmopolitismus herauskommen. Nur als fest abgegrenzte Nationalität können wir der ganzen Welt den Segen bringen, den sie von uns erwarten darf.

Alle Völker der Welt bedeuteten nur so lange etwas für die Kultur überhaupt, als sie eine festgeschlossene Nationalität bildeten.

Unsere größten Dichter haben deshalb auch die Vaterlandsiebe als unsere heiligste und höchste Pflicht hingestellt, der sich ein edler Mensch auch beim besten Willen nicht entziehen kann. Wie schön sagt Göthes Sphigenie:

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im ersten fremd,
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.

Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborene spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpfen.

und wie ergreifend klingen die Worte Allinghausens in Schillers Zell:
Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralten frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmäht,
Mit Herzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterland's:
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich;

und dann an einer anderen Stelle:
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Deutsches Volk, niemals hat dir die Welt ein treueres Bild
deines ureigensten Selbst gegeben, niemals auch wird dies in aller
Zukunft möglich sein, als Göthe in seinem Faust. Seine letzten
Worte waren:

„Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön.
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.“

Deutsche Brüder! Diese Freude am Vaterlande, diese Liebe
zum Vaterlande hat Euch das Judentum zu rauben gesucht, wo es
dies eben wagen konnte! Schimpft doch nicht auf die Juden, ver-
teidigt sie auch nicht, sondern studiert sie. Studiert Heine, Börne u. s. w.
Besonders derjenige Teil der Nation, der im Schweiß seines Angesichts
die Werte schafft, ohne dieselben doch mit genießen zu können, der dem
jüdischen Mammonismus neuerdings am gefährlichsten zu werden
schien, ist systematisch zu bewußter Vaterlandsfeindlichkeit erzogen
worden.

Soweit meine Beobachtungen reichen, ist das Gift allerdings noch nicht bis zum innersten Kern der Volksseele vorgedrungen. Ist das Judentum beseitigt, so werden die Schläcken von selbst abfallen.

Doch auch die Liebe zu den vaterländischen Institutionen, insbesondere zur Monarchie, ist noch wenig erschüttert. Das Gefühl der Pietät unserm Herrscherhause gegenüber, unter welchem unsere Vorfahren seit Jahrhunderten glücklich und zufrieden gelebt haben, ist überall noch viel lebendiger, als die bereits siegestrunkene Judenthümlichkeit annimmt. Doch nicht das Gefühl allein fettet uns unauflöslich an unser Herrscherhaus, sondern das tiefste folgerichtigste Denken zeigt uns, daß die **soziale Erbmonarchie** uns allein unserm geschichtlichen Verfall entgegenführen kann. Die Monarchie bildet den einzigen festen Pol in der Erscheinungen Flucht. Der moderne Parlamentarismus giebt uns im besten Falle eine Momentphotographie der augenblicklichen Stimmung. Wo ein parlamentarisches Regiment herrscht, da wird die Nation von solchen Momenteindrücken fortgerissen zu Dingen, die später den größten Schaden herbeiführen können. Dies ist die große Lehre der Konfliktzeit von 1861—1866. Die Momentstimmung führte das Vaterland unfehlbar dem Untergange entgegen. Die Monarchie gebot Halt diesem Fortgerissenwerden durch die Stimmung des Moments, sie bildete einen wirklichen roche de bronze, und **rettete Preußen wider seinen Willen vor sich selbst**. Dieser Gegensatz tritt häufig in Krisen hervor, wie damals nach Außen, so jetzt nach Innen. — Auch bei der jetzt bestehenden inneren Krisis wird Deutschland vor sich selbst durch die soziale Monarchie gerettet werden.

Hören wir, was Dr. Schläger in seinem Artikel: „Der Kampf zwischen der naturrechtlichen und historischen Schule“ über diesen Punkt sagt:

„Diese Leute bestehen nach wie vor darauf, Regierung und Volk als zwei sich ewig bekämpfende Gegensätze hinzustellen und als Hauptziel die Schwächung der Regierungsmacht, die Vermehrung der Befugnisse der Volksvertretung auf ihr Banner zu schreiben. Bismarck wies diese in Preußen jedenfalls unberechtigte Auffassung einmal im Reichstages mit scharfen Worten zurück, indem er erklärte, daß er, der Reichskanzler, ebenso gut zum Volke gehöre, wie die Mitglieder des Reichstages, und daß er nicht gewillt sei, sich in einen künstlichen Gegensatz dem Volke gegenüber stellen zu lassen. Man hat leider den tiefen Sinn dieser Erklärung nicht verstanden, nicht verstehen wollen.

In den letzten Sähen haben wir eines der lehrreichsten Beispiele aus dem siegreichen Kampfe des historischen Rechtes, der mit tieferem Staatsinhalte unbarmherzig geforderten Maßnahmen, (Reorganisation des preukischen Heeres) gegen das im Abgeordnetenhaus unter der Devise „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen“ durch Grabow, Birchow und die Fortschrittspartei in's Feld geführte demokratische oder Naturrecht hervorgehoben. Formell mag ja eine Verletzung des Buchstabens der Verfassung vorgelegen haben, insofern ja Bismarck selbst im Herbst 1866 eine nachträgliche Guttheilung seines Verfahrens von der Kammer sich gefallen ließ. Das Wesen des Gegensatzes, die Berechtigung der Krone, als Vertreterin des historischen

Rechtes, die Durchführung der „geschichtlichen Bestimmung des preussischen Staates“ zu erzwingen, bleibe durch jene Indemnitätsforderung Bismarcks unbeeinträchtigt“. — Die Notwendigkeit verlangt allerdings, daß die soziale Erbmonarchie eine freie ist. Wäre sie von einer bestimmten Volksklasse abhängig, so würden die Forderungen dieser auch allein Befriedigung finden. Da in Europa der Kapitalismus, d. h. das Judentum, viele Regierungen beherrscht, so findet der Kapitalismus allein wesentliche Förderung seiner Interessen, während die übrigen Volksmassen sich mit schönen Worten begnügen müssen. Die Notwendigkeit eines festen Pöls ist auch stets in allen Republiken anerkannt worden. Man hat überall Senate gegründet, die sich aber nirgends als widerstandsfähig genug gezeigt haben. Wirkliche, ernsthaftere Republiken, in denen das Volk in seiner Gesamtheit an der Regierung Teil genommen hätte, hat es in der Welt übrigens wenige gegeben. Entweder regierten die durch Geburt, oder die durch Reichtum ausgezeichneten wenig zahlreichen Volksklassen, und die eigentlich produktive Bevölkerung wurde von ihnen mehr bedrückt, als irgend wo anders. Der Kampf zwischen den Patriziern und Plebejern in Rom war nichts weiter, als ein Kampf zwischen der Geburts- und Geldaristokratie. Als Athen zur wirklichen Demokratie überging, verfiel es dem baldigen Untergange. Die Sozial-Monarchie der Hohenzollern ist in der Weltgeschichte etwas völlig Neues und hat ihre Berechtigung in vier Jahrhunderten dadurch dargethan, daß sie aus einer halben Wüstenei, aus Sandschollen ohne Wert, einen blühenden Staat geschaffen, und dem alten absterbenden Europa einen neuen Mittelpunkt und neue Ideen gegeben haben.

Leider besitzt die große Mehrzahl der Nation hierfür auch in seinen patriotischen Teilen noch viel zu wenig Verständnis. Auch in den Schulen wird dies Verständnis noch wenig geweckt, wie denn z. B. alle Geschäftsbücher viel von den Kriegen und Heldenthaten zu erzählen wissen, die doch bei sämtlichen Monarchen des Hohenzollernhauses, selbst bei Friedrich dem Großen in zweiter oder dritter Linie stehen, aber wenig von der schaffenden sozialen Thätigkeit aller Fürsten, die doch ihr eigenstes Wesen ausmacht. Unser Vaterland wird auch in der Zukunft nur als soziale Monarchie zum Segen der Menschheit an der Spitze der Völker marschieren, sonst wird es zurück versinken in Bedeutungslosigkeit und Elend.

Meine Ueberzeugung geht dahin, daß die Hohenzollern in ihrer Bedeutung für die Welt erst am Anfang ihrer Laufbahn stehen. Alles Bisherige bildete erst die Einleitung.

An Dir, Du Deutsches Volk, liegt es nun, das Deinige zur Erreichung des großen Zieles beizutragen. Mit dem Parlamentarismus, der Dir erhalten bleiben wird und muß, ist die Bestimmung Deiner Geschichte mit in Deine Hände gelegt. Trage nun an Deinem Teile dazu bei, daß sich die großen Volksmassen in Deutschland wieder wohl und glücklich fühlen können, und daß Alle in demselben wieder eine wirkliche Heimat finden.

Wirkliche große soziale Reformen sind notwendig, nicht nur dürfen den produktiven Volksmassen einige Brocken zugeworfen werden.

Deutschland ist ja so reich an edlen, aufopferungsfähigen Männern und an großen Talenten.

Bisher sind dieselben allerdings durch das Judentum gegen einander gehetzt worden, aber wenn Deutschland an die rasche Beseitigung dieser heutigetierigen Parasiten geht, werden sich die Männer aller Richtungen wieder zusammenfinden.

Als die erste französische Republik in voller Blüte stand, wurden ihr zu Ehren gar häufig kleine Bouquets gebunden. Mit Vorliebe wählte man dazu einen katholischen Geistlichen und ein junges Mädchen, oder eine Nonne und einen sogenannten Verdächtigen. Man band dieselben mit den Füßen zusammen und warf sie ins Wasser. Die krampfhaften Bewegungen der Ertrinkenden mußten die Schaustellungen ersetzen, die bisher die Monarchie und die Geistlichkeit in ihren feierlichen Aufzügen geboten hatten. So ein kleines Bouquet möchte ich meinen Lesern auch überreichen, indem ich vier Personen mit einander in Beziehung bringe, die sich wohl von allen Personen Deutschlands am fernsten stehen. Es sind dies der verstorbene Pastor Knack, der sozialdemokratische Abgeordnete Fritz Kunert, der Stadtschulrat Dr. Bertram, eine katholische Krankenpflegerin, Schwester Bertha.

Pastor Knack erklärte bekanntlich, daß die Bibel seine einzige Richtschnur in allen Dingen sei, und er auch an die Forschungen der Wissenschaft nicht glaube, wenn dieselben der Bibel widersprächen. Es ist bekannt, daß er deswegen von der gesamten Judenpresse, die in ihm das Christentum zu treffen suchte, mit dem tollsten Hohn überschüttet wurde. Wolkenstiebershüte und Wolkenstieberschnaps giebt es noch heute. Diesen Mann in seiner stillen Thätigkeit zu beobachten fand ich wiederholt Gelegenheit. Er hat von seinem Einkommen nur einen geringen Bruchteil für sich verbraucht. Das meiste gehörte den Armen. Als einmal ein Notleidender zu ihm kam und er vergeblich die ganze Wohnung nach einer Gabe durchsucht hatte, fiel ihm das Strickzeug seiner Frau mit einem halbfertigen Strumpf und einem Knäuel Wolle in die Augen. Er gab dieses hin als das einzig Wertvolle, was er finden konnte.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Fritz Kunert war früher Lehrer in Berlin, hatte aber nur ein Gehalt von 1560 Mark. Als der Rector Bombe so schrecklich aus dem Leben geschieden war, zogen sich selbstverständlich fast alle Specialcollegen von der Familie zurück.

Da Bombe am Tage vor seinem Tode noch sein ganzes Gehalt für Schuldenbezahlung weggegeben hatte, so kam die Familie in die schrecklichste Not. Neben dem Kommerzienrat Pintsch war es einzig und allein Fritz Kunert, der hier eingriff. Weder verwandtschaftliche Verhältnisse, noch besondere Freundschaft, sondern allein die große Not, die sonst bekanntlich die Menschen abstößt, ketteten ihn an die Familie. Sein doch wahrhaftig nicht hochbemessenes Gehalt nahm er zur Hälfte für sich, die andere Hälfte floß den sechs unmündigen Bombeschen Kindern zu.

Von dem Schulrat Professor Dr. Bertram ist mir Folgendes bekannt: Wenn Lehrer in gar zu große Not kamen, und die behördlichen Unterstützungen wesentliche Hilfe nicht schaffen konnten, so be-

stellte er solche Lehrer zu sich und händigte ihnen persönlich eine Summe von sechzig bis hundert Mark als zinsloses und in beliebigen Raten rückzahlbares Darlehn ein. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß dasselbe in gar vielen Fällen nicht hat zurückgezahlt werden können. Um ja jeden Dank von sich abzuwehren, deutete er an, daß er anderweitig dieses Geld zur Verfügung erhalten hätte. Mir ist aus anderen Quellen sicher bekannt, und im Klagefalle würde ich es auch beweisen, daß diese stillen Wohlthaten fast über die Grenze des Möglichen hinaus ausgedehnt sind.

Die katholische Krankenpflegerin Schwester Bertha lernte ich in einer total verarmten Familie Hochschestsy kennen, in der die Frau zu allem Überfluß nach überstandnem Wochenbett schwer erkrankt war. Als ich dort eintrat, war sie damit beschäftigt, die Windeln zu waschen, während doch ihre zarten Händchen und ihre ganze Erscheinung auf frühere Lebensverhältnisse hindeuteten, die kaum zu ihrer augenblicklichen Beschäftigung paßten. Diese Schwester hat in der Familie die denkbar unangenehmsten Arbeiten verrichtet, und einige Tage später sah ich sie mit einem Hundezuhrwerk, in dem sie jedenfalls Bedürfnisse für die Familie herbeigeschafft, die sie sicher erst irgendwo hat erbitten müssen, vor dem Hause der Familie halten.

Wie gefällt Dir dieses Bouquet, lieber Leser, ein orthodoxer Geistlicher, ein Sozialdemokrat der radikalsten Richtung, ein fortschrittlicher Schularat und eine katholische Nonne, die doch wahrscheinlich dem äußersten Ultramontanismus huldigt? Es ist diese Zusammenstellung aber keineswegs eine bloße Marotte von mir, vielmehr wird sie Dich zu höchstem Nachdenken anregen. Diese vier Leute, so sehr verschieden, wie Menschen nur sein können, sind sich in der Hauptsache doch gleich. Sie stellen sich mit ihrem ganzen Sinn in den Dienst der Nächstenliebe, und die Noth ihrer Mitmenschen zu lindern ist ihre Lebensaufgabe. Solche Leute von echt deutscher, christlicher Gesinnung, gegen die sich allerdings einer derselben höchlichst verwahren wird, haben wir aber in unserem Vaterlande in großer Zahl. Sollte zwischen all diesen Leuten, die doch dem Wohl ihrer Mitmenschen Alles opfern, nicht eine wirkliche und ernsthafte Verständigung möglich sein, und sollte auf Grund solcher Gesinnungen nicht im ganzen deutschen Volke eine wirkliche soziale Neuordnung sich begründen lassen? Bis jetzt war dies unmöglich, weil die Judenpresse jeden gegen den anderen hegte und Mißtrauen säete. Behält diese ihren Einfluß, so wird es niemals anders werden. Darum, deutsches Volk, ermanne Dich, beseitige in allererster Linie Deinen Todfeind, den Du in falsch verstandener Humanität bei Dir aufgenommen hast. Dann gehe entschlossen daran, allen Deinen Kindern das Glück zu bereiten, das auf dieser unvollkommenen Erde möglich ist. Unter dem Schirm einer mächtigen sozialen Erbmonarchie wird Euch dies möglich sein, sobald Ihr überhaupt in die Lage kommt, Euch gegenseitig nach Beseitigung des jüdischen Preshpiritentums offen und ehrlich auszusprechen.

Jede Partei hat ihr Gutes, in jeder finden wir Leute, die dem Wohl des Ganzen sich selbst mit allem, was sie haben, zum Opfer bringen würden. Auch bei den Sozialdemokraten sind solche Leute

zu finden, auch dort giebt es ideales Streben. Daß das Judentum sie von diesem abgelenkt und auf Ziele gewiesen hat, die ewig unerreicher sind, ist bedauerlich, aber nicht unabänderlich.

Männer aller Parteien, die Ihr nicht von Selbstsucht, Herrschsucht, Nachsucht eingenommen seid oder diese unedlen Eigenschaften in Euch überwinden könnt, einigt Euch alle, zunächst den schlimmen jüdischen Parasiten, diesen Bacillus der Fäulnis, zu beseitigen, und dann messet Euch in leidenschaftloser Weise mit Aufgebot aller Geisteskräfte in dem Streben, ernste Besserung unserer Zustände herbeizuführen. Werde sich jeder dessen bewußt, daß es auf keiner Seite ohne ernsthaftes Opfer abgehen kann.

Schlusswort.

Wenn Du, deutscher Mann, den bisherigen Darstellungen Deine volle Aufmerksamkeit zugewendet und Deine eigenen Beobachtungen damit in Beziehung gebracht hast, so wird folgender Satz in Dir zur unumstößlichen Ueberzeugung werden:

„Das fernere gleichberechtigte Nebeneinanderwohnen der germanischen und jüdischen Bevölkerung ist eine Unmöglichkeit. Beide Nationalitäten sind in der Mehrzahl ihrer Angehörigen nicht im Stande, ihre Charaktereigenthümlichkeiten, die sie während mehrerer Jahrtausende treu bewahrt haben, in wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten abzulegen. Der Versuch, durch Aufhebung aller Schranken eine Einigung resp. Vermischung beider Völker herbeizuführen, der bei der Germanisierung slavischer Völkerschaften so herrliche Früchte getragen hat, ist vollständig gescheitert. Die Semiten haben ihre Gleichstellung nur dazu benutzt, das germanische Volk finanziell zu knechten, sittlich und politisch zu korrumpieren, um sich dadurch zur herrschenden Nation zu machen. Diejenigen Semiten, welche sich durch Religionswechsel anscheinend dem deutschen Volke angeschlossen, haben am allererschädlichsten gewirkt. Da die Germanen Träger der höchsten Kulturgedanken sind, so haben sie nicht nur das Recht, sondern auch Gott und der Menschheit gegenüber die geheiligte Pflicht, dem Wirken der kulturfeindlichen, parasitischen jüdischen Nation ein Ende zu machen.“

Deutsches Volk! Das Schicksal hat offenbar noch Großes mit dir im Schilde, das zeigt die Entwicklung der letzten Jahre. Der große Moment, deine eigentliche Aufgabe zu erfüllen, ist gekommen, vergesse ihn nicht. Was ich in erster Linie erstrebe, die Beseitigung des Judentums, ist nur die durchaus nötige Vorbedingung für die Erfüllung deiner geschichtlichen Mission.

Deutsche, lest die Hermannschlacht von Kleist, lest sie mit Verständnis für die Gegenwart, und laßt Euch dadurch begeistern.

für Eure Pflicht, der sich kein wahrhaft deutscher Mann fernerhin
entziehen kann. Ich schließe mit einem Götheschen Wort aus Faust,
Teil II:

Was euch nicht angehört,
Müßet ihr meiden,
Was euch das Innere stört,
Dürft ihr nicht leiden,
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig sein;
Führet herein.

Wendet zur Klarheit
Euch liebende Flammen!
Die sich verdammen,
Heile die Wahrheit;
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu sein.



Inhaltsangabe.

	Seite
Einleitung	V
1. Der deutsche Volkscharakter	1
2. Der semitische Volkscharakter	5
3. Jude und Bauer	14
4. Jude und Handwerker	22
5. Jude und Arbeiter	36
6. Jude und Beamter	40
7. Opfer des Wuchers	41
8. Jude und Kleingewerbetreibender	164
9. Jude und Großhandel	171
10. Jude, Adel und Offizier	174
11. Der Jude und die Fürsten und Gewaltigen	180
12. Der Jude in der Justiz, Medicin, Kunst und Wissenschaft	187
13. Jude und Börse	195
14. Jude und Politik	198
15. Der Jude und die soziale Frage	202
16. Der Jude in der Gemeindeverwaltung	205
17. Der Jude und das höhere Schulwesen	206
18. Der Jude und die Volksschule	211
19. Der Jude und die Presse	217
20. Der Jude und die öffentliche Sittlichkeit	220
21. Der Jude als Patriot	230
22. Der Jude in Frankreich, Rußland etc.	231
23. Urteile bedeutender Männer	232
24. Der Weg zur Selbstbefreiung	237
Schlußwort	249



Sozialdemokratische

Zukunftsbilder.

Frei nach Bebel.

Don

Eugen Richter,

Mitglied des Reichstages.

Preis 50 Pfennig.

Berlin, November 1891.

Verlag „Fortschritt“, Aktiengesellschaft.

Inhaltsübersicht.

1. Die Siegesfeier
2. Die neuen Gesetze
3. Unzufriedene Leute
4. Berufswahl
5. Eine Reichstagsſitzung
6. Arbeitsanweisung
7. Nachrichten vom Lande
8. Der letzte Familientag
9. Der große Umzug
10. Neues Geld
11. Die neue Häuslichkeit
12. Die neuen Staatsklüßen
13. Ein ärgerlicher Zwischenfall
14. Müntfterkriſis
15. Auswanderung
16. Kanzlerwechſel
17. Aus den Werkstätten
18. Familienſorgen
19. Poſtbeluſtigungen
20. Ueble Erfahrungen
21. Die Flucht
22. Wiederum Kanzlerwechſel
23. Auswärtige Verwicklungen
24. Wahlbewegung
25. Trauerkunde
26. Das Wahlergebnis
27. Ein großes Defizit
28. Familiennachrichten
29. Eine ſtürmiſche Reichstagsſitzung
30. Strafe in Sicht
31. Drohnoten des Auslandes
32. Maſſenſtrafe und Kriegsausbruch zugleich
33. Die Gegenrevolution beginnt
34. Unheilvolle Nachrichten
35. Leztes Kapitel

1. Die Siegesfeier.

Die rote Fahne der internationalen Sozialdemokratie weht vom Königs-Schloß und allen öffentlichen Gebäuden Berlins. Wenn solches unser verewigter Bebel noch erlebt hätte! Hat er uns doch immer vorausgesagt, daß die „Katastrophe schon vor der Thür steht.“ Noch erinnere ich mich, als ob es gestern gewesen wäre, wie Bebel am 13. September 1891 in einer Versammlung zu Nixdorf in prophetischem Tone ausrief, daß „eines Tages der große Kladderadatsch schneller kommen werde, als man es sich träumen lasse.“ Friedrich Engels hatte kurz vorher das Jahr 1898 als dasjenige des Triumphs der Sozialdemokratie bezeichnet. Nun, ein wenig länger hat es doch noch gedauert.

Aber gleichviel, unsere langjährigen Mühen und Kämpfe für die gerechte Sache des arbeitenden Volkes sind nunmehr durch den Erfolg gekrönt worden. Die morsche Gesellschaftsordnung des Kapitalismus und des Ausbeutersystems ist zusammengebrochen. Meine Aufzeichnungen sollen, so gut ich es vermag, die Auferstehung des neuen Reiches der Brüderlichkeit und der allgemeinen Menschenliebe für meine Kinder und Kindeskinde beschreiben.

Auch ich habe meinen Anteil an der Wiedergeburt der Menschheit. Was ich während eines Menschenalters an Zeit und Geld als rechtschaffener Buchbindermeister erübrigen konnte und nicht für meine Familie bedurfte, habe ich der Förderung unserer Bestrebungen gewidmet. Der sozialdemokratischen Litteratur und unseren Vereinen verdanke ich die Festigkeit in unseren Grundsätzen und die geistige Fortbildung. Frau und Kinder sind mit mir eines Sinnes. Das Buch unseres Bebel von der Frau ist längst das Evangelium meiner Paula gewesen.

Der Geburtstag der sozialdemokratischen Gesellschaft war unser silberner Hochzeitstag. Der heutige Siegestag hat zu neuem Familienglück den Grund gelegt. Mein Franz hat sich mit Agnes Müller verlobt. Die beiden kannten sich schon lange und lieben sich herzlich. In der gehobenen Stimmung des heutigen Tages wurde der neue Bund geschlossen. Beide sind zwar noch etwas jung, aber tüchtige Arbeiter in ihrem Fach. Er ist Setzer, sie Fußmacherin; da wird es hoffentlich nicht fehlen. Sobald die neue Ordnung in den Arbeits- und Wohnungsverhältnissen eingetreten ist, wollen sie heiraten.

Wir alle wanderten nach Tisch hinaus „Unter die Linden“. War das dort ein Menschengewühl, ein Jubel ohne Ende. Kein Mistton störte die Feier des großen Siegestages. Die Schutzmannschaft ist aufgelöst. Das Volk hält selbst die Ordnung in musterhafter Weise aufrecht.

Im Lustgarten, auf dem Schloßplatz, an der früheren Schloßfreiheit stand dichtgedrängt die Menschenmenge fest wie eine Mauer. Die neue Regierung war im Schloß versammelt. Die Genossen von der bisherigen Parteileitung der Sozialdemokraten haben provisorisch die Zügel der Regierung ergriffen. Unsere sozialdemokratischen Stadtverordneten bilden bis auf weiteres das Magistratskollegium der Stadt. Sobald sich einer der neuen Regenten am Fenster oder auf dem Balkon des Schlosses zeigte, brach der Jubel des Volkes immer aufs neue los: Hüteschwenken, Wehen mit den Tüchern, Gesang der Arbeitermarxellaise.

Abends prachtvolle Illumination. Die Statuen der alten Könige und Feldherren nahmen sich, mit rothen Fahnen geschmückt, in der rothen bengalischen Beleuchtung seltsam genug aus. Sie werden nicht mehr lange auf ihrem Platze bleiben, sondern den Statuen der verstorbenen Geistesheroen der Sozialdemokratie weichen müssen. Es soll schon beschlossen sein, vor der Universität an Stelle der Statuen der beiden Gebrüder v. Humboldt die Statuen von Marx und Ferdinand Lassalle aufzurichten. Das Denkmal Friedrichs des Großen Unter den Linden wird durch die Statue unseres verewigten Liebknecht ersetzt werden.

In trautem Familienkreise feierten wir noch zu Hause bis in die spätere Nacht den für uns doppelt festlichen Tag. Auch der Vater meiner Frau, unser Hausgenosse, welcher bisher von der Sozialdemokratie nicht viel wissen wollte, war sehr theilvoll und aufgeräumt.

Bald hoffen wir, unsere bescheidene Wohnung, drei Treppen hoch, verlassen zu können. Von mancher stillen Freude, aber auch von mancher Sorge, vielen Kummer und harter Arbeit sind die alten Räume im Laufe der Jahre Zeuge gewesen.

2. Die neuen Gesetze.

Sehr ergötzlich sind die Erzählungen, wie die Bourgeois zu tausenden über die Grenze drängen, um auszuwandern. Wo können sie hin? Ueberall in Europa, ausgenommen die Schweiz und England, herrscht jetzt die Sozialdemokratie. Die Schiffe nach Amerika vermögen nicht alle Auswanderer aufzunehmen. In Amerika freilich ist die Revolution niedergeschlagen worden und auf lange Zeit hinaus keine Aussicht auf Wiedererhebung der Sozialdemokratie. Mögen die Ausbeuter immerhin von dannen ziehen! Von ihrem Eigenthum haben sie glücklicherweise nicht viel mitnehmen können, Dank der Blödsichtigkeit, mit welcher der Umschwung erfolgt ist. Alle Staatspapiere, Pfandbriefe, Aktien, Schuldenobligationen und Banknoten sind für null und nichtig erklärt worden. Die Herren Bourgeois können sich damit ihre Schiffskabinen tapezieren lassen. Auf alle Immobilien, Verkehrsmittel, Maschinen, Werkzeuge und Geräte wurde für den sozialistischen Staat Beschlag gelegt.

Unser bisheriges leitendes Parteiorgan, der „Vorwärts“, ist an die Stelle des „Reichsanzeigers“ getreten. Das Blatt wird in jeder Wohnung unentgeltlich zugestellt. Da alle Druckereien Staatseigenthum geworden sind, so haben die übrigen Zeitungen zu erscheinen aufgehört. Außerhalb Berlins erscheint der „Vorwärts“ durch eine Lokalbeilage für den betreffenden Ort vervollständig. Bis zum Zusammentritt eines neu zu wählenden Reichstags haben die bisherigen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten als gesetzgebender Ausschuß die Gesetze zu beschließen, welche zur Durchführung der neuen Ordnung in großer Anzahl notwendig sind.

Das bisherige Parteiprogramm, wie es 1891 von dem Erfurter Parteitag beschlossen wurde, ist als provisorisches Grundrecht des Volkes proklamirt worden. Damit ist die Umwandlung aller Arbeitsmittel, von Grund und Boden, der Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel in Eigenthum des Staates oder, wie man es jetzt nennt, der Gesellschaft gesetzlich proklamirt. Ein weiteres Gesetz dekretirte allgemeine Arbeitspflicht mit gleichem Recht für alle Personen, männlich oder weiblich, vom vollendeten 21. bis 65. Lebensjahre. Jüngere Personen werden auf Staatskosten erzogen, ältere auf Staatskosten verpflegt. Die Privatproduktion hat aufgehört. Indeß soll bis zur Regulirung der neuen sozialistischen Produktion Jeder an der bisherigen Stelle auf Staatsrechnung fortarbeiten. Ueber dasjenige, was dem Einzelnen nach obiger Beschlagsnahme für den Staat noch als Privateigenthum bis auf Weiteres verblieben ist, Hausgerät, gebrauchte Kleider, Münzen, Reichskassenscheine ist von Jedermann ein Inventar einzureichen. Goldmünzen sind abzuliefern. Neue Goldcertifikate sollen demnächst ausgegeben werden.

Die neue Regierung verfährt Dank dem schneidigen Reichskanzler an ihrer Spitze ebenso energisch, wie zielbewußt. Alles soll von vornherein unmöglich gemacht werden, wodurch die Kapitalsherrschaft sich wieder Eingang verschaffen könnte. Das Militär ist entlassen, Steuern werden nicht mehr erhoben, da die Regierung dasjenige, was sie für allgemeine Zwecke bedarf, aus dem Ertrag der staatlichen Produktion vorwegnimmt. Aerzte und Rechtsanwälte werden vom Staat unterhalten und haben ihre Dienste dem Publikum unentgeltlich zu widmen. Die drei Tage der Revolution und der Siegesfeier sind für gesetzliche Feiertage erklärt worden. — Wir gehen einer neuen herrlichen Zeit entgegen.

3. Unzufriedene Leute.

Agnes, unsere Schwiegertochter, ist untröstlich, und auch Franz überaus niedergeschlagen. Agnes fürchtet, um ihre Aussteuer zu kommen. Seit langer Zeit hat Agnes durch Arbeit für Putzgeschäfte für ihre Aussteuer zu sparen gewußt. Insbesondere seit ihrer Bekanntschaft mit Franz ist sie in stiller Thätigkeit von morgens bis abends unausgesetzt thätig gewesen. Raum zur Lebenszeit gönnte sie sich Ruhe. Was ihre Freundinnen für eigenen Putz, für Ausflüge und Vergnügungen verausgabten, ersparte sie zur Vermehrung ihres Sparbüchchens. So hatte sie denn bei ihrer Verlobung schon Sparkassenbücher über 2000 Mk. im Besitz. Mein Franz erzählte alles dies am Abend des Verlobungstages mit Stolz und Genugthuung. Die jungen Leute begannen schon zu überlegen, was sie aus dem Guthaben zuerst anschaffen wollten.

Nun soll alle Mühe und aller Fleiß vergeblich gewesen sein. Als Agnes, durch allerlei Gerüchte beunruhigt, ihre Einlage auf dem Sparkassenbureau in der Klosterstraße kündigen wollte, fand sie auf der Straße erregte Gruppen von Männern, Frauen, frühere Dienstmädchen jammerten, daß sie um ihre Notgroschen gekommen seien. Der Beamte habe erklärt, daß durch das neue Gesetz mit anderen Werthpapieren und Schuldobligationen auch die Sparkassenbücher für null und nichtig erklärt worden seien.

Agnes fiel, wie sie erzählte, vor Schreck fast in Ohnmacht. Im Bureau hat ihr der Beamte alsdann das Unglaubliche bestätigt. Auf dem Wege zu uns hörte sie, daß Deputationen von Sparkassengläubigern vor das Schloß zum Reichskanzler gezogen seien. Auch ich machte mich sogleich dahin auf, Franz ging mit.

Eine große Menschenmenge war auf dem Schloßplatz versammelt. Auch über die Bassallebrücke, früher Kaiser Wilhelmbrücke, strömten helle Haufen fortwährend nach dem Lustgarten zu. Die Sparkassenfrage erregte alle Gemüther. Die Thore zu den Schloßhöfen waren überall fest verschlossen. Von den vorderen Thüren wurden vergebliche Versuche gemacht, gewaltsam einzudringen. Durch Schießscharten in einigen Thorflügeln, welche ich früher nie bemerkt, starteten plötzlich Flintenläufe der Schloßbeamten entgegen.

Wer weiß, was noch alles sich ereignet hätte, wenn nicht der Reichskanzler in diesem Augenblick auf dem Balkon des Mittelportals am Lustgarten erschienen wäre und Ruhe geboten hätte. Mit weithin schallender Stimme verkündigte er, die Sparkassenfrage solle sofort dem gesetzgebenden Ausschuß zur Entscheidung überbreitet werden. Alle guten Patrioten und braven Sozialdemokraten sollten der Gerechtigkeit und Weisheit der Volksvertreter vertrauen. Ein stürmisches Hoch dankte unserm Reichskanzler.

In diesem Augenblick rückte von verschiedenen Seiten in rasendem Galopp die Feuerwehr an. In Ermangelung von Polizei hatte man aus dem Schloß, als die Menge gegen die Thore drängte, Großfeuer telegraphirt. Gelächter empfing die brave Feuerwehr. So zerteilte sich denn die Menge in heiterer hoffnungsfreudiger Stimmung. Möge man im Reichstage das Richtige treffen.

4. Berufswahl.

Große rote Plakate an den Anschlagssäulen, wie ehemals bei Aushebungen und Kontrollversammlungen des Militärs. Dichte Gruppen stehen davor. Die Maßgabe des neuen Gesetzes fordert der Magistrat im Auftrage der Staatsregierung alle Personen, männlich oder weiblich, im Alter von 21—65 Jahren zur Berufswahl auf binnen 3 Tagen. Auf allen ehemaligen Polizeibureaus und Landesämtern werden Erklärungen entgegengenommen. Frauen und Mädchen wird ausdrücklich in Erinnerung gebracht, daß sie vom Tage des Arbeitstritts in den Staatswerkstätten, welcher noch näher bekannt gemacht werden würde, in der eigenen Häuslichkeit befreit sind vom Kinderwarten, von Vorbereitungen der Mahlzeiten, Krankenpflege und Wäsche. Alle Kinder werden in Kinderpflegestätten und Erziehungshäusern des Staates untergebracht. Die Hauptmahlzeiten sind in den Staatsküchen des Bezirks einzunehmen. Alle Kranken sind an öffentlichen Krankenanstalten abzuliefern, die Leib- und Bettwäsche wird dort in großen Centralanstalten abgeholt. Die Arbeitszeit ist in allen Berufsarten für alle Männer und Frauen in den Staatswerkstätten und sonstigen öffentlichen Dienstleistungen die gleiche und beträgt bis zur anderweitigen Festsetzung 8 Stunden täglich.

Ueber die Befähigung zu der gewählten Arbeit sind Bescheinigungen beibringen, die bisherige Berufsarbeit ist auf den Meldungen anzugeben. Meldungen zu dem Beruf als Geistlicher werden nicht angenommen, da laut Beschluß der Erfurter Parteitages vom Jahre 1891, welcher in das Staatsgrundgesetz aufgenommen gegangen ist, alle Aufwendungen zu religiösen und kirchlichen Zwecken aus Staatsmitteln verboten sind. Denjenigen Personen, welche sich trotzdem dem geistlichen Beruf widmen wollen, bleibt es freigestellt, dies in ihren Mußestunden zu thun, nach Erfüllung der normalen Arbeitszeit in einem staatsseitig anerkannten Beruf.

Das Leben auf den Straßen gleich nach Bekanntwerden dieser Aufforderung demjenigen an den Musterungstagen in einer Kreisstadt. Die Personen gleicher Berufsart thaten sich truppweise zusammen und durchzogen, mit Abzeichen der gewählten Berufsart geschmückt, singend und jubelnd die Stadt. Frauen und Mädchen stehen umher und malen sich die Annehmlichkeiten des gewählten Berufs nach Befreiung von der Hausarbeit in lebhaften Farben aus. Man hört, daß sich viele Personen einen neuen Beruf gewählt haben. Manche scheinen zu glauben, daß die Wahl des Berufes schon gleichbedeutend sei mit der Einstellung denselben.

Ich, mein Sohn Franz, meine Schwiegertochter Agnes, wir alle werden dem bisherigen Beruf, den wir lieb gewonnen, treu bleiben und haben dies auch erklärt. Meine Frau hat sich als Kinderpflegerin gemeldet. Sie will als Mutter ihrer vierjährigen Jüngsten, Annie, welche wir an die Kinderpflegestätte abliefern müssen, auch fernerhin ihre mütterliche Sorgfalt angebeihen lassen.

Nach dem Straßenkrawall vor dem Schloß hat das Ministerium beschlossene eine Schutzmannschaft in einer Stärke von 4000 Köpfen wieder einzurichten und dieselbe teilweise im Zeughaufe und der anschließenden Kaserne zu stationieren. Um frühere unliebsame Erinnerungen zu vermeiden, werden die neuen Schutzmänner keine blauen, sondern braune Uniformen und statt des Helms einen Schlapphut mit einer roten Feder tragen.

5. Eine Reichstagsstizung.

Mit großer Mühe erlangten Franz und ich heute Einlaß zur Tribüne im Reichstagsgebäude am Bebelplatz, früher Königsplatz. Es sollte die Entscheidung über die Spartassengelder getroffen werden. In Berlin giebt es, wie Franz wissen will, jetzt bei 2 Millionen Einwohnern nicht weniger als 500 000 Spar-

langläubiger. Kein Wunder, daß die ganze Umgebung des Reichstags, der Vorplatz, die Sommerstraße, von einer großen Menge von Personen, zumeist in feiner Kleidung, bedeckt war, welche dem Ergebnis der Reichstagsverhandlungen mit Spannung entgegenfab. Doch war schon bei unserer Ankunft die Schutzmannschaft mit der Räumung der Straßen beschäftigt.

Da allgemeine Wahlen für den Reichstag noch nicht stattfinden können und die Mandate aller Mitglieder der Bourgeoisparteien für erloschen erklärt worden sind, so sahen wir nur unsere alten Genossen und erprobten Vorkämpfer im Sitzungssaale versammelt.

Der Chef des statistischen Reichsamts leitete im Auftrage des Reichskanzlers die Verhandlungen ein durch einen statistischen Vortrag über die thatsächliche Bedeutung der vorliegenden Frage. Allein bei den öffentlichen Sparkassen Deutschlands waren 8 Millionen Mark vorhanden über Einlagen im Betrage von mehr als 5 Milliarden Mark. (Hört! links.) Der jährliche Zinsbetrag überstieg 150 Millionen Mark. Die Einlagen in den Sparkassen waren angelegt mit ungefähr 2800 Millionen Mark in Hypotheken, mit 1700 Millionen Mark in Inhaberpapieren, mit 400 Millionen Mark bei öffentlichen Instituten und in Corporationen und mit 100 Millionen Mark gegen Faustpfand. Die Inhaberpapiere sind durch Gesetz annullirt worden. (Sehr gut! links.) Die Hypothekenschulden sind mit Uebergang alles Grundbesitzes auf den Staat erloschen. Ebenso sind die auf Faustpfand ausgelehnten Gelder mit der unentgeltlichen Rückgabe der Pfänder in den öffentlichen Leihbibliotheken auch zum Nutzen des Volkes verwendet worden. (Beifall links.) Mittel zur Auszahlung der Sparkasseneinlagen sind somit in keiner Weise vorhanden. Eine Vergütung an die Einleger kann erfolgen in Form der Ausgabe von Bons, welche zu einer Entnahme aus den Waarenvorräten des Staates berechtigen.

Nach diesem Vortrag ergriß ein Redner von der rechten Seite das Wort. Millionen braver Arbeiter und guter Sozialdemokraten (Unruhe links) werden sich bitter beschämt fühlen, wenn sie jetzt, wo dem Arbeiter der „volle Ertrag seiner Arbeit“ zu Theil werden soll, sich um die Früchte harter Arbeit durch Borenthaltung ihrer Sparkassengelder zuweilen Gedanken machen. Was hat die Ersparnisse ermöglicht? Angestrebter Fleiß, Sparsamkeit, Zurückhaltung von manchem Genuß, z. B. in Tabak und Spirituosen, den sich andere Arbeiter erlaubten. (Unruhe links.) Mancher hat geglaubt, sich durch die Hinterlegung in der Sparkasse einen Notgroschen für außerordentliche Unglücksfälle, eine Erleichterung für sein Alter verschaffen zu können. Die Gleichstellung mit denjenigen, welche nichts vor sich gebracht, wird als Unrecht von Millionen empfunden (Beifall rechts und stürmische Zurufe von den Tribünen).

Der **Präsident** droht die Tribünen räumen zu lassen. (Zurufe: Wir sind das Volk!)

Präsident: Dem Volk ist ein durch allgemeine Abstimmung geordnetes Verwerfungsrecht zu Gesetzen gegeben, aber kein Recht zur Teilnahme an der Diskussion im Reichstag. (Lebhafte allgemeiner Beifall). Die Ruheführer werden hinausgeführt.

Ein Redner von der linken Seite des Reichstags erhält das Wort. Ein richtiger Sozialdemokrat ist niemals auf Spargroschen bedacht gewesen. (Widerspruch rechts.) Jeder Sparapostel der Bourgeois gefolgt ist, hat auf keine Rücksichtnahme im sozialen Staat gerechnet. Auch manches Sparkassengeld ist durch Vererbung des arbeitenden Volkes entstanden. (Widerspruch rechts.) Man soll nicht sagen, die Sozialdemokratie hängt zwar an den großen Dieben, läßt aber Millionen kleiner Diebe laufen. Die Sparkassenkapitalien sind ihren verschiedenen Anlagen mit schuldig gewesen an der Aufrechterhaltung des Ausbeutungssystems gegen das Volk (Lebhafte Beifall links). Nur ein Bourgeois kann gegen die Eingliederung der Sparkassengelder Widerspruch erheben.

Der **Präsident** ruft den Redner zur Ordnung wegen der schweren Beleidigung, welche die Bezeichnung als Bourgeois gegen ein Mitglied des sozialdemokratischen Reichstags in sich schließt.

Unter großer Spannung erhebt sich dann der **Reichskanzler** von seinem Sitz: Ich beide verehrten Vorrednern bis zu einem gewissen Grade Recht geben. Es ist manches zu sagen von dem, was gefragt worden ist über die moralische Entstehung der Sparkassengelder, aber lassen wir durch rückwärts gerichtete Betrachtungen nicht unsern Blick abziehen von der hohen Zeit, in der wir leben. (Sehr gut!) Wir müssen die Frage ohne Sentimentalität als die wichtigste Sozialdemokraten entscheiden. — Fünf Milliarden wieder herauszugeben an den Bruchtheil der Bevölkerung von 8 Millionen Personen, heißt die neue soziale Gleichheit

aufbauen auf einer Ungleichheit (Beifall). Diese Ungleichheit würde sich alsbald in allen Konsumtionsverhältnissen fühlbar machen und die künftige planmäßige Organisation der Produktion und Konsumtion durchbrechen. Mit demselben Recht wie heute die Spartassengläubiger, können dann morgen auch diejenigen ihr Kapital zurück verlangen, welche zufällig ihre Ersparnisse nicht in der Sparkasse, sondern in Werkzeugen, Vorräten ihres Berufs, in Arbeitsmitteln oder Grundbesitz angelegt haben. (Sehr richtig!) Wo bleibt denn zuletzt eine feste Grenze für die Reaktion gegen die bestehende sozialdemokratische Ordnung? Was immerhin die Sparrer von den Früchten des Fleißes und der Enthaltensameit versprochen haben mögen, zehnfach hundertfach wird solches jetzt allen zu Teil werden durch die großartigen Einrichtungen, welche wir zum Wohl der Arbeiter im Begriff stehen zu schaffen. Aber wenn Sie diese Milliarden uns jetzt entziehen und um diesen Betrag das Kapital schwächen, welches jetzt zum Wohl der Allgemeinheit arbeiten soll, so sind meine Kollegen im Ministerium und ich nicht länger der Lage, die Verantwortung für die Durchführung einer zielbewußten Sozialdemokratie übernehmen. (Stürmischer Beifall).

Es war noch eine große Anzahl Redner zum Worte gemeldet. Der Präsident aber machte darauf aufmerksam, daß in Anbetracht der vorausgegangenen Kommissionensitzungen und der Zeit, welche jedem Abgeordneten für die Vektüre der Drucksachen zugebilligt ist, der achtsündige Maximalarbeitsstag abgelaufen sei und eine Fortsetzung der Sitzung deshalb erst am andern Tag stattfinden könnte. (Rufe: Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!) Ein Antrag auf Schluß der Diskussion wird eingebracht und angenommen. Bei der Abstimmung geht der Reichstag über die Petitionen auf Herausgabe der Spartassengelder gegen weit mehr Stimmen zur einfachen Tagesordnung über. Die Sitzung ist geschlossen.

Unwillige Rufe wurden vielfach auf den Tribünen laut und pflanzten sich auf die Straße fort. Doch hatte die Schutzmannschaft die ganze Umgebung des Reichstagsgebäudes geräumt. Eine Anzahl tumultuierender Personen wurden verhaftet, namentlich viele Frauen. In größerer Entfernung vom Reichstagsgebäude sollen einzelne Abgeordnete, welche gegen die Herausgabe der Spartassengelder gestimmt hatten, gröblich insultirt worden sein. Die Schutzmannschaft hat, wie erzählt wird, vielfach von ihren neuen Waffen, sogenannten Totschlägern, welchen nach englischem Muster eingeführt worden sind, gegen das Publikum unbarbar und herzig Gebrauch gemacht. Zu Hause bei uns gab es sehr erregte Szenen, meine Schwiegertochter ließ sich gar nicht beruhigen, vergebens suchte meine Frau sie zu trösten unter dem Hinweis auf die reiche Ausstattung, welche alle Brautpaare demnächst von der Regierung zu erwarten hätten. „Ich will nichts geschenkt haben“, rief sie ein über das andere Mal heftig aus, „ich will den Ertrag meiner Arbeit. Eine solche Zucht ist ja schlimmer als Raub und Diebstahl.“

Ich fürchte, das heutige Erlebnis ist nicht geeignet, meine Schwiegertochter in der Festigkeit ihrer sozialdemokratischen Grundsätze zu bekräftigen. Auch mein Schwiegervater hat ein Spartassenbuch. Wir wagen es nicht, dem alten Mann zu sagen, daß daselbe wertlos geworden ist. Er ist kein Geizhals. Aber noch dieser Tage erzählte er, daß er Zins und Zinseszins auflaufen lasse. Wir sollten bei seinem Tode seine Dankbarkeit erfahren für die Pflege, welche wir ihm heute uns haben angedeihen lassen. Man muß in der That so fest wie ich in den sozialdemokratischen Anschauungen geworden sein, um solche Verluste hetteren Mutes verschmerzen zu können.

6. Arbeitsanweisung.

Die Heirat zwischen Franz und Agnes ist plötzlich in weite Ferne gerückt. Heute verteilte die Schutzmannschaft die Gestellungsordres zur Arbeit auf Grund der stattgehabten Berufswahl und des von der Regierung für die Produktion und Konsumtion im Lande aufgestellten Organisationsplans.

Franz ist allerdings als Seher beordert, aber nicht in Berlin, sondern in Leipzig, Berlin bedarf jetzt nicht mehr den zwanzigsten Theil an Zeitungsetzern wie früher. Beim „Vorwärts“ werden nur ganz zuverlässige Sozialdemokraten

ingestellt. Franz aber ist wegen Aeußerungen auf dem Schloßplatz über die edige Spartassenangelegenheit irgendwo in Mißkredit gebracht worden. Die Politik, so argwöhnte Franz, hat wohl auch sonst bei der Arbeitszuteilung mitgespielt. Die Partei der „Jungen“ in Berlin ist vollständig auseinandergesprengt worden. Ein Genosse muß als Tapezierer nach Jnowrazlaw, weil dort an Tapezierern Mangel sein soll und hier ein Ueberfluß besteht. Franz meinte unwillig, das alte Sozialistengesetz mit seinen Ausweisungen sei dergestalt in neuer Form wieder lebendig geworden. Man muß eben dem Bräutigam, der plötzlich auf unabsehbare Zeit von der Braut getrennt wird, manches zu Gute halten.

Ich suchte Franz damit zu trösten, daß im Nachbarhause sogar ein Ehepaar getrennt worden sei. Die Frau kommt als Krankenpflegerin nach Oppeln, der Mann als Buchhalter nach Magdeburg. Wie darf man denn Eheleute trennen, das ist ja die reine Niedertracht, so rief Paula. Meine gute Alte vergaß, daß die Ehe in unserer neuen Gesellschaft ein reines Privatverhältnis ist, wie doch schon Bebel in seinem Buch von der Frau dargethan hat. Die Ehe kann jederzeit ohne Dazwischentreten irgend eines Beamten geschlossen und wiederum gelöst werden. Die Regierung ist also gar nicht in der Lage, zu wissen, wer alles noch verheiratet ist. In dem Namensregister wird daher ganz folgerichtig Jedermann nur mit seinem Geburtsnamen und zwar mit dem Familiennamen seiner Mutter aufgeführt. Das Zusammenwohnen der Eheleute kann sich bei einer planmäßigen Organisation der Produktion und Konsumtion nur nach den Arbeitsplätzen richten, nicht umgekehrt, denn die Organisation der Arbeit kann doch nicht auf jederzeit lösbare Privatverhältnisse Rücksicht nehmen.

Indeß auch im früheren Beamtenstaate, so meinte meine Frau, hat man doch oft aus persönlichen Gründen unliebsame Versetzungen höheren Orts wieder rückgängig gemacht. — Das ist richtig. Und so begab ich mich denn nach dem Rathhaus. Ich erinnerte mich, daß ein alter Freund und Genosse, mit dem ich zusammen unter dem Sozialistengesetz in Plözenssee bekannt wurde, in der Gewerbe-Deputation des Magistrats jetzt eine einflußreiche Stellung inne hatte. Ich fand aber das Bureau im Rathause von Hunderten von Personen belagert, die mit ähnlichen Wünschen gekommen sein mochten. Auf dem Gange traf ich indeß einen anderen Genossen, der in derselben Gewerbe-Deputation arbeitet und dem ich alles erzählte, was ich auf dem Herzen hatte. Er riet mir, später einmal, wenn über Franzens Beteiligung am Spartassentrawall Gras gewachsen, wegen seiner Rückversetzung nach Berlin vorstellig zu werden.

Ich klagte ihm dabei, daß ich selbst zwar als Buchbinder angenommen, aber nicht in meiner früheren Stellung als Meister, sondern als Gehilfe. — Das ginge nicht anders, meinte er. In Folge der Erweiterung des Großbetriebes in den Gewerben sei der Bedarf an Meistern ein sehr viel geringerer als früher. Er erzählte mir aber, daß in Folge eines Rechenfehlers eine Nachtragsforderung von 500 Kontrolleuren kommen werde; er riet mir, um eine solche Stelle einzukommen. Dem Rat werde ich folgen.

Meine Frau ist als Krankenpflegerin angenommen, aber nicht dort, wo unser Jüngstes verpflegt werden soll. Man sagt, daß grundsätzlich zur Vermeidung von Bevorzugungen der eigenen Kinder und zur Fernhaltung der Eifersucht der anderen Mütter Frauen als Krankenpflegerinnen nur dort eingestellt werden, wo sich die eigenen Kinder nicht befinden. Das ist gewiß gerecht, aber Paula wird es sehr hart finden. Frauen sind nun einmal sehr geneigt, die Staatsraison ihren Privatwünschen unterzuordnen.

Meine Schwiegertochter ist als nicht Putzmacherin, sondern als Weißnäherin beordert. An Putzwaren hat die Gesellschaft viel weniger Bedarf. Der neue Produktionsplan, hörte ich, rechnet nur mit dem Massenvertrieb. In Folge dessen ist besondere Handfertigkeit, Geschmack, überhaupt alles, was sich mehr dem Kunstgewerbe nähert, nur in ganz beschränktem Umfange erforderlich. Agnes meinte,

es sei ihr gleichgiltig, was aus ihr werde, wenn sie doch nicht mit Franz vereinigt werde. — Kinder entgegnete ich, bedenkst, daß selbst eine Gottheit es nicht allein recht machen könnte. — Dann sollte man, fiel auch Franz ein, doch jeden für sich selber sorgen lassen. So schlimm hätte es uns unter der früheren Gesellschaft nicht ergehen können.

Ich las ihnen zur Beruhigung den „Vorwärts“ vor, in welchem die Regierung zur Klarstellung eine Uebersicht über die Berufsanmeldungen und die Arbeitsanweisungen gegeben hat. Als Jäger haben sich in Berlin mehr Personen gemeldet, als es auf 10 Meilen im Umkreise von Berlin Hasen giebt. Nach Maßgabe der Meldungen könnte die Regierung auch neben jede Thür einen Portier, neben jedem Baum einen Förster, für jedes Pferd einen Reiter stellen. Kindermädchen sind weit mehr gemeldet als Küchenmädchen, Rutscher weit mehr als Stallknechte. Von Kellnerinnen und Sängerinnen liegen Anmeldungen in Hülle und Fülle vor, desto weniger von Krankenpflegerinnen. Verkäufer und Verkäuferinnen sind zahlreich gemeldet. An Aufsehern, Kontrolleuren, Inspektoren, kurzum an Verwaltungsbeamten ist Ueberschuß sondergleichen, auch an Akrobaten fehlt es nicht. Aber für die harte, schwere Arbeit der Pflasterer, der Heizer, überhaupt alle Feuerarbeiter sind die Meldungen spärlich. Noch weniger Viehhaber haben sich für die Kanalarreinigung gefunden.

Was sollte aber die Regierung thun, um ihren Organisationsplan für Produktion und Konsumtion mit den Meldungen in Uebereinstimmung zu bringen? Sollte sie etwa auf einen Ausgleich hinwirken durch die Gewährung eines geringeren Lohnes für Berufsarten, zu denen Andrang besteht, und eines höheren Lohnes für die nicht gesuchten Arbeiten? Das würde doch den Grundlehren der Sozialdemokratie widersprechen. Jede Arbeit, die der Gesellschaft nützlich ist, ist, wie Bebel immer gesagt hat, der Gesellschaft auch gleich wert. Größere Anteile an den Ertrage der Arbeit würden einen sehr ungleichen Lebensgenuß begünstigen oder bei den höher Belohnten Ersparnisse ermöglichen, welche auf Umwegen wieder eine Kapitalistenklasse züchten, und damit das ganze sozialistische Produktionssystem zerstören würden. Oder sollte man etwa durch verschiedene Bemessung der Arbeitszeit einen Ausgleich herbeiführen? Dann würde der naturgemäße Zusammenhang der verschiedenen Handtirungen untereinander bei der Arbeit zerstört. Das Spiel von Angebot und Nachfrage, welches unter der früheren Kapitalsherrschaft sein Wesen getrieben, soll und darf in der neuen Ordnung nicht aufkommen.

Die Regierung behält sich vor, die unangenehme Arbeit den Sträflingen zuzuteilen, und beabsichtigt, wie dies schon Bebel empfohlen hat, einen häufigen Wechsel in den Beschäftigungen eintreten zu lassen. Vielleicht könnte derselbe Arbeiter künftig an demselben Tage zu verschiedenen Stunden verschieden beschäftigt werden.

Für jetzt konnte der Ausgleich nur durch das Los herbeigeführt werden. Unter Zusammenlegung verwandter Berufsarten ist daher aus der Gesamtzahl der Bewerber eine dem Bedarf des einzelnen Berufszweiges nach dem Organisationsplan der Regierung entsprechende Anzahl ausgelost worden. Aus denjenigen, welche hierbei Nieten zogen, hat man wiederum durch das Los diejenigen bestimmt, welche sich Arbeiter zu widmen haben, für die eine nicht genügende Zahl von Bewerbungen eingegangen war. Dabei soll mancher ein ihm wenig zusagendes Los gezogen haben.

Franz äußerte, Pferde- und Hundelotterien habe es ja immer gegeben, aber hier würden zum ersten Male auch Menschen verlost. Schon am Anfang sei man derart am Ende der Weisheit, daß man zum Lose greifen müsse.

Du siehst ja, entgegnete ich, daß künftig alles neu geordnet werden soll. Jetzt leiden wir noch unter den Nachwirkungen des Ausbeutungssystems und der Kapitalsherrschaft. Ist dagegen erst das sozialdemokratische Bewußtsein voll und ganz überall zum Durchbruch gelangt, so werden sich gerade für die schweren,

gefährlichen und unangenehmen Arbeiten Freiwillige in großer Zahl melden, weil sie von dem Bewußtsein getragen sein werden, daß sie durch solche Arbeit nicht mehr, wie früher, schnöder Erwerbsucht von Ausbeutern dienen, sondern sich um das Wohl des Ganzen hochverdient machen.

Die Kinder aber schienen davon nicht recht überzeugt.

7. Nachrichten vom Lande.

Alle 20jährigen jungen Leute haben sich binnen drei Tagen beim Militär zu stellen. Agnes' Bruder ist auch darunter. Die „Volkswehr“ soll aufs schnellste organisiert und bewaffnet werden. Das Kriegsministerium, dessen weite Paulisch in der Leipzigerstraße und Wilhelmstraße wegen des schönen Gartens zu einer großen Kindererziehungsanstalt umgewandelt werden sollten — meine Frau sollte in dieser Anstalt thätig sein — muß seiner früheren Bestimmung erhalten bleiben.

Die inneren Verhältnisse machen die Aufstellung der Volkswehr früher und umfangreicher, als beabsichtigt war, nothwendig. Die neuen Landräte in den Provinzen verlangen dringend nach militärischer Unterstützung zur Durchführung der neuen Gesetze auf dem Lande und in den kleineren Städten. Deshalb wird an dem Orte jedes Landwehrbezirkskommandos ein Bataillon Infanterie, eine Eskadron und eine Batterie aufgestellt. Indef werden der größeren Sicherheit halber diese Truppenteile nicht aus Mannschaften desselben Ergänzungsbezirks gebildet.

Die Bauern müssen zur Raision gebracht werden. Sie widersetzen sich der Verstaatlichung oder, wie es jetzt amtlich heißt, der Vergesellschaftung ihres Privat-Eigentums an Grund und Boden, Haus und Hof, Vieh und sonstigem Inventar. Solch' ein Bauer will durchaus auf seinem Eigenen sitzen bleiben, auch wenn er sich dabei von früh bis spät schinden und plagen muß. Man könnte die Leute ruhig sitzen lassen, wenn dadurch nicht die ganze planmäßige Organisation der Produktion für das Reich unmöglich würde. Darum müssen die Unverständigen jetzt zu ihrem eigenen Besten gezwungen werden. Wenn aber die ganze Organisation erst durchgeführt ist, dann werden auch die Bauern einsehen, welches angenehme Wohlleben ihnen die Sozialdemokratie bei kurzer Arbeitszeit verschafft hat.

Die Knechte und Tagelöhner auf dem Lande waren zuerst, als die großen Städte, auf denen sie bisher Arbeit fanden, für Nationaleigentum erklärt wurden, bei der Sache. Nun ist aber plötzlich eine sonderbare Veränderungslust in diese Leute gefahren. Sie drängen allesamt nach den großen Städten, womöglich nach Berlin. Hier in der Friedrichstraße und Unter den Linden gewahrte man in den letzten Wochen die wunderbarsten, sonst hier nie gesehenen Gestalten aus den entlegendsten Bezirken Deutschlands. Zum Teil sind sie mit Frau und Kind angerückt gekommen, hatten wenig Mittel, verlangten aber Speise und Trank, Kleider und Schuhwerk vom Besten und Teuersten. Sie hatten gehört, daß hier alles in eitel Wohlleben schwelge, wenn es nur wahr wäre!

Natürlich müssen jetzt diese Hinterwäldler per Schub in die Heimat zurückgebracht werden, was allerdings viel Erbitterung hervorruft. Das fehlte auch noch, daß sich die Regierung ihre großartige Organisation der Produktion und Konsumtion durch ein beliebiges Hin- und Herwandern der Leute aus der Provinz auszuweiden ließe. Bald würden sie wie Heuschrecken über die hier aufgespeicherten Vorräte herfallen und zu Hause die notwendige Arbeit im Stich lassen, bald wieder, wenn es ihnen anders paßte, ausbleiben und die in Erwartung ihres Nachschubs angeschafften Vorräte verderben lassen.

Es wäre freilich richtiger gewesen, wenn die erst jetzt erlassenen Bestimmungen schon früher gekommen wären, wonach niemand seinen Wohnort zu vorübergehender Abwesenheit ohne Urlaubskarte und zu dauernder Entfernung ohne Anweisung der Obrigkeit verlassen darf. Natürlich soll Berlin auch künftig Besuch und Zutug erhalten, doch nicht willkürlich und planlos, sondern, wie dies alles der „Vorwärts“

einfach und klar darlegt, nach Maßgabe der sorgfältig aufgestellten Berechnungen und Pläne der Regierung. Der sozialdemokratische Staat oder, wie es jetzt heißt, die Gesellschaft, nimmt die allgemeine Arbeitspflicht ernst und duldet deshalb keinerlei Vagabondage, auch keine Eisenbahnvagabondage.

Der „Vorwärts“ bringt auch heute einen sehr scharfen Artikel gegen die sogenannten Dezentralisten, d. h. eine kompromißsüchtige Richtung, zu der sich auch viele Berliner Weißbierphilister rechnen. Das sind Leute, die nicht begreifen können, daß die Berliner Stadtverordneten jetzt nicht mehr zu parlamenteln, sondern nur Ordre zu pariren haben. Den Stadtverordneten liegt es lediglich ob, für Berlin im Einzelnen auszuführen, was die Regierung für das ganze Land bestimmt. Berlin hat für seine im Reichshaltsetat festgesetzte Bevölkerungszahl so viel auszugeben, wie für jedes Jahr in diesem Etat für neue Häuser oder öffentliche Anlagen und communale Einrichtungen ausgeworfen werden wird, nichtmehr und nicht weniger.

Gestern hat der Reichskanzler wieder einmal, wie der „Vorwärts“ mit Recht rühmt, in seiner zielbewußten Weise im Reichstag gesprochen, und einen einstimmigen Beschluß erzielt. Es handelte sich darum, ob ein Versuch gemacht werden soll, das platte Land dadurch zu beruhigen, daß das ländliche Privateigentum nicht zu Gunsten der Gesamtheit in Deutschland, sondern zu Gunsten sogenannter lokaler Produktivgenossenschaften aufgehoben wird, zu welchen die Einwohner jedes Ortes verbunden werden sollen.

„Solche aus Lassalles Zeit herrührenden und bereits 1891 vom Erfurter Parteitag abgethanen Irrthümer sollten doch nicht wieder aufleben. Aus einer solchen Organisation verschiedener Produktionsgenossenschaften würde ja eine selbständige Konkurrenz der einzelnen Orte unter einander mit Notwendigkeit folgen. Der Unterschied der Güte des Bodens in den verschiedenen Landstrichen und Ortschaften würde wieder Unterschiede von Reich und Arm mit sich bringen und damit dem Privatkapitalismus eine Hinterthür öffnen. Eine planmäßige Organisation der Produktion und Konsumtion aber sowie eine sachgemäße Verteilung der Arbeitskräfte über das ganze Land duldet keinerlei Individualismus, keinerlei freie Konkurrenz, weder eine persönliche noch eine örtliche Selbständigkeit. Die Sozialdemokratie verträgt eben keine Halbheiten; man will sie entweder ganz oder man will sie nicht. Wir aber wollen sie voll oder ganz zur Wahrheit machen.“ (Lebhafter Beifall.)

8. Der letzte Familientag.

Mit meinen beiden Frauensleuten, Frau und Schwiegertochter, habe ich heute einen schweren Stand gehabt. Es war Mutters Geburtstag, ein seit 20 Jahren mir lieber Gedenktag; aber eine frohe Stimmung kam heute nicht zur Geltung. Morgen reist Franz nach Leipzig, morgen müssen wir auch die beiden anderen Kinder abgeben. Großvater zieht in die Altersversorgungsanstalt.

Von alledem war mehr die Rede als vom Geburtstag. Großvater stimmte meine Frau schon vom frühen Morgen an weihnützig. Die Sozialdemokratie, so klagte er, ist unser aller Unglück; das habe ich immer kommen sehen. Ich schreibe derre ihm das gute, bequeme Leben, welches ihn in der Anstalt erwarte.

Was nützt mir dies alles, rief er aus. Ich soll dort mit fremden Leuten wohnen, essen und schlafen. Meine Tochter ist nicht um mich und sorgt nicht mehr für mich. Ich kann nicht rauchen wo und wie ich will. Mit Annie kann ich nicht mehr spielen, und Ernst erzählt mir nichts mehr aus der Schule. Auch aus Deiner Werkstatt erfahre ich nichts. Wenn ich wieder einmal krank werde, dann bin ich ganz verlassen. Einen alten Baum soll man nicht versetzen; mit mir wird es nun bald zu Ende sein.

Wir trösteten ihn mit häufigen Besuchen. Ach, meinte er, mit solchen Besuchen ist es nur eine halbe Sache. Dabei ist man nicht recht unter sich und wird von andern gestört.

Wir ließen die kleine Annie, Großvaters Liebling, versuchen, ihn in ihrer schmeicheleichen Weise zu trösten. Das Kind war am muntersten von allen. Sie hatte ihm jemand erzählt von vielem Kuchen, hübschen Puppen, kleinen Hundchen

Bilderbüchern und allerlei schönen Sachen im Kinderheim. Davon plauderte sie in ihrer Art immer wieder aufs Neue.

Franz zeigte eine ruhige Entschlossenheit; er gefiel mir aber doch nicht. Es kommt mir vor, als ob er irgend etwas besonderes plant, was er nicht verraten will. Hoffentlich verträgt es sich mit unseren sozialdemokratischen Grundsätzen.

Mein anderer Junge, der Ernst, läßt es sich nicht so merken, wie er denkt und fühlt. Gegen seine Mutter war er überaus zärtlich, was sonst nicht gerade seine Sache ist. Er sollte jetzt in die Lehre kommen und hatte sich darauf gefreut. Der Junge hat eine geschickte Hand, aber mit dem Studiren will es nicht recht bei ihm vorwärts. Nun sollen aber alle Kinder in diesem Alter gleichmäßig noch ein paar Jahre studiren und dann erst eine Fachausbildung erlangen.

Mutter bereitet uns immer zu ihrem Geburtstag einen schönen fastigen Kalbsbraten mit Backpflaumen, unsern historischen Kalbsbraten, wie ihn Franz immer scherzhaft nannte. Wenn Ihr auch, so meinte meine Frau wehmütig, als der Braten auf den Tisch erschien, nächstens zu Besuch kommt, einen Kalbsbraten kann ich Euch doch nicht vorsetzen, denn eine Küche haben wir dann nicht mehr. Alle Achtung vor Deinen Kalbsbraten, so schaltete ich ein, aber darum können wir doch unsere Ideale nicht preisgeben. Wir werden auch künftig Kalbsbraten essen und sogar öfter und noch manches andere Leckere dazu. Aber, so meinte sie, der eine bekommt dann hier, der andere dort zu essen. Was dem Herzen bei der Trennung verloren geht, kann das große Wohlleben nicht ersetzen. Es ist mir auch nicht um den Kalbsbraten, sondern um das Familienleben.

Also nicht um die Wurst, sondern um die Liebe, so scherzte ich. Tröste Dich, Alte, wir werden uns künftig auch recht lieb haben und noch mehr freie Zeit als bisher, es uns sagen zu können.

Ach, sagte meine Frau, ich wollte mich lieber wieder 10 und 12 Stunden hier im Hause für Euch plagen, als dort 8 Stunden für fremde Kinder, die mich nichts angehen.

Warum muß das alles sein, fragte sie dann scharf, und die Schwiegertochter, die immer meiner Frau beistimmt, wenn sie auf solche Kapitel kommt, wiederholte die Frage noch schärfer. Wenn die beiden zusammen ein Duett reden, so ist für mich kein Aufkommen mehr, zumal wenn Franz sich so neutral verhält oder gar seiner Braut dabei zunicht.

Habt Ihr denn nicht mehr in Erinnerung die schönen Vorträge von Fräulein W. über die Emanzipation des Weibes, ihre Gleichberechtigung in der Gesellschaft mit dem Mann? Damals haben Euch doch diese Reden ebenso begeistert, wie Babels Buch!

Ach, Fräulein W. ist eine alte Jungfer, die immer nur Chambre garnie oder in Schlafstellen gewohnt hat, erhielt ich darauf zur Antwort.

Darum aber kann sie doch recht haben, erwiderte ich. Gleiches Arbeitsrecht und gleiche Arbeitspflicht ohne Unterschied des Geschlechts ist die Grundlage der sozialisirten Gesellschaft. Unabhängigkeit der Frau vom Manne durch gleichen und selbständigen Erwerb der Frau außer dem Hause, keine Hausflaven mehr, weder Sklavendienste der Frau noch der Dienstboten. Darum äußerste Beschränkung der Häuslichkeit durch Uebertragung häuslicher Arbeit auf große Anstalten der Gesellschaft. Keine Kinder und keine älteren Personen mehr in der Häuslichkeit, damit nicht die ungleiche Zahl solcher Pflinglinge in der Familie die Unterschiede von Arm und Reich aufs Neue hervorbringt. So hat es uns Bebel gelehrt.

Das mag ja alles recht mathematisch ausgedacht sein, meinte Großvater, aber klüßlich, August, macht das nicht. Denn warum? Die Menschheit ist keine Hammelherde. Großvater hat Recht, rief Agnes, und damit fiel sie Franz um den Hals mit der Versicherung, sie wolle garnicht von ihm emanzipirt werden.

Da war es denn freilich mit einer vernünftigen Auseinandersetzung zu Ende. — Ich wollte doch, der morgige Trennungstag wäre schon überstanden.

9. Der große Umzug.

Statt der Droschke, welche heute die Kinder und Großvater abholen sollte, hielt am Morgen ein Möbelwagen vor der Thür. Mit der Uebersiedelung hätte es noch bis zum Abend Zeit, so sagte der Schutzmann. Zuvor aber sei er beordert worden, Möbel aufladen zu lassen.

Was soll denn das heißen, rief meine Frau erschrocken, ich denke, das Hausgerät bleibt Privateigentum.

Gewiß, gute Frau, sagte der Schutzmann, alles Hausgerät sollen wir auch nicht abholen, sondern nur die hier im Inventar bezeichneten Stücke nimmt die Gesellschaft in Anspruch. Dabei holte er ein Inventar hervor, welches wir früher hatten einliefern müssen, und zeigte uns auch eine Bekanntmachung im „Vorwärts“, welche wir allerdings unter den Aufregungen der letzten Tage übersehen hatten.

Als meine Frau sich gleichwohl von ihrem Erstaunen über das Abholen von Möbeln nicht erholen konnte, meinte der Beamte, welcher sich übrigens recht höflich benahm: Aber, liebe Frau, wo sollen wir denn sonst die Möbel hernehmen, um alle die neuen Anstalten für Kindererziehung, Altersversorgung, Krankenpflege u. s. w. auszustatten?

Ja, warum gehen Sie denn nicht zu den reichen Leuten, welche ganze Häuser mit den schönsten Möbeln bis zum Dach vollgepfropft haben, und leeren dort aus?

Thun wir auch, Frauchen, schmunzelte der Beamte, in der Tiergartenstraße, Viktorioststraße, Regentenstraße und überall dort herum hält ein Möbelwagen hinter dem andern. Der Verkehr ist für anderes Fuhrwerk bis auf weiteres völlig gesperrt. Kein Part behält mehr als zwei Betten und an sonstigem Gerät auch nicht mehr, als in zwei oder drei große Stuben hineingeht. Aber das reicht alles noch nicht. Bedenken Sie doch, der Magistrat hat in Berlin bei 2 Millionen Einwohnern über 900 000 Personen, welche sich im Alter unter 21 Jahren befinden, in Kinderpflege- und Erziehungsanstalten unterzubringen, dazu 100 000 alte Leute über 65 Jahre in Versorgungsanstalten. Dazu kommt dann noch eine Verzehnfachung der Bettenzahl in den Krankenhäusern für die Krankenpflege. Woher dazu alles nehmen und nicht stehlen? Was wollen Sie denn auch mit den Betten und allen diesen Spinden und Tischen anfangen, wenn der alte Papa, der Junge dort und die Kleine nicht mehr zu Hause sind?

Ja, meinte meine Frau, wohin sollen unsere Lieben denn, wenn sie zu uns zu Besuch kommen?

Nun, sechs Stühle bleiben Ihnen ja wohl. — Aber zum Logirbesuch? fragte meine Frau.

Das wird sich wohl schwer machen lassen, meinte der Beamte, wegen des Platzes in der künftigen Wohnung.

Es stellte sich heraus, das meine gute Frau in ihrer etwas lebhaften Einbildung sich vorgestellt hatte, es würde bei der großen Wohnungsvertheilung auf uns eine hübsche, wenn auch kleine Villa irgendwo in Berlin W kommen, in der wir dann ein oder zwei Zimmer für Logirbesuch einrichten könnten. Zu solcher Einbildung hatte meine Paula allerdings keine Veranlassung, denn Bebel hat es immer gesagt und geschrieben: Die Häuslichkeit soll auf das allernotwendigste beschränkt werden.

Paula suchte sich dann zu beruhigen in dem Gedanken, der Vater und die Kinder würden nach Uebersiedelung der Möbel in ihren eigenen Betten schlafen können. Den bequemen Lehnstuhl für ihren Vater hatte sie demselben ohnehin in die Versorgungsanstalt mitgeben wollen.

Nein, so ist es nicht gemeint, bemerkte der Beamte. Alles wird zusammengebracht, sortirt und dann passend verwendet, wie es sich gerade macht. Es würde doch eine kunterbunte Möbblirung in den Anstalten herauskommen, wenn jeder dort für sich apart sein eigenes Gerümpel aufstellen wollte.

Darauf gab es dann wieder neues Lamento. Den Sorgenstuhl hatte Großvater zu seinem letzten Geburtstag von uns geschenkt erhalten. Er war noch wie neu, und der Alte fühlte sich darin so mollig. In dem Kinderbett von Annie hatten der Reihe nach unsere Kinder geschlafen. Es war je nach dem Bedarf auf dem Boden gewandert und wieder heruntergeholt worden. Das große Spind, welches wir nachher Vater überließen, gehörte zu den ersten Stücken, die wir uns nach der Hochzeit auf Abzahlung kauften. Wir haben es uns sauer werden lassen müssen, um damals unsern Hausrat soweit zu vervollständigen. Der Spiegel war ein Erbstück von meinem Vater. Er pflegte sich vor demselben zu rasiren. Die Ecke dort unten hatte ich als Knabe abgestoßen, was mir derbe Prügel eintrug. So klebt an jedem Hausrat ein Stück Lebensgeschichte von uns. Das sollte nun alles wie Trödelware auf Nimmerwiedersehen verschwinden.

Aber es half nun einmal nichts. Die Möbel wurden aufgeladen. Am Abend wurden dann auch richtig die Kinder und Großvater von einem andern Schutzmann abgeholt. Begleiten durften wir sie nicht. Das Zammern muß doch endlich einmal ein Ende nehmen, sagte der Wachtmeister barsch. Er hatte so unrecht nicht. Diese alte Gefühlsdujelei paßt nicht zu dem Geisteswehen der neuen Zeit. Jetzt, wo das Brüderreich der ganzen Menschheit beginnt und Millionen einander umschlingen halten, gilt es den Blick herauszuheben über die engen kleinbürgerlichen Verhältnisse einer vergangenen überwindenen Zeit.

Das sagte ich auch meiner Frau, als wir allein waren. Wenn es nur nicht so öde und still wäre in den halb ausgeleerten Räumen! Wir sind so allein wie jetzt seit dem ersten Jahr unserer Ehe nicht mehr gewesen.

Wie mögen die Kinder und Großvater heute Abend gebettet sein, unterbricht mich meine Frau soeben, ob sie wohl schlafen können? Annie schlief freilich schon beinahe, als der Schutzmann sie holte. Ob ihre Kleider wohl richtig abgeliefert sind und man ihr das lange Nachtröckchen angezogen hat, damit sie sich nicht erkältet? Sie frampelt sich doch im Schlaf immer die Decke fort. Ich hatte das Nachtröckchen oben auf die Kleider gelegt mit einem Zettel für die Wärterin.

Meine Frau und ich werden heute Nacht schwerlich ein Auge zuthun. — Man muß sich eben an alles erst gewöhnen.

10. Das neue Geld.

Die Photographen haben viel Arbeit bekommen. Alle Deutschen im Alter vom 21. bis 65. Lebensjahr, also alle diejenigen, welche nicht in Staatsanstalten unterhalten werden, sind angewiesen worden, sich photographiren zu lassen. Es ist dies nothwendig, um die neuen Geldcertifikate, welche an Stelle der bisherigen Münzen und Kassenscheine treten sollen, einzuführen.

In ebenso scharfsinniger wie kluger Weise, so führt der „Vorwärts“ aus, hat unser Reichschatzsekretär das Problem gelöst, ein Tauschmittel herzustellen, welches die legitimen Zwecke eines solchen erfüllt und doch das Wiederaufkommen einer Kapitalistenklasse völlig ausschließt. Das neue Geld hat nicht wie Gold oder Silber an sich einen Wert, sondern besteht nur in Anweisungen auf den Staat als den nunmehrigen alleinigen Besitzer aller Verkaufsgegenstände.

Jeder Arbeiter im Dienst des Staates erhält von 14 zu 14 Tagen ein Certifikat ausgestellt, welches auf den Namen lautet und zur Verhinderung eines Gebrauchs durch andere Personen gleich den früheren Abonnementsbilletts bei der Berliner Stadtbahn mit der Photographie des Inhabers auf dem Deckel versehen sein muß. Zwar die für Alle gleichmäßig vorgeschriebene Arbeitszeit verhindert bei gleichem Lohn, daß soziale Ungleichheiten aufkommen in Folge der verschiedenen Beschäftigung und des verschiedenen Grades, wie von diesen Fähigkeiten Gebrauch gemacht wird. Es gilt aber noch, ebenso wie bei der Produktion auch die Möglichkeit auszuschließen, daß sich durch Verschiedenheit der Konsumtion Werte in den Händen einzelner sparsüchtiger oder bedürfnisloser Personen ansammeln

können. Auch hierdurch hätte ja eine Kapitalistenklasse Eingang finden können, welche im Stande gewesen wäre, weniger sparsame und deshalb ihren Lohn konsumierende Arbeiter allmählig in Abhängigkeit von sich zu bringen.

Damit das Zertifikat im ganzen und in seinen einzelnen Coupons nicht Dritten überlassen werden kann, sind die einzelnen Coupons bei dem Gebrauch nicht von dem Inhaber, sondern in Gegenwart desselben von dem dem Coupon in Zahlung nehmenden Verkäufer oder sonstigen Beamten des Staats loszutrennen. Die Coupons, welche von 14 zu 14 Tagen in dem auf dem Deckel mit der Photographie des betreffenden Inhabers versehenen Büchlein von dem zuständigen Staatsbuchhalter neu eingehftet werden, sind verschiedenartig eingeteilt. Ein Wohnungscoupon oder eine Wohnungsmarke ist durch den Portier desjenigen Hauses, in welchem die Wohnung angewiesen ist, regelmäßig loszutrennen. — Die neue Wohnungsverteilung soll kurz vor der Eröffnung der Staatsküchen stattfinden, weil alsdann die bisherigen Küchen außer Gebrauch gesetzt werden können — eine Spzmarke ist bei Entnahme des Mittagmahls in den Staatsküchen vom Buchhalter daselbst loszutrennen, eine Brotmarke beim Empfang der Brotportion (700 Gr. pro Kopf und Tag). Die Geldmarken, welche sich außerdem noch in dem Zertifikat befinden, haben einen verschiedenen Nennwert und können vom Inhaber, je nach seinem persönlichen Belieben, verwandt werden zur Anschaffung von Früh- und Abendmahlzeiten, von Tabak und geistigen Getränken, für Reinigung der Wäsche und Ankauf von Kleidungsgegenständen, kurzum für alles, was sonst sein Herz an Waren begehrt. Alles wird ja in den Staatsmagazinen und Verkaufsstellen zu haben sein. Der Verkäufer hat stets nur die dem festgesetzten Preis entsprechenden Coupons loszutrennen.

Da jeder Coupon die Nummer des Zertifikats trägt und der Inhaber desselben in der Liste vermerkt ist, so läßt sich aus den angesammelten Coupons entnehmen, in welcher Weise jeder seinen Lohn konsumiert hat. Die Regierung ist also in den Stand gesetzt, jedem nicht bloß auf die Haut, sondern gewissermaßen bis in den Magen hineinzusehen, was die Organisation der Produktion und Konsumtion in hohem Maße erleichtern muß.

Die für den Coupon gekauften Waren kam der Käufer selbst gebrauchen oder anderen überlassen. Der Inhaber kann sogar diese Waare durch schriftliche Aufzeichnung für den Todesfall beliebig vererben. In einer die Segner und Verleumder der Sozialdemokratie wahrhaft beschämenden Weise ist somit, wie der „Vorwärts“ treffend bemerkt, durch diese Einrichtung dargethan, daß die Sozialdemokratie keineswegs jedes Privateigentum und jedes Erbrecht beseitigen will, sondern das individualistische Belieben nur soweit einschränkt, wie es die Fernhaltung eines neuen Privatkapitalismus und eines Ausbeuterstems bedingt.

Wer innerhalb 14 Tagen, also bis zur Ausfertigung eines neuen Zertifikats seine Coupons nicht vollständig verbraucht hat, erhält auf dem nächsten Zertifikat den unverbrauchten Rest gut geschrieben. Aber freilich muß auch hier Vorkehrung getroffen werden, daß sich nicht solche Restbeträge bis zu wirklichen Kapitalien anhäufen können. Ein Betrag von sechzig Mark gilt mehr als ausreichend, um es dem einzelnen zu ermöglichen, sich auch größere Kleidungsstücke aus den Ersparnissen der Zertifikate anzuschaffen. Was über diesen Ertrag hinaus erspart wird, verfällt daher der Staatskasse.

11. Die neue Säuslichkeit.

Die große Wohnungslotterie hat stattgefunden und die neue Wohnung ist von uns bezogen worden. Freilich verbessert haben wir uns nicht gerade. Wir wohnten Berlin SW., drei Treppen im Vorderhause und haben — zufällig in demselben Hause — eine Wohnung angewiesen erhalten drei Treppen im Hinterrhause. Meine Frau ist ein Bißchen stark enttäuscht. Sie hatte zwar den Ge-

danken an eine kleine Villa aufgegeben, aber wohl noch immer auf eine halbe Beletage irgendwo gehofft.

Auf die Wohnung habe auch ich immer viel gegeben. Wir hatten bisher für uns 6 Personen 2 Stuben, 2 Kammern und die Küche. Die beiden Kammern, in denen Großvater und die Kinder schliefen, brauchen wir allerdings jetzt nicht mehr. Der Küche bei den Wohnungen bedarf es auch nicht weiter, da morgen die Staatsküchen eröffnet werden sollen. Aber auf 2 bis 3 hübsche Stuben hatte ich mir im Stillen selbst Hoffnung gemacht. Statt dessen haben wir eine einseitige Stube und eine Art Mädchengelaß, wie man es früher nannte, zugeteilt bekommen. Etwas dunkler und etwas niedriger sind die Räume, auch Nebenräume sind nicht dabei.

Indeß Alles ist mit rechten Dingen zugegangen. Unser Magistrat ist ehrlich, und nur ein Schelm giebt mehr, als er hat. Wie gestern in der Stadtverordnetenversammlung dargelegt wurde, hat Berlin bisher laut dem früheren Mietssteuerkataster für seine 2 Millionen Einwohner eine Million Wohnzimmern zur Verfügung gehabt. Nun ist aber der Bedarf an Räumen für öffentliche Zwecke in unserer sozialisirten Gesellschaft außerordentlich gewachsen. Die zu öffentlichen Zwecken schon vorhanden gewesenen Räume einschließlich der Lokalitäten vermochten deshalb nur einen winzigen Bruchteil des jetzigen Bedarfs zu decken. War doch schon eine Million junger und alter Personen in Erziehungs- und Verpflegungsanstalten unterzubringen. Krankenhäuser mit 80 000 Betten sind jetzt reservirt.

Solche öffentliche Zwecke müssen aber den Privatinteressen vorangehen. Mit großem Recht hat man deshalb vorzugsweise die größeren und besseren Häuser, namentlich in den westlichen Stadtteilen, dafür in Beschlag genommen. In den inneren Bezirken liegen desto mehr Bureaus und Verkaufsmagazine. In den Erdgeschossen sind überall die Staatsküchen und Speisehäuser für diejenige Million Einwohner eingerichtet, welche nicht in öffentlichen Anstalten untergebracht ist. In den Hinterhäusern befinden sich auch Centralwaschanstalten für dieselben. Wenn dergestalt für so viele besondere Zwecke auch besondere Räumlichkeiten reservirt werden mußten, so ergab sich daraus von vornherein eine Beschränkung der Privatwohnungen.

Bei Uebernahme der Regierung sind wie gesagt im ganzen eine Million verfügbarer Wohnzimmern vorgefunden worden. Es sind davon nach Deckung des Bedarfs für öffentliche Zwecke 600 000 mehr oder weniger kleine Wohnzimmern übrig geblieben nebst einigen hunderttausend Küchenräumen und andern Nebenräumen. Für die in Privatwohnungen unterzubringende Million Einwohner entfällt daher pro Kopf eine Räumlichkeit. Um jede Ungerechtigkeit zu verhindern, sind diese Räume verlost worden. Jede Person von 21 bis 45 Jahren, männlich oder weiblich, erhielt ein Los. Das Verlosen ist überhaupt ein vorzügliches Mittel, um dem Prinzip der Gleichheit bei ungleichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Sozialdemokraten in Berlin hatten schon in der früheren Gesellschaft solche Verlosungen eingeführt bei Theaterplätzen.

Nach der Verlosung der Wohnungen war Umtausch der zugelosten Räume gestattet. Diejenigen, welche beisammen bleiben wollten wie Eheleute, aber nach Straßen, Häusern oder Stockwerken getrennte Räume zugelost erhalten hatten, wählten mit anderen. Ich konnte freilich neben der für meine Frau ausgelosten Stube nur noch das Mädchengelaß bekommen, indem ich dafür die für mich im Nachbarhause zugeloste Stube einem jungen Mann überließ, welcher das Mädchengelaß erlost hatte. Indeß die Hauptsache ist doch, das wir beide zusammen leben sind.

Allen Eheleuten ist ein entsprechender Zimmertausch freilich noch nicht gestattet. Manche geben sich vielleicht auch keine rechte Mühe, wieder zusammenzukommen. Die Ehe ist Privatsache und deshalb können von Amtswegen nicht

besondere größere Wohnungen für Eheleute und kleinere Wohnungen für Einzelpersonen verlost werden. Wäre letzteres der Fall, so würde ja beispielsweise die Auflösung einer Ehe, welche doch an jedem Tage möglich sein soll, bis zum Freiwerden von Wohnungen für Einzelpersonen hinausgeschoben werden müssen. Jetzt dagegen kann jede bei Eingehung der Ehe nach privater Entschliebung von zwei Personen zusammengesetzte Wohnung ebenso wieder bei Auflösung der Ehe in ihre beiden ursprünglichen Teile zerlegt werden. Man teilt die zusammengestellten Möbel ab, und alles ist wieder vorbei.

So ist in der neuen Gesellschaft auch hier alles auf das folgerichtigste und scharfsinnigste geordnet worden. Wie beschämend sind doch diese Einrichtungen, welche jede persönliche Freiheit für Mann und Weib garantiren, wiederum diejenigen, die stets behauptet haben, daß die Sozialdemokratie eine Anechtung des Einzelwillens bedeute.

Für meine Alte und mich sind dies natürlich kein praktische Fragen. Wir halten wie bisher in Freud und Leid bis zu unserm Lebensende treu zusammen. Wir sind nur schwache Naturen, bei welchen der innere Herzensbund auch noch die äußeren Klammern, wie in der alten Gesellschaft bedarf, um nicht auseinanderzufallen.

Leider haben wir beim Umzug wieder einen weiteren Teil unseres Hab und Rats im Stich lassen müssen. Die neue Wohnung war zu klein, um auch noch den Rest unseres Mobiliars, der uns nach dem Umzugstage unserer Liebste geblieben, vollständig aufnehmen zu können. Wir haben natürlich in die beiden Belasse hineingesteckt, was von unsern Sachen hineinging, sodaß wir in der Bewegung etwas beengt sind. Aber das ehemalige Mädchengelaß ist doch zu klein und hat auch zu wenig Wandfläche. Sehr vielen anderen ist es nicht besser ergangen. Beim Wohnungswechsel blieben daher sehr viele Sachen auf der Straße stehen, welche in den neuen Räumen von ihren bisherigen Besitzern nicht untergebracht werden konnten. Diese Sachen sind sämtlich aufgelassen worden, um die noch sehr mangelhafte Einrichtung in unseren großen öffentlichen Anstalten nach Möglichkeit zu vervollständigen.

Darüber wollen wir uns aber nicht betrüben. Es gilt, in der neuen Gesellschaft an Stelle einer beschränkten kümmerlichen Privatexistenz ein geordnetes öffentliches Leben zu organisiren, das mit seinen auf das vollkommenste eingerichteten Anstalten für leibliche und geistige Nahrung jeder Art, für Erholung und Geselligkeit allen Menschen ohne Unterschied dasjenige zu Theil werden läßt, was bis dahin nur eine bevorzugte Klasse genießen konnte. Der morgigen Eröffnung der Staatsküchen soll demnächst auch die Eröffnung der neuen Theater folgen.

12. Die neuen Staatsküchen.

Es ist doch eine wahrhaft bewundernswerthe Leistung, daß heute in Berlin mit einem Schlage 1000 Staatsküchen, jede zur Speisung von je 100 Personen, eröffnet werden konnten. Zwar wer sich eingebildet hat, daß diese Staatsküchen hergehen werde, wie an der Table d'hôte der großen Hotels zur Zeit, als dort noch eine üppige Bourgeoisie in raffinirter Feinschmeckerschmelzte, muß sich enttäuscht finden. Natürlich giebt es in den Staatsküchen der sozialisirten Gesellschaft auch keine schwarz befrachten und geschneigelten Speisen, auch keine ellenlangen Speisekarten und dergleichen.

Alles ist für die neuen Staatsküchen bis in die kleinsten Einzelheiten genau vorgegeschrieben. Niemand wird vor dem Andern auch nur im geringsten bevorzugt. Eine Wahl unter den verschiedenen Küchen ist natürlich nicht gestattet. Jeder hat das Recht in der Küche seines Bezirks zu speisen, innerhalb dessen seine neue Wohnung gelegen ist. Die Hauptmahlzeit wird verabreicht zwischen 12 mittags und 6 Uhr abends. Jeder meldet sich bei derjenigen Küche, welche

zugewiesen ist, entweder in der Mittagspause seiner Arbeitszeit oder nach Beendigung der Arbeit.

Leider kann ich mit meiner Frau, wie ich dies seit 25 Jahren gewohnt war, außer Sonntags nicht mehr zusammen essen, da unsere Arbeitszeiten ganz verschieden liegen. Nach dem Eintritt in den Speiseaal läßt man sich die Speisemarkte aus dem Geldcertifikat durch den Buchhalter loslösen und erhält dafür eine Nummer, welche die Reihenfolge bezeichnet. Sobald durch Freiwerden von Plätzen an den Tischen die Nummer an die Reihe kommt, holt man sich seine Portion am Unrichtetisch. Schuzmänner wachen streng über die Ordnung. Diese Schuzmänner — ihre Zahl ist jetzt in Berlin auf 12000 vermehrt worden — machen sich allerdings in den Küchen heute ein wenig unangenehm maufsig. Das Gedränge in dem Speiseraum war freilich etwas groß. Berlin erweist sich zu wenig für die großartigen Einrichtungen der Sozialdemokratie.

Es wurde natürlich bunte Reihe gemacht. Jeder nimmt Platz, wie er gerade von der Arbeit kommt. Neben einem Müller saß mir gegenüber ein Schornsteinfeger. Darüber lachte der Schornsteinfeger herzlicher als der Müller. Die Tischplätze sind etwas schmal, sodaß die Ellenbogen gegenseitig behinderten. Indes dauert das Essen ja nicht lange, die Ezzeit ist sogar zu knapp bemessen. Nach Ablauf der zugemessenen Minuten, über deren Innehaltung an jeder Tischreihe ein Schuzmann mit der Uhr in der Hand wacht, muß der Platz unweigernd dem Hintermann eingeräumt werden.

Es ist doch ein erhebendes Bewußtsein, daß in allen Staatskichen Berlins demselben Tage überall dasselbe gekocht wird. Da jede Küche genau weiß, auf wie viel Personen sie sich einzurichten hat und diesen Personen jede Verlegenheit erspart ist, auf einer langen Speisefarte erst eine Auswahl zu treffen, so sind alle Verluste vermieden, welche durch übriggebliebene Speisen in den Restaurants der Bourgeoisie früher die Konsumtion so sehr verteuert haben. Diese Ersparnis gehört mit zu den größten Triumphen der sozialdemokratischen Organisation.

Ursprünglich wollte man, wie unsere Nachbarin, die Kochfrau, erzählte, in jeder Küche verschiedene Speisen derart zur Auswahl stellen, daß nach dem Aße werden des einen Gerichts sich die Auswahl für die später Kommenden fortgesetzt verringerte. Indes überzeugte man sich bald, daß dies ein Unrecht gewesen wäre, für Diejenigen, welche in Folge ihrer in andere Tagesstunden fallenden Arbeitszeit erst später das Speisehaus hätten aufsuchen können.

Alle Portionen sind für jedermann gleich groß. Ein Rimmersatt, welcher heute unter Verletzung des sozialdemokratischen Gleichheitsprinzips noch eine Zuzug verlangte, wurde herzlich ausgelacht. Auch der Gedanke, den Frauen kleinere Portionen zuzumessen, ist als der Gleichberechtigung beider Geschlechter und ihrer gleichen Arbeitspflicht widersprechend von vornherein zurückgewiesen worden. Freilich müssen auch die Männer von schwerem Körpergewicht mit derselben Portion zufrieden nehmen. Aber für diejenigen darunter, welche sich in ihrem früheren Wohlleben als Bourgeois gemästet haben, ist das Zusammenziehen des Schmachtschemens ganz gesund. Solchen Personen dagegen, welche durch sitzende Lebensweise und durch Naturanlage eine stärkere Leibesfülle gewonnen haben, ist bei dem achsstündigen Maximalarbeitstag freie Zeit gewährleistet, sich anderweitig zu amüfieren. Auch kann sich ja jeder von Hause so viel von seiner Brotportion als er will zur Mahlzeit mitbringen, wie er immer essen mag. Ueberdies ist es denjenigen, welchen ihre Portion zu groß ist, freigestellt, ihren Tischgenossen einen Teil davon abzugeben.

Wie unsere Nachbarin erzählte, hat das Ministerium für Volksernährung am Küchenzettel die wissenschaftlichen Erfahrungen darüber zu Grunde gelegt, wie viel Gramm dem Körper, um ihn in seinem stofflichen Zustand zu erhalten, stickstoffhaltigen Nährstoffen (Eiweiß) und stickstofffreien Nährstoffen (Zelt und Kohlenhydrate) zuzuführen sind. Es giebt täglich für jedermann Fleisch (durch-

schnittlich 150 Gramm pro Portion) und daneben entweder Reis, Graupen oder Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen), fast immer mit reichlichen Kartoffeln. Donnerstag wird Sauerkohl mit Erbsen verabreicht. Was in Berlin an jeden Tage gekocht wird, ist an den Anschlagssäulen zu lesen. Dieselben veröffentlichten den Küchenzettel schon für die ganze Woche, genau so wie früher den Theaterzettel.

Wo hat es je in der Welt ein Volk gegeben, in welchem wie jetzt bei jedermann täglich seine Fleischportion gesichert ist? Selbst ein französischer Bauer konnte als höchstes Ideal sich nur vorstellen, daß am Sonntag jeder Bauer ein Huhn im Topfe haben sollte. Dabei muß man sich noch gegenwärtig halten, neben der gleichen Grundlage, welche für die Ernährung von Staatswegen gelegt wird, dem persönlichen Belieben eines Jeden überlassen bleibt, bei den Nebenmahlzeiten sich morgens und abends alles dasjenige zu gönnen, was sein Gaumen verlangt, natürlich immer in den Grenzen des Geldcertifikats.

Keine Brotlosigkeit, keine Obdachlosigkeit mehr! Für jedermann an jeden Tage Fleisch im Topfe! Schon dieses Ziel erreicht zu haben, ist ein so erhabener Gedanke, daß man darüber manche Unbequemlichkeiten, die allerdings der neuen Zustand mit sich bringt, vergessen muß. Freilich die Fleischportion könnte noch etwas größer sein. Aber unsere vorsichtige Regierung wollte zu Anfang nicht mehr verabreichen, als bisher in Berlin mittags durchschnittlich verzehrt wurde. Später ist ja Alles bei uns viel reichhaltiger und großartiger werden, je mehr die neuen Einrichtungen sich vervollkommen und die Uebergangsverhältnisse überwunden werden.

Eines nur raubt dem Flügelschlag meiner Seele den höheren Schwung: die Bestimmung meiner guten Frau. Sie ist recht nervös geworden und wird täglich immer mehr. Während unserer 25 jährigen Ehe haben wir nicht so viele erregte Auseinandersetzungen gehabt, wie seit der Begründung der neuen Ordnung. Die Staatsküchen behagen ihr auch nicht. Das Essen, meint sie, sei Kasernenkost und keine Hausmannskost. Das Fleisch sei zu ausgekocht, die Brühe zu wässrig u. s. w. Wenn sie schon acht Tage im voraus wisse, was sie jeden Tag essen müsse, verliere sie schon davon den Appetit. Und dabei hat sie doch früher mir so oft vorgeklagt, sie wisse bei den teuren Preisen garnicht mehr, was sie kochen solle. Es paßte ihr früher stets, wenn einmal Sonntags nicht gekocht zu werden brauchte, weil wir einen kleinen Ausflug unternahmen. Nun, Frau haben immer an Speisen etwas auszusetzen, die sie nicht selbst gekocht haben.

Ich hoffe, daß, wenn sie erst einmal die Kinder und den Vater in der Anstalt besucht und wohl und munter gefunden hat, auch der Gleichmut ihrer Seele wieder zurückkehren wird, der sie früher selbst in den schwierigsten Zeiten unserer Ehe niemals verlassen hat.

13. Ein ärgerlicher Zwischenfall.

Unser Reichskanzler ist nicht mehr so beliebt wie früher. Ich bedaure dies um so aufrichtiger, als es einen tüchtigeren, energischeren und thätigeren Staatsleiter, einen zielbewußteren Sozialdemokraten nicht geben kann. Aber freilich jeder ist nicht so verständig wie ich. Wem irgend etwas in der neuen Ordnung nicht paßt, wer sich in seinen Erwartungen getäuscht fühlt, schiebt die Schuld auf unsern Reichskanzler. Ganz besonders falsch auf den Reichskanzler sind viele Frauen seit dem großen Umzug und der Einrichtung der Staatsküchen. Es fällt unter den Frauen sogar eine Reaktionspartei in der Bildung begriffen sein. Meine Frau ist selbstverständlich nicht darunter, ich hoffe, Agnes auch nicht.

Gestiftet hat man auch gegen den Reichskanzler verbreitet er sei ein Aristokrat. Er putze sich seine Stiefel nicht selber und lasse sich seine Kleider durch einen Diener reinigen, der ihm auch das Essen aus der Staatsküche, auf die er angewiesen ist, in das Schloß bringen muß. Das wären freilich argen Verstöße gegen das Gleichheitsprinzip; aber es fragt sich doch, ob es wahr ist.

Genug, diese Unzufriedenheit, welche offenbar von der Partei der Jungen öffentlich genährt wird, ist öffentlich in einer sehr häßlichen und tadelnswerten Weise zum Ausdruck gelangt. Auf dem Platz der ehemaligen Schloßfreiheit war eine neue allegorische Denkmal zur Verherrlichung der Großthaten der Pariser Commune im Jahre 1871 gestern enthüllt worden. Seitdem ist der Platz unausgeseht von vielen Neugierigen bedeckt, welche sich dieses großartige Denkmal ansehen. So war es auch, als der Reichskanzler zu Wagen, von einer Spazierwache im Tiergarten zurückkehrend, über die Schloßbrücke kam, um im Hauptportal an der Schloßfreiheit einzufahren. Schon von der Gegend des Zeughauses hörte man Pfeifen, Lärm und Loben. Wahrscheinlich hatte die berittene Schutzmannschaft, welche jetzt auch wieder hergestellt ist, sich wieder einmal allzu enthusiastig gezeigt, dem Wagen des Reichskanzlers Platz zu machen. Der Tumult wuchs, als der Wagen näher kam. Rufe erschollen: Nieder mit dem Aristokraten, ein Bourgeois, dem Prozen! Heraus aus dem Wagen, in den Kanal mit der Kumpage! Offenbar fühlte sich die Menge aufgereizt durch den jetzt seltener gewordenen Anblick eines Privatwagens.

Der Reichskanzler, dem man den verhaltenen Zorn anmerkte, grüßte nichtsdestoweniger ruhig nach allen Seiten und ließ langsamen Schrittes dem Schloßportal zufahren. Da wurde er kurz vor demselben, anscheinend aus einer Gruppe von versammelter Frauen, mit Kot und allerlei Unrat beworfen. Ich sah selbst, wie er sich den Rock davon säuberte und die Schutzmänner abwehrte, mit ihren Schlagern auf die Frauen einzudringen. Solche der Sozialdemokratie unzulässigen Thätlichkeiten sollten doch nicht vorkommen. Ich hörte denn auch heute noch, daß dem Reichskanzler große Ovationen bereitet werden sollen.

14. Ministerkrisis.

Der Reichskanzler hat seine Entlassung angeboten. Alle Gutgesinnten können sich nur aufrichtig bedauern, zumal nach den gestrigen Vorfällen. Aber der Reichskanzler soll etwas überarbeitet und nervös aufgeregter sein. Es wäre wirklich kein Wunder. Denn er hat das Hundertfache zu denken und zu arbeiten von demselben Tage an, was früher die Reichskanzler der Bourgeoisie zu thun hatten. Der Dank der Menge hat ihn tief gekränkt. Der Vorfälle am Schloßportal war der letzte Tropfen welcher das Faß zum Ueberlaufen brachte.

Die Stiefelwichsfrage hat allerdings die Ministerkrisis veranlaßt. Es wird bekannt, daß der Reichskanzler schon vor längerer Zeit dem Staatsministerium eine ausführliche Druckschrift überreicht hat, über welche die Beschlußfassung stets ausgesetzt worden ist. Nun besteht der Reichskanzler auf sofortige Entscheidung und hat seine Druckschrift im „Vorwärts“ veröffentlichen lassen. Die Druckschrift verlangt, daß Unterschiede gemacht werden. Er könne die Dienstleistungen Anderer für seine Person nicht entbehren. Der achttündige Maximalarbeitstag ist für den Reichskanzler thatsächlich nicht vorhanden, es sei denn, daß man statt eines Reichskanzlers zwei Reichskanzler einsetzt, welche innerhalb 24 Stunden umschichtig je 8 Stunden regieren hätten. Der Reichskanzler hat, wie er ausführt, an jedem Morgen viel Zeit und Arbeitskraft verloren mit dem Reinigen seiner Stiefel und seiner Bekleidung, mit dem Zimmeraufräumen, dem Frühstückholen u. s. w. Infolge dessen seien wichtige Staatsgeschäfte, welche nur er erledigen könnte, einen Aufschub erfahren müssen. Habe er nicht mit abgerissenen Knöpfen vor den Bootschaltern vorwärtiger Mächte erscheinen wollen, so hätte er selbst — der Kanzler ist bekanntlich unverheiratet — sich alle Kleiderreparaturen besorgen müssen, die nicht warten können auf die Abholung zu den großen Reparaturanstalten des Staates. Solchen großen Zeitverlust hätte er bei entsprechender Hilfeleistung durch einen Diener im Besten der Gesamtheit ersparen können. Auch das Essen in der ihm zugewiesenen Staatsküche war lästig wegen des Andranges von Bittstellern, welche förmlich auf ihn Jagd machten. Spazierfahrten in den Tiergarten mit seiner

Dienstequipage will der Kanzler nur unternommen haben, wenn es ihm in der beschränkten Zeit unmöglich gewesen sei, auf andere Weise Erholung in frischen Luft zu suchen.

Das hört sich ja Alles sehr plausibel an, aber leugnen läßt sich doch nicht, daß der Antrag des Reichskanzlers das Prinzip der sozialen Gleichheit verletzt und geeignet ist, mit den Diensthöfen die Hausflaberei wieder einzuführen. Was der Reichskanzler für sich verlangt, könnten mit demselben Recht auch die übrigen Minister und Ministerialdirektoren, vielleicht sogar die vortragenden Mitglieder der Direktoren großer Staatsanstalten, Oberbürgermeister und Magistratsmitglieder für sich beanspruchen. Andererseits ist es auch mißlich, wenn die große Staatsmaschine, auf deren akuraten Gang bei unseren großen Organisationen unendlich viel ankommt, ins Stocken gerät, weil der Reichskanzler sich zum die Knöpfe annähen oder die Stiefel putzen muß, bevor er eine Audienz erteilen kann.

Hier liegt allerdings eine Frage von größerer Tragweite vor, als es den ersten Blick Manchem erscheinen sein mag. Daß jedoch ein so ausgezeichnete Reichskanzler und zielbewußter Sozialdemokrat auf seiner Laufbahn über die Stein stolpern soll, will mir noch nicht in den Sinn.

15. Auswanderung.

Die in Folge der Stiefelwichsfrage ausgebrochene Ministerkrisis dauerte fort. Inzwischen ist ein schon vorher zu Stande gekommenes Gesetz gegen unerlaubte Auswanderung erschienen. Die Sozialdemokratie beruht auf der allgemeinen Arbeitspflicht, ebenso wie die frühere Ordnung in der allgemeinen Militärpflicht ihre Stütze fand. So wenig es damals Personen im militärpflichtigen Alter gestattet war, ohne Erlaubnis auszuwandern, so wenig kann dies in der Staatswesen Personen in arbeitspflichtigem Alter erlauben. Altersschwache Leute und Säuglinge mögen auswandern, aber Personen, die ihre Erziehung und Bildung dem Staate verdanken, kann die Auswanderung nicht gestattet werden, lange sie noch im arbeitspflichtigen Alter stehen.

In der ersten Zeit der neuen Ordnung waren es fast nur Rentner, welche mit ihren Familien über die Grenze gingen. Ihre Arbeitskraft war zwar mit Rechnung gestellt, aber solche Rentner, bisher nur an Kuponabschneiden und Quittunterschriften gewöhnt, leisteten thatächlich so wenig, daß man auf ihre werthe Arbeitererschaft verzichten konnte. Dafür, daß sie Geld und Geldeswert nicht über die Grenze mitnahmen, war ja zur Genüge gesorgt worden. Auch die Auswanderung der Maler, Bildhauer und vieler Schriftsteller wäre noch zu verschmerzen. Den Herren gefiel die Einrichtung des Großbetriebes nicht. Sie nahmen Anstand, in gemeinsamen großen Werkstätten unter Aufsicht für Staatsrechnung zu arbeiten. Laßt fahren nur dahin! Es sind noch freiwillige Dichter genug vorhanden, welche in ihren Ruhestunden zu Ehren der Sozialdemokratie den Pegasus besteigen. Den Malern und Bildhauern war verlangt worden, daß sie ihre Kunstwerke nicht mehr dem reichen Proletariat zu Füßen legen, sondern nur der Allgemeinheit widmen. Das paßt aber diesen Mammons knechten nicht.

Allerdings hat die Auswanderung der Bildhauer zur Folge, daß die Aufstellung vieler Statuen unserer verstorbenen Geistesheroen unter den Linden noch nicht erfolgen konnte. Selbst die Statuen der unvergesslichen Vorkämpfer Stadthagens und Liebknecht sind noch nicht fertig geworden. Für die Ausschmückung unserer Versammlungslokale dagegen sind Bildwerke in Hülle und Fülle vorhanden aus den ausgelcerten Festräumen der Bourgeois.

Die Herren Schriftsteller, welche alles bekräfteln und berufsmäßig Anzufriedenheit im Volk verbreiten, sind für ein auf dem Willen der Volksmehrheit beruhendes Staatswesen völlig entbehrlich. Schon Liebknecht that den unvergesslichen Ausspruch: Wer sich dem Willen der Mehrheit nicht beugt und die Disziplin untergräbt, fliehe hinaus. Gehen diese Herren von selbst, desto besser.

Darum also brauchte kein Auswanderungsverbot erlassen zu werden. Aber Fremden mußte es allerdings erregen, daß in stets wachsender Zahl auch nützliche Leute, welche etwas gelernt haben, über die Grenze gehen, nach der Schweiz, England und Amerika, wo die Sozialdemokratie noch immer nicht zur Herrschaft gelangt ist. Architekten und Ingenieure, Chemiker, Aerzte, auch Lehrer, dazu tüchtige Betriebsleiter, Modelleure, Techniker wandern scharenweise aus. Die Thatsache erklärt sich aus einem bedauerlichen Geisteshochmut. Diese Leute bilden sich ein, etwas Besseres zu sein, und können es nicht ertragen, daß sie gleichen Lohn mit dem einfachen ehrlichen Arbeiter erhalten. Aber schon Bebel schrieb mit Recht: Was immer einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht. Die Ideen sind ein Produkt, das durch den Zeitgeist im Kopf des einzelnen erzeugt wird.“ Freilich der Zeitgeist war in der früheren Gesellschaft lange in die Irre gegangen. Daher solcher Größenwahn.

Aber ist erst die Jugend in unseren sozialdemokratischen Erziehungsanstalten erangebildet und hat sich dort von einem edeln Ehrgeiz durchdringen lassen, alle Kräfte dem Gemeinwesen zu widmen, so werden wir auch jene Aristokraten müssen können. Bis dahin aber ist es ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, in Deutschland zu bleiben.

Man kann es daher nur billigen, daß das Auswanderungsverbot mit Strenge gehandhabt wird. Dazu ist eine scharfe Befehung der Grenzen, namentlich der Seeküsten und der Landgrenzen gegen die Schweiz erforderlich. Das stehende Heer wird dazu weiterhin um viele Bataillone Infanterie und Eskadrons Kavallerie vermehrt werden. Die Grenzpatrouillen sind angewiesen, gegen Flüchtlinge von der Schußwaffe rücksichtslos Gebrauch zu machen. — Möge unser schneidiger Reichszwiler uns noch lange erhalten bleiben.

16. Kanzlerwechsel.

Mein heißer Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Der Kanzler ist aus dem Amt geschieden und der bisherige Reichstagspräsident zu seinem Nachfolger gewählt. Das Staatsministerium, welches auch eine teilweise Erneuerung erfuhr, ist in seiner Gesamtheit sich nicht entschließen können, dem Reichskanzler eine Dienerschaft zu seiner persönlichen Bequemlichkeit in seinem Privatleben auf eigene Verantwortung zur Verfügung zu stellen, weil die Folgen einer solchen Verletzung der sozialen Gleichheit unabsehbar sein würden. Wie leicht kann der ganze soziale Bau wieder zusammenstürzen, wenn in seiner folgerechten Gliederung auch nur ein einziger Stein gelockert wird. Schon Bebel schrieb in seinen Betrachtungen über diese Stiefelwischfrage: „Arbeit schändet nicht, auch wenn sie im Stiefelputzen besteht. Es hat sogar schon mancher altadlige Offizier in Amerika kennen gelernt.“ Die Regierung war allerdings geneigt, den von Bebel gegebenen Fingerzeig zur Lösung dieser Schwierigkeiten zu beachten und eine erhöhte Aufmerksamkeit der Frage zuzuwenden, wie das Stiefelwischen und Kleiderreinigen durch Maschinen ausgeführt werden könne. Aber auf diese Aussicht der Bedienung durch Maschinen wollte sich der Reichskanzler nicht einlassen.

So ist er denn gegangen. Sein vom gesetzgebenden Ausschuß gewählter Nachfolger gilt als eine weniger schneidige, und mehr vermittelnde Natur, als ein Mann, der es nach keiner Seite gern verderben, und möglichst allen Wünschen Recht werden will.

In etwas gar zu demonstrativer Weise erschien der Nachfolger des Reichskanzlers heute in der Küche seines Bezirks, speiste in der Reihenfolge seiner Nummer spazierte zu Fuß Unter den Linden, ein großes Packet mit Kleidungsstücken über dem Arm, welches er in die Reparaturanstalt des Stadtteils zum Reinigen auszubessern überbrachte.

17. Aus den Werkstätten.

Ich bin froh, heute den Kontrolleurposten, welchen mir mein Freund in der Magistratsdeputation schon lange versprochen, erhalten zu haben. Ich brauch also nicht länger als Buchbinder in der Werkstatt thätig zu sein. Wenn doch mein Franz in Leipzig auch loskommen könnte von seinem Seherpult. Nicht daß wir unsere Berufsarbeit verachteten, aber es geht meinem Sohn wie mir. Die Art wie es in den Werkstätten jetzt zugeht, paßt uns ganz und gar nicht. Man arbeitet doch nicht bloß um das bishigen Leben. Schiller war zwar auch ein Bourgeois, aber gefallen hat mir immer sein Spruch:

Das ist es, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Leider spüren unsere Kollegen in der Werkstatt kaum davon noch etwas. Man sollte fast meinen, die Werkstätten seien jetzt nur Lokale, um die Zeit totzuschlagen. Die Parole lautet: Immer langsam voran, damit der Nebenmann mitkommen kann. Affordarbeit giebt es nicht mehr. Sie vertragen sich allerdings nicht mit der sozialen Gleichheit der Löhne und der Arbeitszeit. Aber bei dem „gewissen Gelde“, schreibt Franz, heißt es jetzt: Kommt die Arbeit heute nicht, so kommt sie morgen zu Stande. Fleiß und Eifer gilt für Dummheit und Bornirtheit. Wozu auch? Der Fleißige bringt es ja auch nicht weiter im Leben als der Träge. Man selbst nicht mehr seines Glückes Schmied, sondern wird angeschmiebet, wo es anders gerade paßt. — Also mein Franz. Diesmal hat er weniger Unrecht als sonst.

Es ist nicht zu beschreiben, wie viel jetzt an Material und Gerätschaften durch Unachtsamkeit und Nachlässigkeit verdorben wird. Ich weiß nicht, was ich thun hätte, wenn ich mich als Meister früher mit solchen Gesellen, wie sie jetzt neben mir arbeiten, hätte herumplagen sollen. Als es einmal wieder gar zu arg war, rief mir doch der Geduldsfaden und ich hielt eine Standrede, die nicht schlecht von meinen Kollegen, die Gesellschaft erwartet daß jedermann seine Schuldigkeit thut! Wir haben jetzt nur acht Stunden zu arbeiten. Ihr seid alte Sozialdemokraten. Unser Bebel hoffte eine „moralische Atmosphäre“ werde in der neuen Ordnung jeden anregen, es dem andern zuoruthun. Bedenkt, Genossen, wir arbeiten nicht mehr für Ausbeuter und Kapitalisten, sondern für die Gesellschaft. Alles kommt durch die Gesellschaft jedem von uns wieder zu gut.

Schön gepredigt, so höhnte man mich; schade, daß wir keinen Pastor mehr brauchen. Bebel hat uns einen vierstündigen Arbeitstag versprochen und nicht einen achtsündigen. Die Gesellschaft ist groß. Soll ich mich für die 50 Millionen Gesellschaft plagen und schinden, während die übrigen 49 999 999 nicht solche Narren sind? Was kaufe ich mir für das 1/50000000, wenn ich es wirklich aus dem Mehrertrage meiner Arbeit zurückbekäme?

Dann saugen sie im Chor: Wenn dir die Gesellschaft nicht mehr paßt, so geh dir eine andere, wenn du eine hast.

Seitdem habe ich natürlich keinen Ton mehr geredet. Franz ist es leider ähnlich ergangen. Die Zeitung dort wird selten zur richtigen Stunde fertig, obwohl die Hälfte Seher mehr als früher an einem Bogen arbeiten. Je später der Abend, desto mehr Fäßchen Bier sind während der Arbeit schon vertrunken, und desto zahlreicher werden die Druckfehler.

Als Franz neulich den erkrankten Metteur vertrat und um etwas mehr Personal in der Werkstatt höflichst bat, stimmte das ganze Personal die Marseillaise an und besonders starker Betonung der Worte: Nieder mit der Tyrannei!

Meister und Vorarbeiter giebt es ja wie früher in den Werkstätten, aber werden von den Arbeitern gewählt und wieder abgesetzt, wenn sie den Untergebenen nicht mehr genehm sind. Sie dürfen es daher mit den Tonangebern und mit der Mehrheit nicht verderben. Der einzelne, der wie Franz und ich solche Zucht

mitmacht, ist schlimm daran. Ihn malträtierten bald die Kollegen, bald die Meister. Und dabei kann man so wenig aus solcher Werkstatt heraus, wie der Soldat aus der Korporalschaft, in der ihn sein Unteroffizier mißhandelt.

Der frühere Reichskanzler hat das wohl begriffen, aber er hat es nicht ändern können. Das unter seiner Mitwirkung erlassene Strafgesetz gegen Verletzung der Arbeitspflicht ist in jeder Werkstatt angeschlagen, soweit es nicht abgerissen ist. Darin ist für Trägheit, Unachtsamkeit, Fahrlässigkeit, Unfolgsamkeit, Ungebühr gegen Vorgesetzte ein ganzes Register von Strafen angedroht. Die Entziehung der Geldcertifikate, der Fleischportionen, sogar der ganzen Mittagsmahlzeit, selbst Einsperrung im Arbeitshause. Aber wo kein Kläger ist, ist kein Richter.

Die Direktoren der Werkstätten werden ebenfalls gewählt wie die Meister und dürfen es daher auch nicht mit ihren Wählern verderben. Die Aburteilung im Prozeßweg auf Grund des Strafgesetzes ist umständlich. Es sind allerdings neulich einige Maurer aus dem Publikum denunziert worden, weil sie gar zu lange Pausen machten und sich die einzelnen Steine bei der Arbeit gar zu genau besahen. Einmal ist von oben herunter das Personal einer ganzen Werkstatt an einen andern Ort versetzt worden. In der Regel aber erfolgen Versetzungen nur aus politischen Gründen. Deshalb verlangt auch die Partei der Jungen jetzt, daß die Unversehrbarkeit der Richter auch für alle Arbeiter eingeführt werden soll.

Indessen auch die Versetzung hilft nicht überall. Jeder findet ja — das verlangt die soziale Gleichheit — auch in jedem andern Ort denselben Lohn, dieselbe Nahrung und Wohnung wieder, welche er verlassen hat. Für manche jugendlichen Radaumacher ist der Ortswechsel eine angenehme Abwechslung. Nur die Alten, welche sich nicht gern von ihren Frauen und Kindern am Ort trennen, leiden darunter.

Doch auch Rom ist nicht an einem einzigen Tage erbaut worden. Dieser Geist der Selbstsucht in den Werkstätten, was ist er anders als die böse Hinterlassenschaft einer Gesellschaft, in welcher jeder den andern zu übervorteilen suchte. Unsere neuen Schulen und Erziehungsanstalten werden bald diejenige „moralische Atmosphäre“ schaffen, in der der Baum der Sozialdemokratie ein fröhliches, die gesamte Menschheit überschattendes und beglückendes Gedeihen findet.

18. Familiensorgen.

Das war ein Sonntag nicht wie ehemals. Endlich war es meiner Frau heute Nachmittag vergönnt gewesen, Annie zu besuchen. Die Ordnung in den großen Anstalten gestattet den Eltern nur Besuche in einer gewissen Reihenfolge. Wie hatte sich meine Frau das Wiedersehen mit dem Kinde ausgemalt! Näschereien und allerlei Spielzeug, wie es Annie stets liebte, wurden sorgfältig eingepackt und mitgenommen. Aber zu ihrem großen Schmerz mußte Mutter die Sachen am Eingang zurücklassen. Besonders Spielzeug dürften einzelne Kinder nicht haben, solches vertrage sich nicht mit der Erziehung im Sinne der sozialen Gleichheit. Mit Kuchen sei es nicht anders. Das gebe nur Veranlassung zu Zank und Streit und störe die regelmäßige Ordnung und Ernährung in der Anstalt. Meine Frau hatte von dieser neuen Verfügung noch keine Kenntnis, da sie in ihrer Anstalt neuerlich in der Küche und nicht bei den Kindern thätig ist.

Auch die Freude des Wiedersehens hatte sich meine gute Frau von Seiten Annies stürmischer, lebhafter und zärtlicher vorgestellt. Das Kind war in der neuen Umgebung zur Mutter weniger zutraulich als sonst. Allzu lange freilich hat die Trennung noch nicht bestanden. Aber bei kleinen Kindern heißt es nun einmal: Aus den Augen, aus dem Sinn. Dazu war bei Annie unglücklicherweise der Gedanke an das Wiedersehen der Mutter stets mit der Vorstellung des Mitbringens von Süßigkeiten und Spielsachen verknüpft worden. Nun kam meine Frau mit leeren Händen zu dem Kinde. Zur Fortsetzung des Spiels mit den andern Kleinen zog es Annie mindestens ebenso hin, wie zu den Liebkosungen der Mutter.

Meine Frau fand Annie etwas blaß aussehend und verändert. Vielleicht hat

nur die veränderte Lebensweise und die andere Ernährungsweise daran schuld. Strenge Ordnung herrscht in der Anstalt. Aber es geht, wie es überall in unsern Anstalten der Fall sein soll, noch etwas knapp zu, und der Großbetrieb gestattet keine allzu sorgsame Behandlung des Einzelnen. Indeß das Aussehen der Kinder verändert sich ja oft sehr rasch. Wäre Annie noch bei uns, so würde es die erfahrene Mutter nicht beunruhigen. In der Abwesenheit ist es freilich anders. Da malt sich die Mutter leicht eine entstehende Krankheit aus, der sie nicht entgegenwirken kann.

In besondere Erregung versetzte meine Frau noch ein Gespräch mit einer Kindergärtnerin der Anstalt. Dieselbe schnitt die Klagen meiner Frau über die Trennung der kleinen Kinder von den Eltern barsch mit den Worten ab: Solchen Jammer hören wir nun alle Tage hier. Sogar das unvernünftige Vieh verwindet es bald, wenn man ihm sein Junges nimmt. Wie viel leichter sollten sich Frauen darin finden, die zu den denkenden Wesen gehören.

Meine Frau wollte sich über die Hohheit dieser Dame bei der Direktion beschweren. Ich riet ihr ab, weil die Person es dann Annie entgelten lassen würde. Die Dame hat nie ein Kind gehabt und kann auch jetzt keinen Mann bekommen, obgleich sie von der neuen Gleichberechtigung der Frauen wiederholt dahin Gebrauch gemacht haben soll, ihrerseits Heiratsanträge zu stellen.

Meine Frau war von dem weiten Weg von der Anstalt noch nicht zurückgekehrt, als Großvater ankam. Der alte Mann hatte sich mühsam die steilen dunkeln Treppen zu unserer neuen Wohnung heraufgefunden. Es war mir doch lieb, daß meine Frau nicht anwesend war, denn ihres Vaters Klagen hätten ihr das Herz noch schwerer gemacht.

Es waren ja freilich nur Aeußerlichkeiten und Nebendinge über die er klagte. Aber alte Leute hängen nun einmal an solchen kleinen Gewohnheiten, wie sie hier etwas rauh durchbrochen worden sind. Auch mit der Gesundheit, so meinte Großvater, gehe es ihm schlechter. Hier und dort schmerzt, zwick und sticht es ihn. Aeußerlich nahm ich keine Veränderung wahr, aber Großvater hat jetzt mehr Zeit, über sich selbst nachzudenken, als früher, wo ihn in unserem Familienkreise bald dies, bald jenes abzog. Gern war er auch früher bei mir in der Werkstatt und suchte sich nützlich zu machen. Was er arbeitete, wollte ja nicht viel bedeuten, aber es beschäftigte ihn doch. Für alte Leute ist das Nichtsthun keine Wohlthat, denn eine auch noch so leichte Arbeit erhält ihr Lebensinteresse aufrecht, verknüpft sie mit der Gegenwart, bewahrt sie vor raschem körperlichen und geistigen Verfall.

Ich konnte den alten Mann, der sich in unserer kleinen Wohnung über die fehlenden alten Möbel sehr erregt zeigte, nicht allein in seine Anstalt zurückgehen lassen.

Unglücklicherweise hat, während ich Großvater begleitete und meine Frau noch nicht zurückgekehrt war, unser Ernst uns besuchen wollen. Er ist vor die verschlossene Thür gekommen. Wie er einem Nachbarssohn und früheren Gespielen erzählte, hat ihn unbezwingliches Heimweh während einer freien Stunde zum Besuch der Eltern getrieben. Er kann auch jetzt noch ganz und gar nicht in die Anstalt sich schicken. Das ewige Lesen, Schreiben und Auswendiglernen, kurzum das Studiren, gefällt ihm nun einmal nicht. Er will Handwerker werden und nur lernen, was darauf Bezug hat. Ich bin überzeugt, er würde auch ein tüchtiger Handwerker werden. Unser Unterrichtsminister aber ist mit Bebel der Ansicht, daß alle Menschen mit dem nahezu gleichen Verstande geboren werden, und deshalb soll allen, bis mit dem 18. Lebensjahr die Fachbildung beginnt, eine gleichmäßige geistige Ausbildung zu Teil werden als notwendige Grundlage für die spätere soziale Gleichheit.

19. Volksbelustigungen.

Auf allen öffentlichen Plätzen Berlins finden jetzt Musikaufführungen statt. Der neue Reichskanzler versteht es aus dem Grunde, sich beliebt zu machen. So

Jedem Theater sind täglich zwei unentgeltliche Vorstellungen, Sonntags deren drei. Natürlich sind auch die von den Bourgeois dem arbeitenden Volk hinterlassenen Theater viel zu beschränkt. Andere größere Versammlungslokale sind deshalb zur Veranstaltung von Volksbelustigungen hinzugenommen worden, z. B. Kirchen. An letzteren stößt sich allerdings noch dieser und jener, der von den anerzogenen Vorurteilen sich nicht loszulösen vermag. Grund und Boden der Kirchen aber ist Gemeingut geworden und Gemeingut darf laut Staatsgrundgesetz, wie es schon durch den Erfurter Parteitag im Oktober 1891 vorgeschrieben war, nicht zu kirchlichen und religiösen Zwecken verwendet werden.

Zur Aufführung gelangen in allen Theatern natürlich nur Stücke, welche die neue Ordnung verherrlichen und die Niederträchtigkeit der früheren Ausbeuter und Kapitalisten in lebendige Erinnerung zurückerufen. Das ist zwar auf die Dauer etwas einsörmig, aber es stärkt doch die Gesinnungstüchtigkeit, was hier und da allerdings recht notwendig ist.

Anfangs war jedem freigestellt, wo und wie er ein Theater besuchen wollte. Indes ist die wilde Konkurrenz auch hier durch zielbewußte Organisation der Volksbelustigungen ersetzt worden. Aufführungen klassischer sozialdemokratischer Stücke fanden vor leeren Bänken statt, während in Spezialitätentheatern kein Apfel zur Erde fallen konnte. Fast schlug man sich dort um die besseren Plätze. Jetzt verteilt der Magistrat die Vorstellungen in einer gewissen Reihenfolge auf die einzelnen Stadtteile und Straßen. Die Theaterdirektoren aber verlosen die einzelnen Plätze unter das ihnen für die betreffende Vorstellung zugewiesene Publikum, wie es schon 1889 die sozialdemokratische Freie Volksbühne in Berlin eingeführt hat.

Aber Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! Diese Erfahrung haben wir auch hierbei gemacht. Meine Frau und ich haben jetzt dreimal hintereinander so schlechte Plätze erkauft, daß meine Frau nichts hören und ich nichts sehen konnte. Sie ist nämlich etwas schwerhörig, während ich kurzsichtig bin. Beides verträgt sich im Theater nicht recht mit der sozialen Gleichheit.

Auch zahlreiche öffentliche Tanzbelustigungen finden auf Veranstaltung des Magistrats allabendlich statt. Der Zutritt hierzu regelt sich in derselben Weise wie bei den Theatervorstellungen. Jung und Alt ist gleichmäßig berechtigt, zu erscheinen. Die Reform der Tanzordnung bot vom sozialistischen Standpunkt einige Schwierigkeiten. Die Gleichberechtigung der Frau kommt jetzt zum Ausdruck dadurch, daß Damentouren fortwährend mit den Herrentouren abwechseln. Allerdings ist die Anwendung dieses Grundsatzes beiden Geschlechtern bei jedem Tanz die Aufforderung zu gestatten, mußte bald aufgegeben werden, weil dadurch die Tanzordnung sich in eine etwas tumultuarische Verwirrung aufzulösen drohte.

Der „Vorwärts“ enthielt eine Reihe von interessanten Eingefandts, welche ebenso gründlich wie scharfsinnig die Frage erörtern, ob es in der sozialisirten Gesellschaft beim Tanzen auch ein Recht auf Herren bezw. für die Herren ein Recht auf Damen gebe. Aus der gleichen Arbeitspflicht, so schrieb eine Dame im „Vorwärts“, folgt ein Recht auf gleichen Lohn. Zum Lohn für die Arbeit gehört auch das von Staatswegen organisierte Tanzvergnügen. Ein regelrechtes Tanzvergnügen für eine Dame nur denkbar mit einem Herrn, und daß es für die Herren kein Tanzvergnügen ohne Damen giebt, sei noch selbstverständlicher.

Von Seiten der ehrwürdigen Einsenderin wurde deshalb im „Vorwärts“ der praktische Vorschlag gemacht, für jedes Tanzvergnügen Herren und Damen durch das Los unter voller Wahrung der sozialen Gleichheit von Jung und Alt, Hübsch und Häßlich einander zuzuteilen. Ebenso wie es in der sozialisirten Gesellschaft eine Arbeitslosen und keine Obdachlosen giebt, dürfe es auch keine herrenlose Damen bei Tanzvergnügungen mehr geben.

Indes legte in einem neuen Eingefandts ein Professor des modernen Naturrechts dar, daß aus einer solchen Organisation der Tanzverbindungen zuletzt bedeut-

liche Schlussfolgerungen gezogen werden könnten auch auf die Anerkennung eines Rechts auf Eheschließungen bezw. auf eine staatliche Regelung der Eheschließungen durch eine allgemeine Verlosung von Damen und Herren. Aber ebenso wie die Ehe ein Privatvertrag sei ohne Dazwischenkunft irgend eines Funktionärs, müsse auch einer momentanen Tanzverbindung von Mann und Frau der Charakter eines Privatvertrages gewahrt bleiben, und dürften deshalb auch Tanzordner sich nicht in die Engagementsverhältnisse, weder durch Verlosung noch sonstwie, einmischen.

Es soll in der That eine erhebliche Anzahl von Damen der Ansicht sein, die soziale Gleichheit bedinge auch die Aufhebung der Unterschiede von Verheirateten und Unverheirateten. Diese Damen haben sich neuerlich der Partei der Jungen angeschlossen, obwohl sie selbst zumeist schon in etwas reiferem Lebensalter stehen. Immerhin ist nach der Ausdehnung des Wahlrechts auf weibliche Personen auch dadurch die Opposition für die nächsten Reichstagswahlen nicht unerheblich verstärkt worden.

Der neue Reichskanzler hat auch die Vorbereitung allgemeiner Neuwahlen zum Reichstag eingeleitet. Die Fülle von Anforderungen an die Staatsleitung, welche die ersten Einrichtungen des sozialdemokratischen Staates mit sich brachten, gestattete nicht früher die Vornahme von Wahlen. Das aktive und passive Wahlrecht steht allen Personen ohne Unterschied des Geschlechts zu, welche das 20. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nach den Beschlüssen des Erfurter Parteitages aus dem Oktober 1899 gilt fortan das Proportionalwahlssystem, d. h. es werden sehr große Wahlkreise gebildet mit mehreren Abgeordneten und jeder Partei wird eine ihrer Stimmenzahl entsprechende Zahl von Abgeordneten für den Reichstag zugeteilt.

20. Ueble Erfahrungen.

Frau und Schwiegertochter sitzen bis tief in die Nacht hinein, um heimlich schneiden. Es gilt einem neuen Anzuge für Agnes.

Als Kontrolleur müßte ich eigentlich beide zur strafrechtlichen Verfolgung anzeigen wegen Ueberproduktion durch Ueberschreiten des Maximalarbeitstages. Indes gehören beide nicht zu den 50 Personen, welche mir als Kontrollsektion unterstellt sind.

Die beiden Frauenleute sind diesmal noch redseliger als sonst bei solchen Schneiderarbeiten. Verstehe ich es recht, so haben sie in den Verkaufsmagazinen nicht gefunden, was sie suchten, und machen nun aus andern Kleidern etwas zu recht. Beide schelten um die Wette über die neuen Verkaufsmagazine. Schaufensterreklamen, Versendung von Preislisten, Alles hat aufgehört. Man weiß gar nicht mehr Bescheid, so klagen sie, was es an neuen Sachen zu kaufen giebt und wie die Preise sich stellen. Die vom Staat angestellten Verkäufer sind so kurz angebunden wie die Beamten am Eisenbahnschalter. Die Konkurrenz der Läden unter einander hat natürlich aufgehört. Jeder ist für bestimmte Bedürfnisse auf ein bestimmtes Verkaufsmagazin angewiesen. So verlangt es die Organisation von Produktion und Konjunktion.

Ob man was kauft, ist natürlich dem Verkäufer völlig gleichgiltig. Manche Verkäufer schaut schon mürrisch drein, wenn die Ladentür aufgeht und der Verkäufer dadurch vielleicht in einer interessanten Lektüre oder Unterhaltung unterbrochen wird. Je mehr man zur Auswahl vorgelegt verlangt, je mehr man Aufmerksamkeit wünscht über Beschaffenheit und Dauerhaftigkeit des Stoffes, desto verdrossen zeigt sich der Verkäufer. Ehe er aus einem andern Raum des Magazins das verlangte hervorholt, leugnet er lieber das Vorhandensein eines Vorrates von den Gewünschten.

Verlangt man fertige Kleider — das Kleidermachen außerhalb des Maximalarbeitstages ist auch für den eigenen Gebrauch untersagt — so ist man erst recht übel daran. Es geht beim Anprobieren zu, wie bei Rekruten in der Montirungskammer. Die ausgesuchte Nummer soll durchaus zu dem Körper passen. Ist etwas auf Bestellung gearbeitet und erweist sich beim Anprobieren hier zu eng, dort

weit, so bedarf es großer Berebtsamkeit, den Verkäufer hiervon zu überzeugen. Gelingt das nicht, so muß man entweder den Anzug nehmen, so wie er ausgefallen ist, oder gegen die betreffende Staatsbehörde Prozeß führen.

Prozeß führen ist allerdings jetzt sehr billig. Wie schon der Erfurter Parteitag im Oktober 1891 dekretirt hat, ist die Rechtspflege und Rechtshilfe unentgeltlich. Die Zahl der Richter und Rechtsanwälte hat in Folge dessen gegen früher verzehnfacht werden müssen. Aber dies reicht noch immer nicht, da die Klagen über Mängel und Fehler der in den Staatswerkstätten gelieferten Waren, über schlechte Beschaffenheit der Wohnungen und des Essens, über Ungehörigkeiten der Verkäufer und sonstiger Bediensteten so zahlreich sind, wie Sand am Meere.

Auch in achtkündigen Sitzungen vermögen die Gerichte den Terminkalender nicht inne zu halten, obwohl die Rechtsanwälte nichts weniger, als darauf aus sind, Prozesse zu verschleppen. Im Gegenteil, man klagt darüber, daß sie nach Aufhebung der Gebühren und seit ihrer Anstellung als Staatsbeamte ihre Klienten kaum anhören und Alles möglichst summarisch und im Rausch abzumachen suchen. Viele, die nicht im Prozeßführen eine Art von anregender Unterhaltung suchen, nehmen daher trotz der unentgeltlichen Rechtspflege und Rechtshilfe lieber jedes Unrecht geduldig hin, um sich Laufereien, Zeitverlust und Verger zu ersparen.

Betrübend ist es, wie die Eigentumsvergehen zunehmen, trotzdem Gold und Silber verschwunden ist. In meiner Eigenschaft als Kontrolleur gewahre ich jetzt hinter den Kulissen so Manches, was sich bisher meinen Blicken entzog. Die Zahl der Unterschlagungen hat sich gegen früher versiebenfacht. Angestellte jeder Art verabsolgen gegen irgend eine private Zuwendung oder Dienstleistung zum Nachteil des Staates Waren, oder üben den ihnen berufsmäßig obliegenden Dienst aus, ohne in dem Geldcertifikat des Empfängers in vorgeschriebener Weise einen dem Wert entsprechenden Kupon loszutrennen und zur Buchhalterei abzuführen. Durch unrichtiges Maß oder durch Verfälschung der Ware beim Verkauf sucht man das Fehlende, was nicht durch entsprechende Kupons nachgewiesen werden kann, wieder auszugleichen.

Auch Diebstähle von Geldcertifikaten kommen vielfach vor. Die ausgedruckten Photographien haben im Massenverkehr die Benutzung der Geldcertifikate durch dritte Personen nicht zu verhindern vermocht. Das Zusehen und Gewahren von Geschenken aller Art an Personen, welche durch Anstellungen und Vergabung bequemer Arbeit und dergleichen Einfluß ausüben, greift bis in die höchsten Beamtenkreise hinaus. In jeder Konferenz mit unserm Oberkontrolleur wird im Interesse der Kontrolle auf neue Praktiken solcher Art aufmerksam gemacht.

Bisher hatte ich mich stets auf Besserung vertröstet nach Ueberwindung der Uebergangsverhältnisse. Aber ich kann es mir nicht verhehlen, die Dinge gestalten sich zusehends immer schlechter. Einer meiner Kollegen wollte sich dies heute, wie folgt, erklären. Seitdem die Leute nicht mehr im Stande sind, durch persönliche Anstrengung in gesetzlicher Weise sich eine Besserung ihrer Lebensverhältnisse über das vorgeschriebene gleiche Maß hinaus zu verschaffen, geht ihr ganzes Dichten und Trachten dahin, in ungesetzlicher Weise sich dasjenige zu verschaffen, was ihnen sonst unerreichbar ist.

21. Die Flucht.

Schreckliche Tage haben wir erlebt. Am Sonntag früh kam Franz plötzlich an auf der Durchreise nach Stettin, wohin er, wie er angab, versetzt worden sei. Meine Frau zeigte sich über die Ankunft garnicht verwundert, desto aufgeregter war sie bei seiner Abreise. Sie schluchzte laut auf, hing an seinem Halse und konnte sich garnicht von ihrem Sohne trennen. Auch Franz verabschiedete sich von mir, als gelte es einen Abschied auf Nimmerwiedersehen. Agnes, Franzens Braut, habe ich nicht gesehen. Beide wollten auf dem Stettiner Bahnhof zusammentreffen.

Mittwoch las ich meiner Frau aus dem „Vorwärts“ mit gleichgiltiger Stimme eine Nachricht vor, daß an der Seeküste wieder flüchtige Auswanderer von den

Grenzpatrouillen niedergeschossen sind, meine Frau ruft entsetzt aus: „Wo denn?“ Als ich ihr antwortete: „Auf der Abende von Sahnitz“, fiel sie ohnmächtig zurück. Mit Mühe gelang es mir, sie allmählich wieder zum Bewußtsein zu bringen. In abgerissenen Worten erzählte sie mir, daß Franz und Agnes am Sonntag zusammen abgereist sind, und nicht nach Stettin, sondern nach Sahnitz auf Rügen, um von dort aus Deutschland zu verlassen. In dem Zeitungsartikel war noch näher ausgeführt, daß flüchtige Auswanderer Widerstand geleistet hätten, als das von Stettin kommende dänische Postschiff beim Anlegen in Sahnitz von der Grenzwaſche viſitirt wurde, und die flüchtigen Auswanderer mit Gewalt auf's Land zurückgeführt werden sollten.

Furchtbare Stunden, geteilt zwischen Kummer und Angst, brachten wir zu, bis eine neue Nummer des „Vorwärts“ die Namen der Getödeten und Verhafteten veröffentlichte und sich Franz und Agnes nicht auf dieser Liste befanden. Aber was war aus ihnen geworden?

Meine Frau gestand mir nun ein, was alles vorhergegangen war. Franz hatte schon vor seiner Abreise nach Berlin bei der letzten Geburtstagsfeier von Mutter dieser seine feste Absicht mitgeteilt, Deutschland, dessen Zustände ihm unerträglich seien, sobald wie möglich zu verlassen. Er bat seine Mutter inständigst, mir, von dessen gezieltem Sinn er Widerstand befürchtete, keine Silbe darüber mitzuteilen. Vergeblich hat meine Frau ihm die Sache auszureden versucht, er blieb bei seinem Entschluß, und das Mutterherz konnte den Vorstellungen des Sohnes nicht mehr widerstehen. Aus früherer Zeit hatte sich meine Frau eine Anzahl Goldstücke eripart und auch vor mir verborgen gehalten. Dieses Geld übergab sie Franz zur Bestreitung der Nebefahrtskosten auf einem ausländischen Schiff.

Damals widerstrebte noch Agnes. Sie war bereit, wenn es sein mußte, Franz bis an das Ende der Welt zu folgen, wie sie sagte, aber sie vermochte die Notwendigkeit, sich von allen anderen Lieben hier zu trennen, nicht einzusehen. Bald aber gestalteten sich ihre eigenen Verhältnisse, was ich alles, jetzt erst erfahre, immer widerwärtiger.

Still und sittsam hatte das junge Mädchen für sich in der elterlichen Wohnung Putzarbeiten hergestellt und an ein großes Geschäft abgeliefert. Nun aber mußte Agnes in einer großen Näherei arbeiten und in einem großen gemeinschaftlichen Arbeitssaale mit Frauenpersonen von teilweise recht leichten Sitten tagsüber zusammen sein. Ihre keusche Jungfräulichkeit empörte sich über die Art mancher Gespräche und über die Umgangsformen gegenüber den männlichen Betriebsleitern. Klagen und Beschwerden machten die Sache nur noch schlimmer. Bei ihrer hübschen Erscheinung wurde sie bald der Gegenstand unausgesetzter Nachstellungen seitens eines der Betriebsleiter. Schroffe Zurückweisungen suchte derselbe durch Chikanen aller Art im Arbeitsverhältnis zu rächen. — Ähnliches mag ja auch früher in solchen Verhältnissen vorgekommen sein. Aber damals war wenigstens eine Rettung durch einen Wechsel der Arbeitsstätte möglich. Heute aber betrachten manche Betriebsleiter die Arbeiterinnen fast wie wehrlos ihnen überlieferte Sklavinnen. Die höheren Beamten haben davon Kenntnis, aber sie selbst treiben es vielfach nicht besser in solcher Ausnutzung ihrer Machtstellung und beurteilen deshalb Klagen und Beschwerden, welche an sie gelangen, sehr nachsichtig. Da bleibt denn den Anverwandten oder Verlobten der in ihrer Ehre bedrohten jungen Mädchen kaum etwas anderes übrig, als zur Notwehr zu schreiten. Schwere Mißhandlungen, Mord und Totschlag sind, wie wir in unseren Konferenzen der Kontrolleure täglich erfahren, die Folge solcher Zustände.

Agnes, die vaterlose Waise, hat in Berlin keinen Beschützer. Die Klagebriefe der Braut brachten Franz in Leipzig zur Verzweiflung und förderten den Entschluß bei ihm zur Reise, mit der Ausführung des Fluchtplanes nicht länger zu zögern. Agnes wünschte dies jetzt selbst auf das dringendste. Meine Frau half in den letzten Nächten die Reisekleider beschaffen und Alles vorbereiten.

So war der entscheidende Sonntag herangekommen, über dessen Ausgang wir

so lange in qualvoller Ungewißheit blieben. Endlich, nach fast 8 Tagen, wurde derselben ein Ende gemacht. Es traf ein Brief der Beiden von der englischen Küste ein. Sie hatten sich nicht auf dem dänischen Postschiff befunden. Der Fischer, bei dem die Beiden in Saksitz eine Unterkunft gefunden, war ein entfernter Verwandter meiner Frau. Die dortige Strandbevölkerung ist gegen die neue Ordnung überaus feindselig gestimmt, weil dieselbe ihnen den bisherigen reichen und bequemen Verdienst von den Badegästen geraubt hat. Denn die sozialisierte Gesellschaft gestattet Badereisen nur solchen, welchen sie nach Prüfung durch eine ärztliche Kommission ausdrücklich verordnet ist.

Unser umsichtiger Fischer widersetzte sich dem Vorhaben des Paares, eines der Postschiffe, auf welche in letzter Zeit besonders scharf vigilirt wird, zur Flucht zu benutzen. Der Fischer fuhr die Beiden zu der Zeit, als gerade die Aufmerksamkeit der Grenzwahe dem Postschiff zugewendet war, auf seinem Fischerkahn bis auf die Höhe von Stubbenkammer in die See hinaus und brachte sie dort glücklich an Bord eines vorüberfahrenden von Stettin zurückkehrenden englischen Frachtdampfers. Die Engländer, deren Handel durch die neue Ordnung in Deutschland sehr benachteiligt wird, sind stets gern dabei, der sozialdemokratischen Regierung durch Aufnahme flüchtiger Auswanderer ein Schnippchen zu schlagen. So sind denn Agnes und Franz nach kurzer Ueberfahrt glücklich nach England gelangt und befinden sich heute bereits auf der Ueberfahrt nach Newyork.

Die armen Kinder! Was haben sie ausgestanden! Und erst meine gute Frau, welche alle ihre Sorgen und Gedanken so lange vor mir in ihrer Brust verschlossen hat! Was kann ich im Leben noch thun, um ihr in Liebe alle diese mütterliche Aufopferung zu vergelten!

22. Wiederum Kanzlerwechsel.

Die Mißstimmung auf dem Lande hat ihren Höhepunkt erreicht durch die Nachricht von den Musikaufführungen auf den öffentlichen Plätzen Berlins und von den unentgeltlichen Theateraufführungen hier selbst. In allen kleinen Nestern verlangt man unter Berufung auf die soziale Gleichheit und die gleiche Entschädigungspflicht für gleiche Arbeit dieselben Volksbelustigungen aus dem allgemeinen Volksäckel hergestellt zu sehen. Obnehin müßten schon die Dorfbewohner der Gasbeleuchtung, der elektrischen Lampen und der Lustheizung entbehren.

Der „Vorwärts“ suchte durch anmutige Schilderungen über die Vorzüge des Landlebens, idyllische Betrachtungen über den Naturgenuß und die frische Luft zu beruhigen. Das wurde für Ironie genommen. Wo bleibt denn bei Regenwetter und an langen Winterabenden der Naturgenuß? Wo in den engen Wohnungen und in den Ställen auf dem Lande die frische Luft? So murrte man in Eingefandts. — Früher war es doch auch nicht anders gewesen, wurde entgegnet. — Gewiß, aber früher konnte jedermann, dem es auf dem Lande nicht mehr paßte, in die Stadt ziehen. Nun aber, wo der Landbewohner an die Scholle gefesselt ist so lange, bis es der Obrigkeit gefällt, ihn zu versetzen, müsse man auf dem Lande alles vom Staate verlangen, was in den Städten geboten wird, denn: Gleiches Recht für alle!

Der Kanzler wußte sich nicht zu helfen. Regieren ist freilich etwas schwieriger als Stiefel wischen und Kleider reinigen. Die Einrichtung der Volksbelustigungen war das einzige gewesen, was er durchgeführt hatte. Aber beim besten Willen konnte er doch nicht an jedem Kreuzweg eine Musikkapelle, einen Circus und ein Spezialitätentheater errichten lassen. Da kam er auf den Gedanken, an allen Sonntagen je einige hunderttausende Berliner zum Naturgenuß auf das Land und dafür ebenso viele Landbewohner zum Theatergenuß nach Berlin dirigiren zu lassen. Indessen war für diese soziale Gleichheit leider das Wetter zu ungleich. Trat Regenwetter ein, so wollten die Berliner trotz ihrer bekannten Liebe zu Mutter Grün sich nicht auf nasse Landpartien einlassen, während die Landbewohner die Plätze der Berliner bei den Volksbelustigungen sehr gern einnahmen.

So mußte denn der Kanzler, nachdem er gleichmäßig Berliner und Nichtberliner gegen sich angebracht hatte, seinen Platz räumen, damit nicht die Mißstimmung über ihn die bevorstehenden Reichstagswahlen ungünstig beeinflusse. In Berlin ist natürlich das Mißbergnügen über die Einstellung aller unentgeltlichen öffentlichen Lustbarkeiten nicht gering. Die Theater sind von jetzt ab wiederum nur gegen Entschädigung durch Abtrennung von Kupons auf den Geldcertifikaten zugänglich.

Zum Nachfolger des Kanzlers ist der bisherige Reichsschatzsekretär gewählt worden. Er gilt als ein schneidiger Draufgänger und soll daneben ein guter Rechenmeister sein. Das ist um so notwendiger, als allerlei gemunkelt wird über das mangelnde Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und Einnahmen in unserer sozialisirten Gesellschaft.

23. Auswärtige Verwicklungen.

Die gesamte Kriegsflotte, welche uns die frühere Regierung hinterlassen, wird jetzt Hals über Kopf wieder ausgerüstet und in Dienst gestellt. Auch das stehende Heer, welches zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern an den Grenzen zuletzt wieder auf die Stärke von 500 000 Mann gebracht war, erfährt auf Betreiben des neuen Reichskanzlers eine Erweiterung angesichts drohender auswärtiger Gefahren.

In der Rede vor dem gesetzgebenden Ausschuß, in welcher der Minister des Auswärtigen diese Maßnahmen befürwortete, weist derselbe darauf hin, daß leider die zunehmenden Reibungen, Verwicklungen und Zwistigkeiten mit dem Auslande zu solchen Sicherheitsmaßregeln zwingen. Dem auswärtigen Ministerium darf man deshalb keinen Vorwurf machen. Dasselbe hat in der sozialisirten Gesellschaft den gesamten Güteraustausch mit dem Auslande von Staat zu Staat zu vermitteln. In Folge dessen sind stets alle Klagen über mangelhafte Beschaffenheit oder unpünktliche Lieferung von Warensendungen im diplomatischen Notenwechsel zu erledigen. Spannungen über abgelehnte oder abgebrochene Geschäftsbeziehungen, oder über eine ärgerliche Konkurrenz, wie sie früher in privaten Handelskreisen auch unvermeidlich waren, übertragen sich jetzt auf die Beziehungen von Staat zu Staat. Das liegt einmal in der Natur der neuen Einrichtungen.

Aber das internationale sozialdemokratische Bewußtsein — so führte der auswärtige Minister mit Recht aus — das Gefühl der Brüderlichkeit aller Völker sollte doch hierbei in ganz anderer Weise, wie es leider der Fall ist, ausgleichend, schlichtend und Frieden stiftend wirken. Freilich bei den Engländern, diesen egoistischen Manchesterherren, welche mit ihren Vettern, den Amerikanern, von der Sozialdemokratie durchaus nichts wissen wollen, kann solches nicht Wunder nehmen. Sie können es nicht verwinden, daß das sozialdemokratische Festland in Europa durch Annullirung aller Staatspapiere, Aktien u. s. w. sich auch von der Schuldknechtschaft gegenüber den englischen Besitzern solcher Schuldtitel des Kontinents befreit hat. Aber selbst diese hartgesottenen Geldmensen müßten einsehen, daß Deutschland bei dieser Annullirung gegenüber dem Ausland weit mehr Milliarden verloren, als gewonnen hat, da auch sämtliche im deutschen Besitz befindlichen russischen, österreichisch-ungarischen italienischen u. s. w. Papiere von den dortigen sozialdemokratischen Regierungen für null und nichtig erklärt worden sind.

Freilich Dank wissen diese sozialdemokratischen Regierungen uns Deutschen auch nicht, daß wir im erhabenen Bewußtsein der internationalen Bedeutung der Sozialdemokratie die Aufhebung der Zinsansprüche aus unserm Besitz an ausländischen Papieren ohne Murren hingenommen haben. In ihrem rücksichtslosen Egoismus gehen diese sozialdemokratischen Regierungen neuerdings so weit, daß sie die Artikel, welche Deutschland von ihnen bedarf und die wir früher teilweise durch die Hinüberferndung unserer Zinskupons beglichen, in der Regel nur gegen baar oder um Zug um Zug gegen Austausch anderer Güter an uns ablassen wollen. Die Baarzahlung machte ja unserer Regierung solange keine Schmerzen, als wir noch die bei uns entbehrlich gewordenen Bestände an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber zur Ausgleichung der Baluta hingeben konnten.

Nachdem wir aber bergestalt unser ganzes Edelmetall losgeworden sind, stoßen wir bei den sozialdemokratischen Nachbarstaaten nicht minder, wie bei den Herren Engländern und Amerikanern auch noch auf große Schwierigkeiten, um unsere Fabrikate in gewohnter Weise an dieselben abzusetzen und dafür aus jenen Ländern unsern Bedarf einzutauschen an Getreide, Holz, Flach, Hanf, Mais, Baumwolle, Wolle, Petroleum, Kaffee u. s. w. In der sozialisierten Gesellschaft ist gerade der Bedarf an solchen Artikeln nicht geringer geworden. Im Gegenteil! Die sozialdemokratischen Nachbarstaaten aber sagen, daß sie nach Einführung der sozialisierten Gesellschaft jetzt an deutschen Fabrikaten, wie Fuß- und Konfektionswaaren, Stieckereien, Blüschchen und Schwalz, Handschuhen, Klavieren, feinen Glaswaaren und dergleichen ganz und gar keinen Bedarf mehr haben. Ihre eigene Produktion sei nach Herstellung der sozialen Gleichheit für diese Artikel jetzt mehr als ausreichend.

Die Herren Engländer und Amerikaner aber in ihrer Feindseligkeit gegen die Sozialdemokratie werden nicht müde, uns zu versichern, daß die deutschen Fabrikate, insbesondere Eisenwaaren und Textilwaaren, ja sogar Strumpfswaaren und Spielwaaren bei der jetzigen neuen Fabrikationsweise so mangelhaft und nachlässig hergestellt werden, daß sie die früheren Preise nicht mehr anlegen und auf anderweitige Versorgung Bedacht nehmen wollen. Dabei kommt unsere Regierung bei den höheren Produktionskosten schon jetzt kaum mehr auf die Kosten. Alle Vereinbarungen in betreff der internationalen Einführung eines Maximalarbeitstages sind gescheitert, da die sozialdemokratischen Regierungen in ihrem nationalen Egoismus vorgeben, daß in dieser Beziehung die Besonderheiten jedes Landes in betreff des Klimas, des Volkscharakters u. s. w. maßgebend sein müßten.

Was soll unsere Regierung nun machen! Daß wir jetzt auch unsererseits nach der Sozialisierung der Gesellschaft vom Auslande keine Seide und keinen Wein mehr brauchen, kann doch den Milliardenausfall bei unserer Ausfuhr nicht decken. Kein Wunder daher, daß der diplomatische Notenwechsel tagtäglich einen gereizteren Charakter annimmt. Schon sind im Westen und Osten Anspielungen gefallen, daß Deutschland, wenn es seine Bevölkerung nicht mehr ernähren könne, doch an die Nachbarstaaten Landstriche abtreten möge. Ja, es wird sogar die Frage erörtert, ob nicht zur Deckung der aufgelaufenen Warenschulden Deutschlands an die Nachbarstaaten es sich empfehle, solche Landstriche vorläufig in Pfandbesitz zu nehmen.

Die durch Annullierung von deutschen Wertpapieren geschädigten Ausländer versuchen sich schadlos zu halten durch Beschlagnahme auf deutsche Waaren und deutsche Schiffe, wo sie irgend solcher habhaft werden können. Die Begünstigung flüchtiger deutscher Auswanderer durch ausländische Schiffe giebt unausgesetzt zu gereizten Verhandlungen Veranlassung.

Kurzum, die Hoffnung, daß die Aufrichtung der Sozialdemokratie gleichbedeutend sei mit dem ewigen Völkerfrieden, droht in ihr Gegenteil sich zu verkehren. Der gesetzgebende Ausschuß werde deshalb — so schloß der Minister seine Darlegungen — der Notwendigkeit sich nicht verschließen können, die Kriegsstotte wieder herzustellen und zugleich eine Erhöhung des stehenden Landheeres auf eine Million Köpfe zu bewilligen.

24. Wahlbewegung.

Nächsten Sonntag ist endlich Reichstagswahl. Man hat zweckmäßiger Weise einen arbeitsfreien Tag dazu gewählt. Hängt doch in der sozialisierten Gesellschaft vom Ausfall dieser Wahl hundert Mal mehr ab, als von den früheren Reichstagswahlen. Von der Ordnung des Staatswesens ist ja heute Alles und Jedes bedingt: wie viel der Einzelne zu arbeiten, zu essen und zu trinken, wie er zu wohnen und sich zu kleiden hat u. s. w. u. s. w.

Das sieht man auch schon aus den Programmen und Wahlausrufen. Die Zahl der Interessengruppen, welche mit Sonderwünschen hervortreten, ist Legion. Eine große Zahl von Programmforderungen betrifft Umgestaltungen des Küchzettels,

Vergrößerung der Fleischration, besseres Bier, stärkeren Kaffee (infolge der auswärtigen Verwickelungen soll jetzt fast nur Cichorienkaffee verabfolgt werden), größere Wohnungen, stärkere Heizung, reichlichere Beleuchtung, billigere Kleider, reinlichere Wäsche u. s. w. u. s. w.

Viele Frauen sind sehr ungehalten, daß ihre Forderung, in besonderen Wahlkreisen die Hälfte der Abgeordneten zu wählen, als ständisches reaktionäres Absonderungsgelüste zurückgewiesen worden ist. Bei der Verbindung mit den Männern zu gemeinschaftlichen Wahlkreisen fürchten die Frauen, daß viele ihrer Genossinnen den Männerkandidaten zufallen und sie in Folge dessen bei der Unzuverlässigkeit der Unterstützung ihrer Kandidatinnen von Seiten der Männer nicht viele weibliche Abgeordnete durchbringen werden.

Ein großer Teil der Frauen macht ohne Rücksicht auf Lebensalter gemeinsame Sache mit der Partei der „Jungen“, welche thatsächlich nunmehr zur Sicherung dieser Bundesgenossenschaft das Recht auf Verehelichung auf ihre Fahne geschrieben hat. Außerdem verlangen die „Jungen“, welche sich unter Berufung auf die Schriftgebets über die Frau als die eigentlichen Vebelianer ausgeben, einen vierstündigen Maximalarbeitstag, wöchentliche Abwechslung in der Berufsarbeit, allmonatliche neue und zwar alternierende Besetzung aller höheren Beamtenstellen bis einschließlich der Reichskanzlerwürde, außerdem vierwöchentliche Sommerferien mit Badereisen und Wiedereinführung unentgeltlicher Volksbelustigungen. Die eigentliche Regierungspartei tritt sehr zuversichtlich auf, obwohl ihr Programm nicht über allgemeine Redemendungen hinauskommt. Sie fordert alle vorgenannten Parteien auf, als gute Patrioten sich nötigenfalls als große Ordnungspartei zusammenzuschließen gegen eine Partei der Negation und des Umsturzes, welche im Dunklen schleiche und sich unter dem verlockenden Namen einer Freiheitspartei einzuschmeicheln suche. Diese Freiheitspartei verlangt nämlich die Wiederherstellung des Rechts der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder, Aufhebung der Staatslügen, freie Berufswahl und Freizügigkeit, sowie höhere Belohnung für schwierigere Arbeit. Jedermann müsse einsehen, daß solche Forderungen die soziale Gleichheit zerstören und deshalb die Grundlage der sozialisierten Gesellschaft zu untergraben geeignet seien. Die Erfüllung jener Forderungen — so heißt es in dem Aufruf der Regierungspartei — würde zur Wiederherstellung des Privateigentums und des Erbrechts, zur Kapitalherrschaft und zum Ausbeutesystem der früheren Gesellschaft und damit zurückführen.

Der Vielheit der Programme und Wahlausrufe entspricht durchaus nicht die geringe Lebhaftigkeit der Wahlbewegung. Letztere war in früherer Zeit viel stärker. Allerdings sind entsprechend den Beschlüssen des Erfurter Parteitages vom Oktober 1891 alle Gesetze, welche das Recht der freien Meinungsäußerung und die Vereinshätigkeit beschränken, abgeschafft. Aber was nützt die Pressefreiheit, wenn die Regierung im Besitz aller Druckereien ist, was hilft die Versammlungsfreiheit, wenn alle Versammlungslokale der Regierung gehören! Freilich dürfen die öffentlichen Versammlungslokale, im Falle sie nicht anderweitig vergeben sind, von allen Parteien zu Wahlversammlungen benutzt werden. Aber es fügt sich merkwürdigerweise sehr oft, daß gerade für die Oppositionsparteien keine Räumlichkeiten frei sind. Allerdings sind die Regierungsblätter zur Aufnahme von Wahlinseraten jeder Art verpflichtet, aber da bei der Einrichtung unserer Geldzertifikate überhaupt keine Geldmittel von den Wahlkomitees gesammelt werden können, so bestehen auch keinerlei Wahlfonds zur Bezahlung solcher Inserate und zur Bestreitung sonstiger Wahlkosten. Darin war die sozialdemokratische Partei in der früheren Gesellschaft unzweifelhaft viel besser bestellt. Sie verfügte über große Wahlfonds und verstand es, dieselben geschickt zu benutzen.

Die Oppositionsparteien klagen jetzt besonders darüber, daß sich nur sehr wenige Personen finden, welche es wagen, sich der Regierung gegenüber in der Opposition öffentlich herauszustellen, sei es als Reichstagskandidaten oder auch nur als Redner in Wählerversammlungen. Es ist ja richtig, daß Jedermann ohne Weiteres seitens

der Regierung zu einem andern Beruf oder an einen andern Ort versetzt werden kann. Damit sind allerdings gerade für die älteren und reiferen Leute viele, unter Umständen recht empfindliche Veränderungen in den Lebensverhältnissen verbunden. Freilich ist eine Beschwerde gegen eine willkürliche Versetzung statthaft. Aber wer vermag den Beweis zu führen, daß die Versetzung nicht erforderlich und gerechtfertigt war wegen Veränderungen in den Arbeitsverhältnissen, durch welche eine andere Verteilung der Arbeitskräfte bedingt wird.

Eine böse Sährung ergreift, wie wir in unseren Kontrolleurkonferenzen Tag für Tag erfahren, immer tiefer die Gemüter des Volkes in Stadt und Land. Man hat den Eindruck, als ob es nur eines leichten äußeren Anstoßes bedarf, um die Flamme einer gewalttätigen Erhebung im Sinne der Wiederherstellung der früheren Zustände hoch emporlodern zu lassen. Vom Lande her hört man bald hier, bald dort von gewalttätigen Zusammenstößen der zur Durchführung der sozialdemokratischen Ordnung aufgeborenen Truppen mit der Landbevölkerung. Selbst der Truppen ist die Regierung nicht überall sicher. Berlin hat deshalb trotz der großen Heeresverstärkungen noch keine Garnison wieder erhalten. Dagegen ist die Schutzmannschaft, welche noch Möglichkeit durch zuverlässige Sozialdemokraten aus dem ganzen Lande ergänzt wird, jetzt auf 30 000 Mann gebracht worden. Abgesehen von den berittenen Mannschaften sind der Schutzmannschaft jetzt auch Artillerie und Pioniere zugeteilt worden.

Die Reichstagswahl findet allerdings durch Stimmzettel statt, welche obrigkeitlich abgestempelt sind und in geschlossenem Couvert überreicht werden. Aber bei der alle Lebensverhältnisse durchdringenden Organisation der Regierung, der Öffentlichkeit des ganzen Lebens, dem Kontrollsystem, welchem jeder Einzelne untersteht, scheinen sich viele trotz der Undurchsichtigkeit der Zettel nicht zu trauen, nach eigener Ueberzeugung abzustimmen. Früher war dies ja mit der Beamtenschaft in manchen Orten ähnlich. Jetzt aber ist Jedermann Angestellter des Gemeinwesens.

Das Wahlergebnis ist deshalb durchaus ungewiß. Kommt wirklich der Volkswille zum Ausdruck, so erhalten wir einen Reichstag im Sinne der Wiederherstellung der früheren Ordnung. Ueberwiegt dagegen die Furcht, so wird der Reichstag ein blindes Werkzeug in den Händen der Regierung sein.

Ich selbst weiß noch nicht, wie ich stimmen werde. Ich fürchte, daß man wegen der Flucht meines Sohnes mir ohnehin schärfer aufpaßt. Vielleicht gebe ich einen weißen Zettel ab.

25. Trauerkunde.

Annie, unser gutes, herziges, kleines Mädchen, ist tot! Kann man es fassen, daß plötzlich starr und leblos das kleine Wesen daliegt, welches immer so fröhlich und munter um uns herumspwang, verstummt der Mund, der so herzlich plauderte, gebrochen die Augen, die in so hellem Glanze strahlten, wenn hier auf diesem runden Tische das Weihnachtsbäumchen für sie strahlte oder dort auf der Kommode ihr Geburtstagskuchen mit dem Lichtchen erglänzte?

Und gerade heute ist ihr Geburtstag. Meine arme Frau war Vormittag in das Kinderheim gegangen, um zu versuchen, ob sie an diesem Tage ihr Kind wenigstens für einen Augenblick sehen könne. Fröhlichen Herzens und lächelnden Mundes fragt sie nach dem Kinde. Da nach einer Pause — sie mußte Namen und Wohnung wiederholen — schneiden ihr die kalten Worte in das Herz, das Kind sei über Nacht an der Bräune gestorben, die Mitteilung wäre soeben an die Eltern abgehandelt worden.

Meine Frau sinkt starr auf einen Stuhl zurück, dann aber giebt ihr die Mutterliebe übermenschliche Kraft, sie kann es nicht fassen, daß Annie, ihr Kind, gestorben sein soll, es wird, es muß ein Irrtum sein. Sie stürzt der Aufseherin nach in den Leichenkeller. Da liegt das arme Würmchen in seinem langen roten Nachtröckchen. Alles Anrufen, Küssen und Klagen der Mutter vermag es nicht aufzuwecken.

Wie das alles so rasch gekommen ist bei der tödtlichen Krankheit, wer vermag es zu sagen? Eine Erkältung war vorhergegangen, wahrscheinlich über Nacht. Das Kind strampelte sich ja auch bei uns nachts immer so bloß, aber dort wachte kein Mutterauge sorgsam neben dem Bettchen jedes Einzelnen unter den Hunderten von kleinen Wesen. Die vorgeschriebene Ventilation bringt stets einen frischen Luftzug in die Schlafstube. Vielleicht war auch das Kind beim Baden nicht rasch und sorgsam genug abgetrocknet, es muß ja in solchen großen Anstalten gar manches etwas summarisch besorgt werden. Vielleicht auch hat die veränderte Ernährungsweise das Kind schwächer und daher empfindlicher gemacht, als es bei uns zu Hause war. Doch was hilft uns jetzt alles Nachforschen und Grübeln; unsere teuere Annie kann dadurch nicht wieder lebendig werden.

Wie wird meine teuere Frau solches Leid überstehen? Sie war so erschüttert und gebrochen, daß sie aus dem Kinderheim zu Wagen direkt in die Krankenanstalt übergeführt werden mußte. Ich selbst kam erst später hinzu. Nante war unser Nesthäkchen, ein Spätling, als einzige Tochter nach den Jungen. Was Alles haben wir von dem Kinde gehofft und geträumt, wenn es erst erwachsen sein würde.

Ernst, der gute Junge, soll es erst morgen durch mich erfahren. Großvater darf es gar nicht wissen; er hatte Nante seit Mutters Geburtstag nicht mehr gesehen. Nun kann er ihr nicht mehr Geschichten erzählen, wie so oft, wenn sie auf seinem Schoße saß und immer wieder aufs Neue von Kottkäppchen und dem Wolf zu hören verlangte. Franz und Agnes in ihrem Amerika haben natürlich keine Ahnung. In zehn Tagen werden sie erst meinen Brief erhalten. Franz liebte seine kleine Schwester so zärtlich. Fast jedesmal brachte er ihr etwas mit, wenn er von der Arbeit heimkehrte. Das wußte der kleine Schelm und stürmte ihm schon auf der Treppe entgegen, sobald er Franz kommen hörte oder sah. Vorbei, Alles vorbei mit so manchem Anderen innerhalb einiger Monate.

26. Das Wahlergebnis.

Bei so viel Herzeleid erscheint alles Politische gleichgiltig und schaal. Wenn die Gegenwart schweren Kummer auferlegt, verblaßt die Sorge um eine entferntere Zukunft.

Franz hat in der Schätzung des Wahlergebnisses Recht behalten. Er meinte in seinem letzten Brief, daß in einer Gesellschaft, worin es keine persönliche und wirtschaftliche Freiheit des einzelnen mehr giebt, auch die freieste Staatsform keine politische Selbständigkeit mehr ermögliche. Wer derart in allen seinen persönlichen Lebensbeziehungen von der Regierung abhängig ist, wie es jetzt bei uns für die gesamte Bevölkerung zutrifft, vermag nur in den seltensten Fällen die moralische Kraft zu gewinnen, auch nur durch einen geheimen Stimmzettel eine den zeitigen Machthabern unerwünschte politische Wahl zu betheiligen. So wenig wie für Soldaten in der Kaserne und für Sträflinge im Gefängnis könne das politische Wahlrecht in unserer sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung eine ernsthafte Bedeutung haben.

Es ist richtig, die Regierungspartei hat ohne besondere Anstrengungen — mit etliche offenbar aus politischen Gründen zur Statuirung von Beispielen vorgenommene Verfezungen von Führern aus der „Freiheits-Partei“ und der Partei der „Jungen“ wirkten einschüchternd — trotz aller herrschenden Mißstimmung über zwei Drittel der abgegebenen Stimmen erhalten.

Ich selbst habe unter der Wucht des Schicksalschlages, welcher meine Familie betrogen, entgegen meiner ursprünglichen Absicht für die Regierungspartei gestimmt. Denn was sollte aus mir und meiner Frau werden, wenn wir in unserer jetzigen Gemütsverfassung noch von einander getrennt würden durch eine Verfezung meiner Person in irgend einen entlegenen Provinzialort.

Seltam ist es, daß gerade auf dem Lande, wo die größte Mißstimmung herrscht, die meisten Stimmen für die Regierung abgegeben worden sind. Freilich

traut man sich dort, wo jeder einzelne noch mehr kontrollirt werden kann, als in der dichtgedrängten Bevölkerung einer Großstadt, mit der selbständigen Kundgebung einer oppositionellen Ansicht bei solcher Gelegenheit weniger heraus. Auch haben hier gerade in den unruhigsten Bezirken die letzten militärischen Maßnahmen sehr einschüchternd gewirkt.

In Berlin selbst ist die Regierungspartei in der Minderheit geblieben. So daß, da Berlin unter dem Proportionalwahlssystem nur einen einzigen Wahlkreis bildet, die Mehrheit der Berliner Abgeordneten der Opposition in der „Freiheitspartei“ angehört.

Die „Jungen“ haben schlecht abgeschnitten und trotz der starken Unterstützung der Frauenpartei für allgemeines Verehelichungsrecht nur einen einzigen Kandidaten durchgebracht. Die Stimmung im Volke ist offenbar nirgendwo mehr für einen weiteren Ausbau des sozialdemokratischen Staatswesens. Auch der einzige Abgeordnete aus der Partei der „Jungen“ ist nur gewählt worden, weil die Partei der Freiheitsfreunde ihn wegen seines persönlichen schneidigen Auftretens gegen die Regierung in der Wahl unterstützen zu müssen glaubte.

Die Partei der Freiheit oder der Freiheitsfreunde hat, durch das ganze Land gerechnet, nahezu ein Drittel der Stimmen erlangt, trotzdem sie von der Regierungspartei als Partei des Umsturzes und der Untergrabung der gesellschaftlichen Ordnung in jeder Weise zu ächten gesucht wurde. Die Partei verdankt diesen relativen Erfolg wesentlich der Unterstützung der weiblichen Wähler, welche sich überhaupt an der Wahl weit stärker als die Herren vom stärkeren Geschlecht beteiligten und aus ihrer Erbitterung über die herrschenden Zustände, insbesondere über die Beschränkung der Häuslichkeit und des Privatlebens, kein Hehl machten.

Insbefondere war seit Einführung der täglichen Kündigungsfristen für die ehelichen Verbindungen die große Zahl der eheverlassenen Frauen am Wahltag heraus thätig im Stimmzettelverteilen und Heranholen säumiger Wähler zur Urne.

Von Damen ist nur eine einzige in den Reichstag gewählt worden, nämlich die Gattin des neuen Reichskanzlers. Diese Dame rechnet sich nicht zur Regierungspartei, sondern hat sich als „wild“ bezeichnet. Sie hat in ihrer öffentlichen Wahlrede versichert, daß, wie sie bisher es schon in der Häuslichkeit ihrem jehigen und auch allen früheren Gatten gegenüber gewohnt gewesen sei, sie auch im Reichstag offen und frei die Wahrheit sagen werde, wenn dies nach ihrer selbständigen Ueberzeugung das Interesse des Volkes erheischt. Die Regierungspartei glaubte diese Wahl der Gattin des Reichskanzlers nicht bekämpfen zu dürfen teils aus Courtoisie, teils um an dieser Wahl die Gleichberechtigung der Frauen praktisch zu demonstrieren.

27. Ein großes Defizit.

Allemonatlich eine Milliarde oder 1 000 000 000 Mark mehr Ausgaben als Einnahmen, mehr Konsumtion als Produktion im Volkshaushalt, das ist die schlimme Botschaft, mit welcher der Reichskanzler den neuen Reichstag eröffnet hat. Ein Wunder, daß es noch gelungen ist, diese Thatsache bis nach den Wahlen geheim zu halten. Für die Marstellung und Abhilfe aber ist es jetzt die höchste Zeit.

Freilich zu merken war es schon seit langer Zeit an allen Ecken und Enden, daß es nicht stimmte. Wollte man für sein Geldzertifikat etwas kaufen, so hieß es nur zu oft, der Vorrat davon sei eben ausgegangen und würde erst in einiger Zeit ergänzt werden können. In Wahrheit aber war nicht die stärkere Nachfrage, wie sich jetzt herausstellt, sondern die Abnahme der Produktion schuld daran. Es war sogar schwer, sich für Ersparnisse auf dem Geldzertifikat auch nur die notwendigsten Kleidungsstücke zu erneuern. Bei anderen Bedarfsartikeln mußte man mit erschrecklichen Ladenhütern fürlieb nehmen, wenn man überhaupt etwas bekommen wollte. Die Preise für die aus dem Auslande bezogenen Artikel wie Kaffee, Petroleum, Reis waren nachgerade kaum mehr zu erschwingen.

Auch sonst hat wahrlich die Bevölkerung nichts weniger als in Saas und

Braus gelebt. Für das Mittagessen ist zwar nach wie vor die Fleischration auf 150 Gramm verblieben; indessen scheinen Aenderungen in Bezug auf Einrechnung von allerhand Abfällen auf die Gesamtheit der Portionen stattgefunden zu haben. Auch hat sich der Gemüseetat sehr vereinfacht und ist auf Erbsen, Bohnen, Linsen und Kartoffeln eingeschränkt. Am Vebeltage ist die erwartete größere Fleischration und ein unentgeltliches Glas Bier ausgeblieben. Sogar bei den Gewürzen scheint immer mehr gespart zu werden. Vielfach hört man über die Geschmacklosigkeit und Fadhheit der Speisen klagen, was Ekel erzeugt, der selbst durch starkes Hungergefühl sich nicht überwinden lasse. Von Erbrechen und Darmkatarrh war bei den Mahlzeiten immer mehr die Rede.

Obwohl nach den vorhandenen Anzeichen sich annehmen läßt, daß trotz der starken Auswanderung die Bevölkerung in Folge der Gewährleistung freier Kindererziehung von Seiten des Staates einem rapiden Zuwachs entgegensteht, werden neue Wohnhäuser selbst in Berlin nicht mehr gebaut. Sogar die notwendigsten Reparaturen werden vielfach hinausgeschoben. Von Meliorationen, Erneuerungen der Maschinen und Geräte oder von Erweiterungen von Betriebs- und Produktionsanlagen oder neuen Verkehrswegen hört man nirgend etwas.

Die Vorräte für die Konsumtion scheinen auf ein Minimum zusammengeschnitten zu sein. Nur an Artikeln, nach denen wenig oder garnicht verlangt wird, ist noch erheblicher Vorrat; außerdem bei allen jenen Waren, die früher in das Ausland verkauft wurden und jetzt dort, namentlich in den sozialdemokratischen Staaten, keinen Absatz mehr finden, so namentlich an Putzwaren, Stickerien, Handschuhen, Wein, Seidenwaren, Klavieren, Plüsch u. s. w. Alle diese Waren werden deshalb im Inland weit unter dem Kostenpreis abgegeben, nur um damit zu räumen.

Trotz alledem scheint das Defizit gerade in den letzten Monaten eher größer als kleiner geworden zu sein. Sogar die Vorräte von Rohstoffen und Hilfsstoffen beginnen nicht mehr auszureichen, um auch nur den regelmäßigen Fortgang der Produktion zu sichern. Das Ausland überläßt jetzt nirgendwo mehr Waren auf Kredit an Deutschland, sondern nur im Umtausch der Gegenwerte, Zug um Zug.

Man kann dabei nicht einmal behaupten, daß die Regierung leichtsinnig die Konsumtion geregelt hat. Sie hatte, wie es in der Botschaft zur Eröffnung des Reichstags heißt, ziemlich genau ermittelt, daß der Wert der gesamten Produktion an Gütern und Dienstleistungen in Deutschland unmittelbar vor der Umwälzung sich einschließlich der schon damals vorhandenen Produktionszweige der Gemeinwesen auf 17 bis 18 Milliarden Mk. jährlich belief. Die Regierung hatte eine Steigerung des Produktionswerts als Folge der neuen Organisation gar nicht einmal in Rechnung gestellt, sondern war nur davon ausgegangen, daß auch bei Einführung des achtfündigen Maximalarbeitstages sich der bisherige Produktionswert erreichen lasse. Diese Annahme war der Berechnung der zulässigen Konsumtion zu Grunde gelegt. Dabei konnte denn allerdings schon bisher die Mehrheit der Bevölkerung trotz aller Einschränkung in der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit nicht besser, sondern nur schlechter gestellt werden, als vor der großen Umwälzung.

Und nun stellt sich heraus, daß der Produktionswert gegen früher auf ein Drittel, also jährlich von 18 auf 6 Milliarden oder monatlich von $1\frac{1}{2}$ auf $\frac{1}{2}$ Milliarde in der sozialisierten Gesellschaft zurückgegangen ist. Es wird also in jedem Monat eine Milliarde untergezehrt. Das ergibt in 4 Monaten schon so viel Verlust, wie im großen französischen Kriege seiner Zeit Frankreich an Kontribution an Deutschland abführen mußte.

Wo soll das hinaus und wie ist Abhilfe möglich! Die Spannung auf die nächste Reichstagsitzung, in welcher der Kanzler die Ursachen des Defizits klarlegen will, ist eine überaus große.

28. Familiennachrichten.

Immer bin ich noch einsam und allein in meiner Wohnung, wie es seit meiner Junggesellenzeit nicht mehr der Fall war.

Noch immer weilt meine arme Frau in der Krankenanstalt. Der Arzt hat mich indeß gebeten, die Besuche daselbst auf das Aeußerste einzuschränken, um jede Aufregung bei ihr möglichst zu vermeiden. Denn sieht sie mich, so fällt sie mir leidenschaftlich um den Hals, als sei ich soeben erst nach den furchtbarsten Lebensgefahren ihr wieder zurückgegeben. Nachher giebt es wieder die aufregendsten Szenen, bevor sie sich von mir trennen kann und mich nach Hause entläßt. Je lebhafter sie nach unsern Gesprächen in ihren Gedanken sich mit mir und den andern Familienmitgliedern beschäftigt, desto mehr steigert sich bei ihr das Gefühl der Angst und Sorge um uns. Sie wähnt uns allerlei schlimmen Verfolgungen und Gefahren ausgesetzt, fürchtet uns nimmer wiederzusehen. Die Erschütterung des Gemüthes durch den Tod unserer Tochter und die Vorgänge bei der Flucht von Franz und Agnes ist noch immer nicht überwunden.

Ich wollte darüber unsern früheren Hausarzt, dem ihr Sein und Wesen genau bekannt ist, und der sie seit unserer Verheirathung ärztlich behandelt hat, um Rat fragen. Der Arzt kam soeben von einem jugendlichen Selbstmörder zurück, den er sich vergebens bemüht hatte, wieder ins Leben zurückzurufen. Er mußte aber zu seinem Leidwesen bedauern, daß soeben sein achtstündiger Maximalarbeitstag abgelaufen sei. Deshalb könne er beim besten Willen und bei aller Freundschaft für uns keinen ärztlichen Rat heute mehr erteilen. Er ist schon zweimal von einem jüngeren Kollegen, der eine dem Maximalarbeitstage entsprechende ärztliche Thätigkeit durch Ableseung von Kupons zur Staatsbuchhalterei nicht nachweisen konnte, wegen Ueberschreitung der Arbeitszeit demunziert und in Folge dessen wegen Ueberproduktion hart bestraft worden.

Der alte Herr ließ sich aus Anlaß seines heutigen Falles mit mir in ein Gespräch ein über die erschreckliche Zunahme der Selbstmorde in der sozialisirten Gesellschaft. Ich frug ihn, ob etwa eine unglückliche Liebe Schuld sei an dem heutigen Fall. Das verneinte er bestimmt, obwohl solche Fälle jetzt ebenso, wie früher vorkämen. Denn es kann doch auch jetzt von Staatswegen Niemand verhindert werden, Rörbe auszuteilen. Der alte Herr, der früher Militärarzt war, suchte die Zunahme der Selbstmorde anders zu erklären. Er sagte, daß auch beim Militär die Selbstmorde zu einem erheblichen Teil davon herrührten, daß manche junge Leute, obwohl es ihnen an zureichender Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht mangelt, sich in den ungewohnten Zwang der militärischen Verhältnisse durchaus nicht zu schicken vermöchten. Und dabei hatten dieselben noch Aussicht, in zwei oder drei Jahren wieder entlassen zu werden und zu der gewohnten Freiheit im Thun und Handeln zurückzukehren. Man darf sich darum nicht wundern, so meinte er, daß jetzt die aus den neuen Organisationen der Produktion und Konsumtion folgenden großen und dabei lebenslänglichen Beschränkungen der persönlichen Freiheit zusammen mit der sozialen Gleichheit bei vielen Personen, und darunter nicht den schlechtesten, den Reiz des Daseins bis zu einem Grade vermindern, welcher sie zuletzt den Selbstmord als den einzigen Ausweg betrachten läßt, um diesem Zwang eines öden, gleichförmigen, durch keine Energie ihres Willens abänderlichen Daseins zu entinnen. Der alte Herr mag so ganz Unrecht dabei nicht haben.

Von Franz und Agnes aus Amerika gute Nachricht. Der einzige Lichtpunkt in meinem Dasein. Sie haben bereits das Kosthaus in New-York, welches sie unmittelbar nach ihrer Verheirathung bezogen, verlassen und sich eine eigene, wenn auch recht beschränkte Häuslichkeit einrichten können. Franz ist in Anerkennung seiner tüchtigen Leistung und seiner Solidität Faktor in einer nicht unbedeutenden Druckerei geworden. Agnes arbeitet für ein Putzgeschäft, dessen Verdienst sich in Amerika außerordentlich gehoben hat, seitdem die deutsche Konkurrenz in Putzwaren für Amerika leistungsunfähig geworden ist. Durch Sparsamkeit gelingt es ihnen, ein Stück nach dem andern für ihre neue Häuslichkeit zu beschaffen. Franz hat sich über den Tod seiner kleinen Schwester sehr gegramt und dringt in mich, Ernst zu ihm herüberzusenden. Er will für denselben auf jede Weise sorgen

Ernst dauert mich in der Erziehungsanstalt aus tiefster Seele. Man hört aus diesen Anstalten überhaupt nur Ungünstiges, namentlich aus denen, in welchen sich die reiferen jüngeren Leute im Alter von 18 bis 21 Jahren befinden. Sie wissen, daß, wenn sie das 21. Lebensjahr erreicht haben, sie, gleichgiltig, was und wie viel sie gelernt haben, an der Staatskrippe dieselbe gleichmäßige für alle bestimmte Ration vorfinden und es in keinem Falle darüber hinaus zu etwas bringen können. Auch ob sie sich mit Lust und Liebe für einen Beruf vorbereitet haben, gewährt ihnen nicht die mindeste Sicherheit, diesem oder auch nur einem verwandten Beruf demnächst zugeteilt zu werden. So benutzen sie denn fast ausnahmslos die ihnen zur Ausbildung gewährte Zeit zu Ausschweifungen der verschiedensten Art, sodaß leztlin Bestimmungen zu ihrer Kontrolle ergangen sind, wie sie nicht schärfer für Sträflingschulen erlassen werden können.

Trotzdem wage ich nicht, Ernst den Gedanken einer Flucht nahe zu legen. Selbst wenn ich einen Weg wüßte, den Jungen auf ein ausländisches Schiff zu spediren, und Franz die Ueberfahrtskosten irgendwie sicher stellen könnte, so kann ich doch ohne Zustimmung meiner Frau nicht einen Schritt thun, der für das Lebensschicksal unseres unmündigen Sohnes von so entscheidender Bedeutung ist. Für meine Frau aber könnte bei ihrem jetzigen Zustande eine solche Mitteilung der Tod sein.

29. Eine stürmische Reichstagsitzung.

Seit der Verhandlung über die Sparkassengelder war ich nicht mehr im Reichstagsgebäude am Bebelplatz gewesen. Damals hatten die allgemeinen Neuwahlen noch nicht stattgefunden, und es waren daher die sozialdemokratischen Abgeordneten aus der Zeit vor der großen Umwälzung noch unter sich, da man alle anderen Mandate als angeblich aus der Kapitalherrschaft hervorgegangen für null und nichtig erklärt hatte. Heute füllten die neu gewählten Gegner der Sozialdemokratie die ganze linke Seite des Reichstagsaales aus, also etwa ein Drittel sämtlicher Plätze.

Die einzige aus den Neuwahlen hervorgegangene Dame, die Gattin des Reichskanzlers, hatte ihren Platz in der Mitte der vordersten Reihe eingenommen. Dieselbe, eine stattliche, energisch dreinschauende aber etwas kokett aufgewitzte Dame, folgte der Rede ihres Gatten mit lebhafter Aufmerksamkeit, bald beifällig nickend, bald das mit rothen Schleifen geschmückte Lockenhaupt schüttelnd.

Unter dem Eindruck der Nachrichten von dem großen Milliardendefizit hatte sich offenbar der Regierungspartei eine gewisse Niedergeschlagenheit bemächtigt, während die antisozialdemokratische Opposition, die Freiheitspartei, sich in ihren Kundgebungen sehr munter zeigte. Die Tribünen waren dicht besetzt, namentlich von Frauen, sodaß kein Pfel zur Erde fallen konnte. Es herrschte unter den Zuhörern ersichtlich eine aufgeregte Stimmung.

Tagesordnung: Uebersicht über den Volkshaushalt. In der Diskussion, welche sich über die Ursachen des Milliardendefizits entspann, und die ich mich bemühe hier auszugsweise wiederzugeben, ergriff zunächst das Wort

Der Reichskanzler: Die Thatfache einer Verminderung der Produktionswerte in Deutschland um zwei Drittel, verglichen mit der Produktion vor der großen Umgestaltung der Gesellschaft, soll man nicht beweinen und nicht belachen, sondern zu verstehen trachten. In erster Reihe sind daran Schuld die Feinde unserer sozialisirten Gesellschaft (der Abgeordnete für **Sagen**, links: Manu!) Sowohl, Herr Abgeordneter, zur Durchführung der Ordnung im Innern haben wir die Polizeikräfte mehr als verzehnfachen, zur Unterstützung der Polizei zur Verhinderung der Auswanderung und Sicherung gegen das Ausland das stehende Heer und die Flotte gegen früher verdoppeln müssen. Sodann hat die Annullirung der Wertpapiere in den sozialdemokratischen Staaten Europas auch für das dort angelegte deutsche Kapital die Zinsansprüche aufgehoben und damit eine Verminderung der Einnahmen herbeigeführt. Unser Absatz im Ausland ist in Folge der Umgestaltung der Gesellschaft in den sozialisirten Staaten und in Folge der Abneigung der übrig gebliebenen Bourgeoisstaaten gegen die sozialdemokratische Produktionsweise ganz außerordentlich zurückgegangen. An diesen Ursachen wird sich in Zukunft nicht viel ändern lassen.

In zweiter Reihe erwähnte ich als Ursache der Mindererträge in der Produktion die Entlohnung der jungen und alten Leute von der Arbeitspflicht. (Hört, hört! links) und die Verkürzung der Arbeitszeit (Unruhe rechts). Auch das Verbot jeder Affordarbeit hat offenbar zu einer Verminderung der Produktion beigetragen. (Hört, hört! links) In Folge der demoralisierenden Nachwirkungen der früheren Gesellschaft (Ho! links) ist leider das Bewußtsein der Arbeitspflicht als unentbehrliche Grundlage der sozialisierten Gesellschaft noch nicht in solchem Umfange vorhanden (Unruhe rechts), daß wir auf eine Ausdehnung des Maximalarbeitstages bis auf zwölf Stunden, wie wir sie Ihnen vorschlagen wollen, glauben verzichten zu können. (Seniatio). Außerdem werden wir jedenfalls bis zur Wiederherstellung der Bilanz die Arbeitspflicht für alle Personen vom 14. Lebensjahre bis zum 75. Statuten müssen statt bisher vom 21. bis 65. Jahre, (Hört, hört! links!), wobei wir uns indessen vorbehalten wollen, talentirten jüngeren Personen Erleichterungen zur Ausbildung und altersschwachen Personen Erleichterungen zur Erhaltung ihres Gesundheitszustandes zu gewähren.

Sodann wird eine vereinfachte und weniger kostspielige Ernährungsweise, als bisher (Unruhe rechts!) erheblich beitragen können zur Verminderung unseres Defizits. Neuere sorgfältige Untersuchungen haben nämlich dargethan, daß bei entsprechender Erhöhung der Gemüse- und Kartoffelportionen bei dem Mittagsmahl aus Fleischration statt 150 Gramm auch 50 Gramm Fleisch und Fett pro Kopf ausreichen dürften. (Abgeordneter für Hagen: In Plöhensee!) **Präsident:** Herr Abgeordneter, ich bitte Sie, die Zwischenrufe zu unterlassen. (Beifall rechts!) **Reichskanzler** fortfahrend: Es giebt ja bekanntlich sehr viele ehrenwerte Personen, die Vegetarier meine ich, welche den Fleischgenuß überhaupt nicht nur für entbehrlich, sondern für geradezu schädlich für den menschlichen Organismus betrachten. (Unruhe rechts!).

Vor Allem aber trachten wir große Ersparnisse zu erzielen, indem wir in folgerichtigen, weiteren Ausbau der sozialen Gleichheit engere Grenzen ziehen dem individualistischen Belieben und damit dem blinden Walten von Angebot und Nachfrage, welches auch gegenwärtig noch ebenso die Produktion erdwert, wie die Konsumtion verteuert. Die Gesellschaft produziert beispielsweise Lebensmittel, Hausgeräte, Kleidungsstücke, aber die Nachfrage richtet sich in eigenrinniger Laune — nennen wir es nun Geschmack, Mode oder wie sonst — (Abgeordnete **Frau Reichskanzler:** Oh, oh! — Der Reichskanzler hält inne und sucht durch ein Glas Wasser seiner stichtlichen Erregung über den Zwischenlaut Herr zu werden). Ich sage, die launische Mode richtet sich jetzt nur zu oft nicht auf die bereits produzierten Artikel dieser Art, sondern gerade auf solche, welche bis dahin wenig oder garnicht produziert worden sind. Die von der Gesellschaft angebotenen Vorräte werden in Folge mangelhaften Absatzes Ladenaüter, verderben, kurzum erfüllen nicht ihren Zweck, nur weil es den Herren und Damen K. J. anders gefällt. Oder ist es etwa gerechtfertigt, den individualistischen Neigungen dieser Personen darin nachzugeben, daß man ihnen verschiedene Waren für denselben Zweck der Ernährung, Wohnung und Bekleidung zur Verfügung stellt, damit Herr und Frau K. sich anders nähren, wohnen und kleiden können, als Herr und Frau J.? Welche Verwohlerung der Produktion läßt sich dagegen erzielen, wenn statt dessen die Produktion sich auf wenige oder am besten auf einen einzigen Gebrauchsgegenstand für jeden besonderen Zweck beschränkt! Jeder Verlust durch Mangel an Absatz würde vermieden werden, wenn von vornherein feststeht, daß die Herren und Damen K. J. sich in der vom Staat vorgeschriebenen Weise zu ernähren, zu kleiden und auszustatten haben.

Darum, meine Dame und meine Herren, wird Ihnen die Regierung zunächst vorschlagen, bei der Ernährung dieselbe Regelung auch für das Frühstück und die Abendmahlzeit einzuführen, welche von Anfang an für die Mittagsmahlzeiten schon Platz gegriffen hat. Ebenso wird es die soziale Gleichheit fördern, wenn wir nunmehr auch den Hausrat in Bezug auf alle zu demselben notwendigen Gegenstände, wie Betten, Tische, Stühle, Schränke, Bettwäsche und dergleichen verstaatlichen. Indem wir derart jede Wohnung mit einem dem Staat gehörenden und also in derselben verbleibenden Ausstattung versehen, werden diejenigen Mähen und Verluste vermieden, welche gegenwärtig durch den Umzug der Bewohner entstehen. Nunmehr wird es auch erst möglich, dem Grundtatz der sozialen Gleichheit bei den Wohnungen trotz der verschiedenen Lage derselben dadurch näher zu kommen, daß die Verlosung aller Wohnungen künftig von Vierteljahr zu Vierteljahr erneuert wird. Die Möglichkeit, eine Wohnung in der Beletage nach der Straße zu erlangen, erwächst auf diese Weise für Jedermann mit jedem Quartal aufs Neue (Heiterkeit links. Vereinzelter Beifall rechts.)

Ebenso sollen künftig für Jedermann nach Stoff, Farbe und Schnitt im Voraus genau bestimmte Kleidungsstücke hergestellt und mit genau vorgeschriebener Tragezeit verabsolgt

werden. (Abgeordnete **Frau Reichskanzler**: Niemals, niemals! Neußerungen des Widerspruchs auch bei den auf den Tribünen anwesenden Damen.)

Präsident: Es ist nicht gestattet, von den Tribünen Zeichen des Beifalls oder Mißfallens zu geben.

Reichskanzler fortsahrend: Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Die Gleichheit der Kleidung soll nicht soweit gehen, alle Verschiedenheiten auszuschließen. Im Gegenteil wollen wir sogar verschiedene Abzeichen vorschlagen, um die Damen und Herren der verschiedenen Provinzen, Orte, Berufskreise u. s. w. äußerlich erkennbar zu machen. Dadurch wird auch die Uebersicht und Aufsicht über die einzelnen Personen für die Kontrolbeamten des Staates ganz außerordentlich erleichtert werden. (Hört, hört! links.) Infolge dessen braucht die Vermehrung der Aufsichtsbeamten, künftig je Einer auf 30 statt bisher auf 50 Personen, nicht so groß zu werden, wie es sonst der Fall sein würde, um in unserm Staat, der in Wahrheit alsdann ein Ordnungsstaat sonder Gleichen sein wird, (Ruf links: Zwangsstaat. Der Präsident klingelt und bittet um Ruhe.), die strenge Befolgung aller Geetze und Verordnungen zu sichern, welche nunmehr in Bezug auf die Morgen- und Abendmahlzeiten, die Kleidung und Wohnung erforderlich werden.

Dies unser Programm! Sind Sie damit einverstanden, so hoffen wir durch energische Ausführung desselben nicht nur alsbald das Defizit in unserm Volkshaushalt zu beseitigen, sondern auch unser Volk auf dem Boden der sozialen Gleichheit in dem Maße zum Wohlleben und zur Glückseligkeit emporzuführen, wie es nach und nach gelingt, die bösen Nachwirkungen der früheren Gesellschaft auf die moralischen Eigenschaften der Bevölkerung zu überwinden. (Beifall rechts. Lebhaftes, wiederholtes Zischen links.)

Präsident: Es dürfte sich empfehlen, wie mir mehrfach mitgeteilt ist, vor Eintritt in die Diskussion über den Vortrag des Herrn Reichskanzlers den Mitgliedern des Hauses Gelegenheit zu geben, kurze Anfragen an den Herrn Reichskanzler zu richten, sofern in dem dargelegten Programm desselben dem einen oder dem andern noch dieses oder jenes unklar oder unvollständig erscheinen sollte.

Reichskanzler: Ich bin gern bereit, alle an mich gerichteten Anfragen sofort zu beantworten.

Ein Abgeordneter der **Regierungspartei** ersucht den Herrn Reichskanzler, sich noch zu äußern in Bezug auf die künftige Beschaffenheit der Frühstück- und Abendmahlzeiten sowie darüber, ob die vorgeschlagenen Maßnahmen eine Rückwirkung üben auf die Einrichtung der Geldzettelfäße.

Reichskanzler: Ich bin dem verehrten Herrn Abgeordneten dankbar dafür, daß er mich auf einige Unterlassungen in meinem Vortrage aufmerksam gemacht hat. Die tägliche Brotportion für erwachsene Personen soll künftig eine Einschränkung von 700 auf 500 Gr. erfahren, um eine Ueberlastung der Verdauungsorgane zu verhüten. Das Stärkemehl, wie es in großen Mengen im Schwarzbrot vorkommt, tritt erfahrungsgemäß leicht in einen sauren Gährungsprozeß, welcher oft Darmkatarrh und Diarrhoe veranlaßt. Abgesehen von der Brotportion, welche für den gesamten Tagesbedarf bestimmt ist, sollen für das Frühstück verwandt werden für jede erwachsene Person 10 Gr. ungebraunten Kaffees und ein Deciliter abgeseihter Milch. Hieraus ist je eine Portion von $\frac{1}{2}$ Liter herzustellen. Wir glauben, daß bei solcher Zusammensetzung einer aufregenden und schädlichen Erhitzung durch den Kaffeegenuß hinreichend vorgebeugt ist. (Heiterkeit links.)

Abends werden wir $\frac{3}{4}$ Liter Suppe an jede erwachsene Person verabreichen lassen, und zwar abwechselnd Wehlsuppe, Hafergrütze-, Reis-, Brotsuppe, Kartoffelsuppe; mitunter soll an die Stelle dieser Suppe $\frac{1}{4}$ Liter abgeseihter Milch treten. An den drei höchsten politischen Festtagen, den Geburtstagen von Abel, Cassale und Liebknecht, werden Mittags 250 Gr. Fleisch und $\frac{1}{2}$ Liter Bier verabreicht.

Ich habe vorher noch vergessen, mitzuteilen, daß einmal in jeder Woche zu der etatsmäßig mit 50 Gr. gesetzten Mittagskost oder zur Abendmahlzeit ein Hering verabreicht werden soll.

Ueberall handelt es sich hier um Vorschläge, welche noch Ihrer Genehmigung bedürftig sind. Indem wir aber dergestalt die Volksernährung auf einfache und natürliche Grundzüge zurückführen, erlangen wir die Möglichkeit, alle teureren und kostspieligeren Nahrungsmittel und Getränke, welche wir bisher produziert haben, wie beispielsweise feineres Gemüse, Wildpret, Geflügel, seltene Fische, Schinken, Weine, soweit diese Produktion künftig überhaupt noch stattfindet, in das Ausland abzugeben. Damit hoffen wir denn in den Stand gesetzt zu werden, diejenigen notwendigen Lebensmittel, welche wir aus dem Auslande zur Innehaltung des beschriebenen Speiseetats bedürfen, wie insbesondere Brotgetreide und Kaffee, beglichen zu können.

Was die Geldzertifikate anbetrifft, so wird Ihnen einleuchten, daß die größere Ausdehnung der Naturallieferungen eine entsprechende Einschränkung der auf eine Geldsumme intendenden Kupons zur Folge haben muß. Wir beabsichtigen auch noch, das erforderliche Heiz- und Beleuchtungsmaterial für jedes Wohnloß künftig in natura in Gemäßheit eines bestimmten Etats zu liefern. Ebenso sollen die Centralwäschanstalten künftig die Wäsche, natürlich innerhalb gewisser festgesetzter Maximalgrenzen, unentgeltlich besorgen.

Unter solchen Verhältnissen, glauben wir, dürfte für Extra-Speisen und -Getränke, für Tabak, Seife, Anschaffung von Privatkleidungsstücken, kleinen Inventarstücken, Reisen, Vergnügungen, kurzum für alles, was sonst nach das Herz begehrt, eine Geldanweisung auf Mk. für je 10 Tage an jede erwachsene Person des Reiches treffen (Heiterkeit links). Die Verwendung dieser Mark soll nicht den mindesten Einschränkungen oder Kontrollen von Seiten der Gesellschaft unterliegen. Sie erheben auch daraus, daß wir weit entfernt sind, an individualistischen Belieben keinen wirklich berechtigten Spielraum einschränken zu wollen.

Ein Abgeordneter der **Freiheitspartei** richtet an den Reichstanzler die Frage, wie man nach einer Ausdehnung des Maximalarbeitstages auf 12 Stunden einer daraus folgenden größeren Pässigkeit in Erfüllung der Arbeitspflicht zu begegnen gedenke und welche Stellung die Reichsregierung einnehme zur Frage der Volksvermehrung.

Reichstanzler: In Bezug auf Vergehen gegen die Arbeitspflicht dürfte allerdings die Ausdehnung des Arbeitstages eine Vervollständigung des Systems der Strafarten notwendig machen durch Einführung der Entziehung des Bettlagers, des Dunkelarrestes, des Altsenarrests und für Wiederholungsfälle auch der Prügelstrafe. (Piaufse von der Tribüne.)

Der Präsident droht, wenn trotz seiner Warnungen nochmals Kundgebungen von der Tribüne erfolgen, dieselbe sofort räumen zu lassen.)

Ich bitte mich nicht mißzuverstehen, wir werden in Bezug auf die Prügelstrafe nicht aufpassen, über 30 Streiche hinauszugehen. Es kommt uns nur darauf an, das sozialdemokratische Bewußtsein der Arbeitspflicht auch in körperlich Widerstrebenden auf diese Weise zum Durchbruch zu bringen.

Hinsichtlich der Regulierung der Volksvermehrung hatten wir im Prinzip an dem hebbel'schen Grundsatz fest, daß unser Staat jedes Kind als einen willkommenen Zuwachs der Sozialdemokratie betrachtet. (Beifall rechts.) Allerdings muß auch dies seine Grenzen haben, und können wir nicht dulden, daß eine zu weit gehende Volksvermehrung das Gleichgewicht im Volkshaushalt wieder in Frage stellt, nachdem es durch die vorgeschlagenen Maßregeln demnächst erzielt sein wird. Es dürfte indessen, wie wir Ihnen in der Budgetkommission noch näher klar zu machen hoffen, entsprechend den von Hebel schon früher in ähnlicher Weise gegebenen Fingerzeigen möglich sein, die Bevölkerungszahl durch die Abwehrweise in erheblichem Maße zu regulieren. Denn wie Hebel ebenso schön als treffend sagt, der Sozialismus ist die mit klarem Bewußtsein in voller Erkenntnis auf alle Gebiete menschlicher Tätigkeit angewandte Wissenschaft (Lebhafte Beifall rechts.)

Präsident: Da weiter keine Fragen an den Herrn Reichstanzler gestellt werden, so können wir nunmehr geschäftsmäßig in die Diskussion selbst eintreten. Ich werde den Rednern der beiden großen Parteien zur Rechten und zur Linken abwechselnd das Wort erteilen und mit der linken Seite beginnen. Das Wort hat der Herr

Abgeordnete für **Sagen:** Mich gestört es durchaus nicht, den Herrn Reichstanzler nach Einzelheiten seines Programms zu fragen, denn was wir jetzt schon in der Praxis in den Früchten der sozialdemokratischen sogenannten Ordnung vor uns sehen und nach den bisherigen Ankündigungen des geehrten Herrn demnächst noch zu erwarten haben, ist von überreichlich, um die Seele mit Widerwillen und Abscheu zu erfüllen gegen diejenigen Zustände, welche uns die Sozialdemokratie in Deutschland gebracht hat. (Große Unruhe rechts, lebhafter Beifall links.) Allerdings die grauenhafte Wirklichkeit übertrifft selbst das, was als Folge einer Verwirklichung des sozialdemokratischen Programms ein früherer Abgeordneter meines Wahlkreises vorausgesehen hat. (Puse rechts: Aha, der „Zerlehrenmann“, der „Sozialistenlöter!“) Ich sehe, die Herren auf der rechten Seite haben die Schrift des verstorbenen Abgeordneten Eugen Richter über „die Zerlehren der Sozialdemokratie“ noch immer nicht verwinden können*).

Hätten Sie sich nur damals aus Ihren Zerlehren heraus zu klaren Begriffen über den Zusammenhang der wirtschaftlichen Dinge zu erheben vermocht! Das Jahresdefizit von 2 Milliarden, vor dem Sie jetzt stehen, bedeutet die Bankrotterklärung der Sozialdemokratie.

*) Offenbar ist hier gemeint die Ende 1890 in einer Auflage von 80 000 Exemplaren erschienene Schrift des Abgeordneten Eugen Richter über „Die Zerlehren der Sozialdemokratie“ Berlin SW., Zimmerstr. 8, Expedition der „Freisinnigen Zeitung“, Preis 50 Pf.

(Großer Lärm rechts.) Sie, Herr Reichskanzler, verhüllen nur den Thatbestand, wenn Sie das Milliardendefizit versuchen in erster Reihe den Feinden der Sozialdemokratie zur Last zu legen.

Allerdings starrt Deutschland jetzt von Soldaten und Polizeibeamten, wie nie zuvor. Wenn aber in der Sozialdemokratie alle Lebensverhältnisse nach Innen und nach Außen der Einwirkung des Staates unterstellt werden, so müssen Sie auch die dazu gehörigen Vollstrecker der Staatsgewalt in den Kauf nehmen. Es ist richtig, unser Außenhandel liegt fläglich darnieder, aber was anders ist daran Schuld, als die Umgestaltung der Produktion und Konsumtion bei uns und in den sozialdemokratischen Nachbarländern!

Doch alles dies reicht ja nicht aus, das Milliardendefizit auch nur zu einem Viertel zu erklären. Der Herr Reichskanzler will das Defizit teilweise aus der Verkürzung der Arbeitszeit herleiten. Aber die Arbeitszeit währte vor der Umwälzung durchschnittlich noch nicht 10 Stunden und würde bei einer ruhigen, friedlichen Fortentwicklung ohne Schädigungen der Produktion von selbst eine allmähliche Verkürzung erfahren haben. Nicht so sehr der Zeitumfang der Arbeit, als die Verschlechterung derselben, mit einem Wort, die jetzt überall eingerissene Faulenzerei (Oho! rechts) trägt die Schuld an dem Rückgang der Produktion. Die Arbeit wird jetzt wieder, wie in früheren Jahrhunderten, nur als Frohndienst, als Sklavendienst betrachtet. Der gleiche Lohn für verschiedene Leistung, die Ausichtslosigkeit durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einer Verbesserung der eigenen Verhältnisse gelangen können, alles dies wirkt zerstörend auf Arbeitslust und Arbeitskraft.

Auch deshalb ist die Arbeit nicht mehr so produktiv, wie früher, weil mit dem privaten Unternehmer jener sorgsame Leiter der Arbeit fehlt, der eine Vergeudung von Material und Kräften verhindert und die Produktion den Bedürfnissen und der Nachfrage anpaßt. Ihren Betriebsleitern fehlt jedes eigene Interesse, fehlt die Aufstachelung, welche früher auch dort, wo Staatsbetriebe bestanden, die Konkurrenz der Privaten mit sich brachte. Ihnen predigt jetzt das Milliardendefizit, daß der Unternehmer kein Ausbeuter und auf keine überflüssige Drohne war, und daß selbst fleißige Arbeit, wenn sie nicht zwecktipprechend ausgeführt wird, Kräfte- und Stoffvergeudung sein kann. Auch der Großbetrieb, wie Sie ihn schablonenmäßig überall eingeführt haben, selbst dort, wohin er garnicht paßt, beeinträchtigt den Ueberfluß der Produktion.

Wohin sind wir geraten? In dem Bestreben, die Nachteile der sozialdemokratischen Produktionsweise auszugleichen, kommen Sie zu Beschränkungen der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit, welche Deutschland nur noch als ein einziges großes Zuchthaus erscheinen lassen. (Großer Lärm rechts, Beifall links und auf den Tribünen. Der Präsident droht, bei weiteren Kundgebungen der Tribünen dieselben sofort räumen zu lassen.) Gleiche Arbeitspflicht, gleiche Arbeitszeit, zwangsweise Zuteilung zu bestimmten Arbeiten, dergleichen kannten wir früher nur in den Strafanstalten. Selbst dort aber gönnte man dem fleißigen und geschickten Arbeiter noch einen Extraverdienst. Gleich den Gefängniszellen in Strafanstalten werden die Wohnungen jetzt den Einzelnen angewiesen. Das fiskalische Inventar, welches hinzukommen soll, wird die Nehmlichkeit noch steigern. Die Familien sind auseinandergerissen. Mühen Sie nicht das Aussterben der Sozialdemokratie befürchten, Sie würden Mann und Frau vollends von einander trennen, wie in den Gefängnissen.

Ebenso wie zur Arbeit, so hat in dieser sozialdemokratischen Gesellschaft Jedermann zur vorgeschriebenen Ernährung in den dafür bestimmten Tageszeiten anzutreten. Blößenrief ich mit Recht, als der Herr Reichskanzler seinen Küchenzettel beschrieb. Der Küchenzettel in dieser Strafanstalt ist seinerzeit vielleicht besser, jedenfalls nicht schlechter gewesen. Damit die Nehmlichkeit mit den Strafanstalten vollständig wird, kommt nunmehr auch der gleiche Anzug hinzu. Aufseher haben wir ja schon in den Kontrolleuren, auch Schildwachen, welche das Entweichen der zur Sozialdemokratie Verurteilten über die Grenze verhüten. In unsern Zuchthäusern bestand nur ein zehnstündiger, nicht ein zwölfstündiger Maximalarbeitstag. Die Prügelstrafe, welche Sie zur Durchführung dieses zwölfstündigen Normalarbeitstages jetzt einzuführen genötigt sind, wurde seinerzeit selbst in manchen Zuchthäusern entbehrlich angesehen. Aber im Zuchthaus war wenigstens eine Begnadigung möglich, welche auch für lebenslänglich Eingesperrte den Weg zur Freiheit öffnen konnte. Ihrem sozialdemokratischen Zuchthaus aber ist man lebenslänglich verfallen, da führt nichts hinaus als Selbstentleerung. (Bewegung.)

Sie suchen alles dies aus Uebergangsverhältnissen zu erklären. Mit nichten, die Zustände werden immer schlimmer werden, je länger die Sozialdemokratie die Herrschaft führt. Sie haben erst die obersten Stufen zurückgelegt, welche zum Abgrunde führen. Noch erhellt soq Licht des Tages, von welchem Sie sich abwenden. Alle Bildung, alle Uebung, a

Geschicklichkeit für die Arbeit verdanken Sie noch den früheren Zuständen. In den sozialdemokratischen Bildungsanstalten aber verlottert jetzt die Jugend, nicht weil es ihr an Zeit und Bildungsmitteln ergeht, sondern weil dem einzelnen das Interesse fehlt, sich solche Bildung auch anzueignen als Bedingung für das spätere Fortkommen.

Sie leben noch von dem Bildungskapital und ebenso von dem wirtschaftlichen Kapital, welches Ihnen aus der früheren Ordnung überkommen ist. Sie vermögen aber jetzt nichts mehr zu erbringen für neue wirtschaftliche Anlagen, Verbesserungen, Wege, Gebäude u. s. w. Im Gegenteil, Sie lassen das Vorhandene verfallen, Ihnen fehlen die Mittel dazu, weil Sie mit dem Unternehmergewinn auch den Zinsanspruch beseitigt haben, welcher früher die Privaten veranlaßte, fortgesetzt neues Kapital zu bilden.

Jeder wirtschaftliche und wissenschaftliche Fortschritt hat mit der Beseitigung der freien Konkurrenz aufgehört. Das Eigeninteresse forderte früher den Scharfsinn und die Erfindungsgabe jedes einzelnen heraus, aber der Wettstreit vieler Gleichstrebenden zwang die Frucht der eigenen Anstrengungen wieder der Allgemeinheit zu Gute kommen zu lassen.

Alle Vorschläge des Herrn Reichskanzlers decken das vorhandene 12 Milliardendefizit so wenig, wie solche Organisation der Produktion und Konsumtion seinerzeit in den Zuchthäusern im Stande war, auch nur den dritten Teil der laufenden Kosten dieser Anstalten zu decken. Bald werden Sie wieder trotz des Programms des Reichskanzlers vor einem neuen und zwar noch größeren Defizit stehen. Darum freuen Sie sich nicht allzu sehr über alle Geburten als einen Zuwachs für die Sozialdemokratie. Im Gegenteil, denken Sie darüber nach, wie Sie eine Verminderung der Bevölkerung von oben herab regulieren. Selbst in der kümmerlichen Weise, wie es der Herr Reichskanzler jetzt in Aussicht zu nehmen gezwungen ist, vermag Deutschland auf der Grundlage Ihrer Gesellschaftsordnung nur eine dünne und spärliche Bevölkerung dauernd zu erhalten. Für die sozialdemokratischen Nachbarstaaten gilt dasselbe. Das eiserne Gesetz der Selbsterhaltung wird die Sozialdemokratie daher hüben und drüben nötigen, sich gegenseitig totzuschlagen, bis derjenige Ueberfluß von Menschen vertilgt ist, der nur bei einem Kulturleben, wie Sie es mit der früheren Gesellschaftsordnung zerstört haben, in Europa lebensfähig ist.

Bis jetzt ist meines Wissens die Hoffnung Bebel's, die Wüste Sahara durch Bewässerung in üppige Ländereien umzuwandeln und den Ueberfluß der europäischen Sozialdemokratie dorthin abzugeben, noch in keiner Weise ihrer Erfüllung näher gerückt. Ebenso wenig dürfte die Neigung unter Ihnen für Deutschland überflüssigen Genossen sehr verbreitet sein, im Norden von Norwegen und Sibirien sich anzusiedeln, wie dies seiner Zeit Herr Bebel die Güte hatte für die sozialdemokratische Ueberbevölkerung in Aussicht zu nehmen. (Heiterkeit links.)

Ob auf dem jetzt beschrittenen Wege zum Untergang unseres Volkes noch ein Aufenthalt möglich ist, ich weiß es nicht. Viele Milliarden an Werten hat die Umwälzung schon zerstört, Milliarden müßten weiter geopfert werden, um die jetzt vorhandene Desorganisation der Volkswirtschaft wieder zu beseitigen.

Während wir im alten Europa derart Dank Ihren Bestrebungen dem Untergang entgegenreiben, erhebt sich jenseits des Meeres immer wohlhabender und mächtiger ein Gemeinwesen, das auf dem Privateigentum und der freien Konkurrenz beruht und dessen Bürger sich niemals ernsthaft von den Grundlehren der Sozialdemokratie haben bestricken lassen.

Jeder Tag der Verzögerung in der Befreiung unseres Vaterlandes von dieser unseligen Verirrung der Geister führt uns dem Abgrunde näher. Darum nieder mit dem sozialdemokratischen Zuchthausstaat, es lebe die Freiheit! (Stürmischer Beifall auf der linken Seite und auf den Tribünen, lebhaftes Wischen und große Unruhe auf der rechten Seite.)

Der **Präsident** ruft den Redner wegen der Aeußerungen am Schluß seiner Rede zur Ordnung und befiehlt, in Anbetracht der wiederholten Knudgebungen, die Räumung der Tribünen.

Zu Folge Räumung der Tribünen, welche mit nicht geringen Schwierigkeiten erfolgte, mußte auch ich vom Platze weichen und kann deshalb über den weiteren Verlauf der Sitzung nicht berichten. Indessen verfügt die Regierung bei unseren Zuständen bekanntlich über eine ihr sklavisch ergebene Reichstagsmehrheit, sodas die Annahme der vom Reichskanzler angekündigten Vorlagen von vornherein keinem Zweifel unterliegt. Auch die Erregung der Gattin des Reichskanzlers über die von Ihrem Gemahl angekündigte neue Kleiderordnung vermag daran nichts zu ändern.

30. Strike in Sicht.

Das neue Programm des Reichskanzlers zur Deckung des Milliardendefizits ist in Berlin fast überall nur mit Hohn und Spott aufgenommen worden. Was daraus weiter folgt, vermag Niemand abzusehen. Schon lange bestand eine besondere Gährung unter den Metallarbeitern, insbesondere auch unter den Maschinenbauern. Sie rühmen sich, bei der großen Umwälzung das Beste gethan zu haben, und behaupten jetzt, um die Erfüllung der Versprechungen, welche die Sozialdemokratie ihnen früher gemacht, schwächlich geprellt zu sein. Man hat ihnen allerdings vor der großen Umwälzung stets „den vollen Ertrag ihrer Arbeit“ versprochen. Ausdrücklich und wiederholt, so sagen sie, hat dies Schwarz auf Weiß im „Vorwärts“ gestanden. Nun aber erhalten sie nur dieselben Arbeitslöhne wie alle andern.

Wenn man den vollen Wert der aus ihren Werkstätten hervorgegangenen Fabrikate und Maschinen auf sie verteilte, nach Abzug der Kosten der Rohstoffe und Hilfsstoffe, so sagen sie, gebühre ihnen ein Vielfaches von dem, was sie jetzt erhalten.

Vergebens hat der „Vorwärts“ ihnen ihre Auffassung als Mißverständnis auszureden versucht. Die Sozialdemokratie hätte, so meint jetzt der „Vorwärts“, nicht den Arbeitern jedes einzelnen Berufs den vollen Ertrag ihrer besonderen Berufsarbeit versprochen, sondern nur der Gesamtheit aller Arbeiter den vollen Ertrag der Arbeit des ganzen Volkes. Was aus den Werkstätten der Metallarbeiter hervorgeht, entstehe doch nicht bloß durch Menschenarbeit, sondern auch durch Mitwirkung vieler kostspieligen Maschinen und Werkzeuge. Große Gebäude und Betriebsmittel sind dazu erforderlich. Alles dies ist doch nicht durch die zur Zeit in diesen Werkstätten thätigen Arbeiter geschaffen worden. Dafür, daß die Gesellschaft dieses gesamte Anlage- und Betriebskapital stellt, gebührt ihr auch aus dem Arbeitsertrage dasjenige, was nach Auszahlung der für alle Arbeiter in der Gesamtheit gleichen Löhne an die einzelnen übrig bleibt.

Das will nun den Eisenarbeitern nicht in den Sinn. Sie meinen, daß, wenn jetzt der Staat oder die Gesellschaft diejenigen Dividenden schluckt, welche früher die Aktionäre ihrer Anlagen bezogen für Hergabe des Kapitals, so sei dies für sie „Hose wie Jacke“. Dafür hätte es nicht gelohnt, die große Revolution zu machen.

Seitdem nun die Ausdehnung der Arbeitspflicht auf täglich 12 Stunden in Sicht gekommen, sind die Eisenarbeiter noch erbitterter. Täglich 12 Stunden am Feuer und an Metall arbeiten ist doch etwas ganz anderes, als 12 Stunden im Laden auf Kunden lauern oder Kinder warten.

Kurz und gut, sie verlangen den „vollen Arbeitsertrag“ in ihrem Sinne, und zwar bei höchstens 10 stündiger Arbeitszeit. Zur Nachtzeit haben schon große Versammlungen der Metallarbeiter in der Jungfernhöhe und in der Wühlhöhe stattgefunden, um die gewalttätige Durchführung ihrer Forderungen zu beraten. Man spricht von einer bevorstehenden Arbeitseinstellung der 40 000 Metallarbeiter und Maschinenbauer, die in Berlin thätig sind.

31. Drohnoten des Auslandes.

Auch in Rußland und Frankreich wissen die sozialdemokratischen Regierungen der inneren Schwierigkeiten nicht Herr zu werden. Sie suchen deshalb den Unmut ihrer Bevölkerung nach außen abzulenken. Der Dreibund ist von den sozialdemokratischen Regierungen sogleich aufgelöst worden. Augenblicklich wird Oesterreich-Ungarn von Italien in Istrien und Wälschtirol bedroht. Dieser Zeitpunkt erscheint Frankreich und Rußland günstig, um gegen Deutschland vorzugehen. Beide Staaten haben an unser auswärtiges Amt gleichlautende Noten gerichtet, in denen binnen 10 Tagen Bezahlung der aufgelaufenen Warenschulden Deutschlands verlangt wird.

Wie kommt denn Frankreich dazu? Wir haben doch im Grunde genommen nur noch Weinschulden an dasselbe für einige Millionen Flaschen Champagner, welche

im ersten Freudenrausch nach der großen Umwälzung und vor der staatlichen Regelung der Konsumtion bei uns vertraut worden sind. Aber Rußland hat hinterlistiger Weise einen Teil seiner Forderungen an uns an Frankreich cedirt, um eine Grundlage zu schaffen für ein gemeinsames Vorgehen. Unsere Schulden an Rußland sind jetzt allerdings bis über eine Milliarde Mark aufgelaufen, obgleich wir nur die auch früher stattgefundenen Lieferungen von Getreide, Holz, Flachs, Hanf u. s. w. bezogen haben, weil wir alles dies zu unserem Volksunterhalt absolut nicht entbehren können. Die Fabrikate, welche wir sonst an Rußland und Frankreich zum Ausgleich lieferten, sind in der letzten Zeit fast sämtlich als angeblich mangelhaft und nicht preiswürdig dort zurückgewiesen worden. Früher hätte man den Russen einfach die russischen Papiere oder deren Kupons, von denen damals in Deutschland genug vorhanden waren, in Zahlung geben können. Jetzt fehlen uns in Ermangelung von Wertpapieren und Edelmetallen Ausgleichsmittel solcher Art.

Das wissen unsere beiden braven Nachbarn auch sehr wohl, und haben deshalb in ihren Noten durchblicken lassen, daß sie im Falle längeren Säumens in der Bezahlung der Schuld sich genötigt sehen würden, Teile von Posen und Ostpreußen sowie Elsaß-Lothringen in Pfandbesitz zu nehmen. Beide Staaten erklärten sich bereit, eventuell in Verhandlungen zu treten über Erlaß der Schulden, falls Deutschland geneigt sei, diese Landesteile endgiltig abzutreten. Ist dies nicht eine beleidigende Frechheit sondergleichen?

In Deutschland ist an ausgebildeten Mannschaften, Gewehren, Pulver und Blei kein Mangel. Alles dies ist von dem früheren Regiment reichlich hinterlassen worden. Aber leider mangelt es in Folge des Rückgangs der Produktion und in Folge der Aufzehrung der Vorräte auf den Eisenbahnen an Kohlen für die Militärtransporte, während die Festungen und Feldintendanturen über Mangel an Fleisch, Mehl und Hafer für den Unterhalt der Truppen klagen.

Inzwischen haben die Franzosen das Großherzogtum Luxemburg annektirt. Dasselbe ist nach Auflösung des Zollvereins sozusagen ins Freie gefallen. Die Mißstimmung über die Auflösung der alten Handelsbeziehungen zu Deutschland ist von einer Partei im Lande benutzt worden, um die Franzosen herbeizurufen. Dieselben sind auch alsbald über Longwy eingerückt. Französische Kavallerie ist schon an der luxemburgisch-deutschen Grenze vor Trier gesehen worden.

32. Massenstrikte und Kriegsausbruch zugleich.

Alle Eisenarbeiter in Berlin und Umgegend striken seit heute früh, nachdem ihre Forderungen der Gewährung des „vollen Arbeitsertrages“ abgewiesen worden sind. Die Regierung hat sofort verfügt, allen Eisenarbeitern die Mittagsmahlzeit und Abendmahlzeit zu sperren. In allen Staatsküchen sind die Beamten angewiesen, die Geldzertifikate der Eisenarbeiter zurückzuweisen. Dasselbe gilt von allen Restaurationen und Verkaufsläden, in welchen die Eisenarbeiter bestimmungsgemäß ihre Lebensmittel zu entnehmen haben. Die betreffenden Lokalitäten werden durch starke Abteilungen der Schutzmannschaft bewacht. Auf diese Weise hofft man die Strikenden in der kürzesten Frist auszuhungern, da diejenigen Brotkrumen und Speisereste, welche ihre Frauen und Freunde von der ihnen zustehenden Portion für sie erübrigen können, nicht lange ausreichen dürften.

Es kommt dazu, daß seit heute früh für die gesamte Bevölkerung die Brotrationen auf die Hälfte herabgesetzt und die Fleischrationen gänzlich in Wegfall gebracht sind. Man hofft dadurch noch soviel zu erübrigen, um die Grenzfestungen noch einigermaßen verproviantieren zu können. Denn inzwischen hat die sogenannte Auspfländung Deutschlands schon begonnen. Französische Kavallerie ist aus dem Großherzogtum Luxemburg über die deutsche Grenze vorgedrungen, über die Mosel gesetzt und hat die Bahnlinien Trier-Diedenhofen und Trier-Saarlouis unterbrochen. Andere französische Heereskörper sind, gestützt auf Longjumeau, Conflans, Pont-à-Mousson, Nancy und Lunéville über die lothringische Grenze vorgedrungen,

um Mey und Diederhosen zu belagern und einen Vorstoß in der Richtung auf Mörchingen zu machen. Die beiden Festungen sollen nur auf höchstens 8 Tage mit Lebensmitteln versehen sein. Dasselbe gilt von Königsberg, Thorn und Graudenz, gegen welche russische Heereskolonnen, gleichfalls um die Auspflanzung vorzunehmen, in Anmarsch sind. Es scheint zunächst darauf abgesehen zu sein, Ostpreußen gleichzeitig im Osten und im Süden anzugreifen, um nach dessen Besetzung die östliche Angriffslinie gegen Deutschland zu verkürzen und daneben die Pferdeversorgung der deutschen Armee aus Ostpreußen zu verhindern. Die Landwehr und der Landsturm in Ostpreußen eilen an die Grenze. Aber leider stellt sich heraus, daß es für die Landwehr und den Landsturm vielfach an den notwendigsten Kleidungsstücken gebricht. Denn große Partien von Stiefeln und Unterkleidern sind nach der Umwälzung in Folge unzureichender Produktion zur Deckung des Bedarfs der Civilbevölkerung verwendet worden.

Doch es wird mir unmöglich, diese Aufzeichnungen in ihrem bisherigen Umfang weiter fortzusetzen. Denn von morgen ab tritt die Verlängerung der Arbeitszeit auf 12 Stunden in Kraft. Ich will daher dieses Buch demnächst abschließen und an Franz und Agnes nach New-York alles Geschriebene übersenden. Mögen dieselben dies zur Erinnerung an mich und diese sturmbewegte Zeit für Kind und Kindeskind aufbewahren. Man behandelt mich auch jetzt derartig als politisch verdächtig, daß ich nicht mehr sicher bin vor einer Hausdurchsuchung und Beschlagnahme meiner Papiere.

33. Die Gegenrevolution beginnt.

Die streikenden Eisenarbeiter wollen sich nicht aushungern lassen. Ich habe meinen Schwiegervater im Schloß Bellevue besucht, wo derselbe sich in der dort eingerichteten Altersversorgungsanstalt befindet. Da höre ich, daß Eisenarbeiter, welche sich in den ehemals Vorsichtigen Werken versammelt hatten, den Versuch machen, das Brotmagazin zu stürmen, welches sich Schloß Bellevue gegenüber an dem andern Ufer der Spree zwischen dieser und dem Eisenbahndamm befindet. Indeß alle Zugänge zu dem großen Platz, auf welchem sich die Proviantmagazine befinden, sind geschlossen. Die Arbeiter wollen über die hohen Mauern klettern, da geben die im Innern aufgestellten Schutzmanssposten Feuer und die Kletterer büßen das Wagnis mit dem Leben.

Die Eisenarbeiter erklettern nun den Eisenbahndamm, welcher Aussicht auf das Innere des Platzes gewährt, auf dem sich die zwischen dem Damm und der Spree liegenden Proviantgebäude befinden. Sie reißen die Schienen auf, durchschneiden die Telegraphendrähte; aber wiederum bedecken Tote und Verwundete den Platz in Folge des Feuers der Schutzmansschaft aus den Fenstern und Lücken der Proviantgebäude.

Nun setzen sich die Eisenarbeiter in den oberen Stockwerken der hinter dem Eisenbahndamm liegenden Häuser der Lüneburger Straße fest. Aus den Fenstern dieser Häuser einerseits und der Proviantgebäude andererseits entspinnt sich ein heftiges Feuergefecht. Die Minderzahl der Besatzung der Proviantgebäude verfügt über bessere Waffen und reichlichere Munition.

Neue Trupps der Eisenbahnarbeiter versuchen inzwischen von dem Helgoländer Ufer aus in die Umfassungsmauern des Platzes, auf welchem sich die Proviantgebäude befinden, Bresche zu legen. Aber durch den Schloßgarten von Bellevue ist inzwischen unbemerkt Verstärkung der Schutzmansschaft im Laufschrift hinzugekommen, hat die Fußgängerbrücke besetzt, welche sich gedeckt unter der Eisenbahnbrücke befindet, und von dort ein mörderisches Feuer auf den größtenteils unbewaffneten Menschenhaufen auf dem Helgoländer Ufer eröffnet. Unter furchtbarem Rachegeschrei stieß derselbe auseinander, Anäuel von Toten und Verwundeten zurücklassend. Jetzt heißt es, die Artillerie der Schutzmansschaft sei herbeigerufen worden, um vom andern Spreeufer aus die Lüneburger Straße zu beschießen.

Ich verlasse den blutigen Schauplatz, um auf einem Umwege durch den Tiergarten mich nach Berlin S.W. zu begeben. Ueberall stehen die Menschen aufgeregter truppweise beisammen. In Berlin S.W. haben noch keine Gewaltthätigkeiten stattgefunden, aber man hört, daß die Eisenarbeiter in der Erstürmung der Brotmagazine in Tempelhof und in der Köpenickerstraße erfolgreicher gewesen sind. Auch zahlreiche Gewehre und Munitionsvorräte, sollen an verschiedenen Stellen in ihre Hände gefallen sein. Sicherer ist nicht zu erfahren, aber man raunt sich zu, daß der Aufstand auf dem rechten Spreeufer immer allgemeiner werde.

Die Schutzmannschaft war in der letzten Zeit auf 30 000 Mann gebracht worden. Sie besteht aus fanatischen Sozialdemokraten, welche man aus dem ganzen Reich ausgewählt hat. Auch ist ihr zahlreiche Kavallerie und Artillerie beigegeben worden. Aber was werden die über ganz Berlin zerstreuten Abteilungen vermögen, wenn die Bevölkerung von 2 Millionen wirklich allgemein an allen Ecken und Enden sich erhebt.

Das rauchlose Pulver erleichtert gegen früher das Niederschießen aus dem Hinterhalt. Die jetzigen Schußwaffen kommen besonders der gedeckten Stellung in den Häusern zu statten.

Fortgesetzt eilen durch S.W. Trupps von Schutzleuten zu Fuß im Laufschrift und zu Pferde im Trab nach den Linden zu. Die bewaffnete Macht scheint in Berlin C. am Schloß und Unter den Linden zusammengezogen zu werden. Wie wird das enden?

Ich fand Großvater bei meinem Besuch recht stumpf und teilnahmslos. Zu Ermangelung eines Familienkreises und einer anregenden Umgebung nehmen seine Geisteskräfte reißend ab. Er erzählte mir mehrmals dasselbe, that wiederholt Fragen nach Dingen, die schon beantwortet waren, und verwechselte sogar die Personen und Generationen in seiner Familie. Ein trauriges Alter!

34. Unheilvolle Nachrichten.

Der schlimmste Tag meines Lebens! Ich habe meine Frau besucht, sie kannte mich nicht mehr, redete irre. Ihr Gemüthsleiden, die Folge des Todes von Annie und aller Aufregungen und Erschütterungen dieser Monate, hat, wie mir der Arzt sagt, sich als ein unheilbares herausgestellt. Sie leidet unter der Wahnvorstellung teuflischer Verfolgungen und soll noch heute hinausgebracht werden in eine Anstalt für Unheilbare.

Fünfundzwanzig Jahre lang haben wir Freud und Leid zusammen ertragen und in innigstem Gedanken- und Herzensaustausch gelebt. Vor mir zu sehen die Genossin meines Lebens, das alte, liebe Gesicht, die treuen Augen, fremd und irre, es ist schrecklicher, als durch den Tod getrennt zu werden!

Draußen stürmt es von allen Seiten immer wilder. Doch was kümmert mich alles dies bei dem Seelenschmerz in meinem Innern! Es sollen in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen unglückliche Gesechte stattgefunden haben. Unsere Truppen haben nach angestrengtesten Fußmärschen, schlecht genährt und mangelhaft bekleidet, trotz aller Tapferkeit keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten vermocht. Der Aufstand in Berlin wird immer allgemeiner, er beherrscht schon das ganze rechte Spreeufer und diesseits die Stadtteile und Vororte jenseits des Landwehrkanals. Aus der Provinz kommt den Aufständischen immer mehr Zuzug. Die Truppen sollen teilweise zu denselben übergegangen sein.

Die Revolution ist also über den Kreis der Eisenarbeiter und ihrer besonderen Forderungen sogleich hinausgewachsen. Sie gilt jetzt der Beseitigung des sozialdemokratischen Regiments. Auch ich muß mich verfluchen, daß ich so viele Jahre hindurch dazu beigetragen habe, Zustände, wie wir sie in diesen Monaten erlebt, herauszubekommen. Ich thut es aber nur, weil ich davon eine glücklichere Zukunft für Kinder und Kindeskinde erhoffte. Ich verstand es nicht besser. Aber werden mir meine Söhne es je vergeben können, daß ich mitgewirkt zu den Ereignissen, deren Folgen

ihnen die Mutter und die Schwester geraubt und unser ganzes Familienglück vernichtet haben?

Um jeden Preis muß ich meinen Ernst sprechen, mich drängt es zu ihm, ich will ihn warnen, sich hinauszubegeben auf die Straße, wozu solche junge Leute in der Aufregung der Tage nur zu leicht versucht sind. An freier Zeit, um die Erziehungsanstalt zu besuchen, fehlt es mir ja jetzt auch nicht mehr am Tage. Als politisch Verdächtiger bin ich meines Postens als Kontrolleur enthoben und zur nächtlichen Straßenreinigung versetzt worden. Ob dort meine Arbeit nicht eine Blutarbeit werden wird!

35. Letztes Kapitel.

Herrn Buchdruckereifaktor Franz Schmidt,
Newyork.

Mein teurer Bruder! Sei stark und fasse Dich, denn ich habe Dir trauriges zu melden. Unser guter Vater ist nicht mehr. Auch er ist ein unschuldig Opfer des großen Aufstandes geworden, welcher seit Tagen Berlin durchtobte.

Vater wollte mich in der Erziehungsanstalt besuchen, um mich vor der Beteiligung an Straßenaufmärschen zu warnen. In der Nähe unserer Anstalt hatte vorher, was Vater offenbar nicht wußte, ein Gefecht mit der Schutzmannschaft stattgefunden. Ein Teil derselben war in unsere Anstalt geflüchtet. Die Gegner lagen im Hinterhalt. Wahrscheinlich hat einer derselben Vater für einen Sendboten der Regierung gehalten. Ein Schuß aus einem Bodensfenster traf ihn, und er verschied an der Straße nach wenigen Augenblicken. Es war furchtbar, als man den Toten in unseren Hausflur brachte und ich den eigenen Vater erkannte.

Er ist ein Opfer seiner väterlichen Fürsorge geworden. Um der Zukunft der Seinigen willen war er Sozialdemokrat geworden, aber von seinen Irrthümern vollständig zurückgekommen.

Ueber den traurigen Zustand unserer geliebten Mutter und über Großvater hat Vater Dir noch selbst geschrieben. In meinem jähen Schmerz und in meiner Verlassenheit bist Du, geliebter Bruder, mein einziger Gedanke und meine Zuflucht. Wenn ich diesen Brief aufgebe, habe ich die deutsche Grenze schon hinter mir. Nach Holland zu soll dieselbe ganz unbewacht sein. Dort kann ich von der Geldanweisung, welche Du mir übersandtest, Gebrauch machen.

Hier geht alles drunter und drüber. An den Grenzen blutige Niederlagen, im Innern Anarchie und vollständige Auflösung. Wie alles so gekommen, darüber bringe ich Dir die Aufzeichnungen vom Vater, welche er noch bis zum Tage vor seinem Tode fortgeführt.

In Trauer und Wehmut küßt Dich und Agnes

Dein verlassener
Ernst.



ber
will
der
ngs
itisch
rbeit

trau
dige

Be
vor
attge
n in
Re
d an
en i

t be
voll

bate
neine
fluch
Rac
ifun

lage
rübe
e vo



UB

5